ad Oratores

a gr.b. 2312
Maximus

E

<36601921700012

<36601921700012

Bayer. Staatsbibliothek

Auct. Gr. Vet. 223. p. 733.

41

Des Maximus Tyrius philoſophiſche Reden.

Aus dem Griechiſchen überſetzet durch

Chriſtian Tobias Damm

Rector des Köllniſchen Gymnaſii zu Berlin.

Berlin,
verlegts Arnold Wever.
1764.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Dem
Königl. Preußiſchen Kriegsrath
und
expedirenden Geheimen Secretario des
General- Ober- Finanz- Kriegs-
und Domainen-Directorii

Herrn
Heinrich Chriſtian
Ernſt Bopp,

meinem
Hochzuverehrenden Herrn
und Gönner.

Die tiefe Einſichten in die Schriften des goldenen Alterthums, die Ew. Wohlgebohren, wie bekant, beſitzen, geben mir die beſte Gelegenheit, Ew. Wohlgebohren meine Ergebenheit und Hochachtung durch Ueberreichung dieſes aus dem Alterthume hervorgeſuchten Werks zu bezeugen.

Wie glücklich werde ich ſeyn, wenn ich nur einiger maaßen hierdurch meine Abſicht, mein erkenntlich Herz, für die viele mir erwieſene Gewogenheit, an den Tag zu legen, erreiche! In dieſer ſchmeichelhaften Hoffnung verharre ich mit der gröſſeſten Hochachtung

Ew. Wohlgebohren

ganz ergebenſter Diener

der Verleger.

Vorbericht.

Gegenwärtige Ueberſetzung der Reden des Maximus Tyrius, iſt aus der Engeländiſchen Ausgabe Ioannis Daviſii, cum Annot. Marklandi, London, 1740, in 4, beſorget worden. Der Ausbeſſerungen des griechiſchen Textes ſind eine große Anzal, die in der gedachten Ausgabe, theils angebracht theils auch nur angezeiget ſind: und mann hat ſich immer lieber an eine Leſe-Art gehalten, die einen geſunden, und dem Zuſammenhange der Gedanken gemäßen, Verſtand zu geben geſchienen. Es hat dieſer philoſophiſche, und zugleich witzige, Redner,

ner,

ner, der im zweiten Jarhunderte nach Chriſti Geburt gelebet, ſeine häufige Schwierigkeiten: und wer die lateiniſche Ueberſetzung des Verdienſt-vollen Heinſius gegen das griechiſche hält; der wird oft genug finden, wie dieſer ſo große Gelerte, dem es gewiß, weder an Kentniß der Grund-Sprache, noch an Kentniß der alten Welt und deren Gedenkungs-Art, gemangelt, dennoch entweder was anders als Maximus, oder gar nichts, geſaget habe. Es wird daher auch uns zu gute gehalten werden können, wenn wir etwa die Wort-reichen und mannigfaltigen Wendungen der Gedanken dieſes Weltweiſen, nicht allezeit in ihrer ganzen Vollkommenheit darzuſtellen, vermögend geweſen. Es bleibet indeſſen dieſe Schrift in ihrer Art allemal ſchätzbar: und man wird inſonderheit auch dieß daraus gewar werden können, was für einen großen Vorzug unſre heutige Art zu philoſophiren vor der ehemaligen habe; obgleich ein aufmerkſamer Leſer hier überall Betrachtungen finden wird, die der Mühe, ſie einzuſehen, würdig ſind.

Reden

Reden
des
Maximus Tyrius.

Erſte Rede.
Daß die Rede eines Weltweiſen bey jeder Aufgabe gut angebracht werden könne.

§. 1.

Warum werden Schauſpieler, die an Feſt-Tagen des Bacchus auf der Büne allerley vorſtellen, nicht getadelt, oder etwas ungeziemendes zu thun erachtet, wenn ſie bald in dem

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

Tone eines Agamemnons oder eines Achills reden, bald hinwiederum die Perſon eines Telephus annemen, oder eines Palamedes *), oder was ſonſt das Stück mit ſich bringet; und ſolchergeſtalt immer in andrer und andrer Geſtalt erſcheinen? Wenn hingegen iemand ſolche Bacchus-Luſtbarkeiten dem Spiele und dem Schauplatze überläßet, und glaubet, er habe für ſeine Perſon in der menſchlichen Geſellſchaft ein ganz anders Schauſpiel vorzuſtellen, das gewiß nicht aus einer Art Verſen nach der Kunſt eines Poeten auf eine kurze Feſt-Zeit, auch nicht aus wolklingenden Liedern der Sang-Meiſter, ſondern aus Handlungen des wirklichen Lebens, beſtehet, und das ein eigentliches Stück für einen Philoſophen, der Sache nach was wares, der Zeit nach was fortdauerndes, iſt, und welches ihm Gott als der Verfaßer aufgegeben hat; wenn ein ſolcher dieſes Stück alſo vorzuſtellen und ſein Chor alſo anzufüren ſuchet, daß er den Anſtand der ihm aufgetragenen Role überhaupt beobachtet, im übrigen ſeine Arten von Vortrag nach der Beſchaffenheit der iedesmaligen Umſtände,

*) Die beiden Erſtern ſind gebietende mächtige Fürſten; die beyden Leztern aber, unglückliche klagende Prinzen.

ſtände, die der Verfaßer des Stückes, nemlich Gott, an Hand giebet, einzurichten bemühet iſt: könnte mann wol von einem ſolchen urtheilen, er handle übel, wenn er gleich ſeine Rede mannigfaltig verändert, oder ſich wie einen Proteus auffüret, von welchem Meer-Gotte Homer erzelet, daß er in allerley Geſtalten ſich zu verwandeln vermocht habe *)? Wenn die Menſchen one Wiſſenſchaft in der Ton-Kunſt zu keiner Glückſeligkeit auf Erden gelangen könnten; würde denn da wol ein Mann der weiter nichts als den Doriſchen Geſang gut inne hätte, hingegen, wenn er den J-fiſchen anſtimmen ſolte, verſtummen müſte, von einigem Werthe ſeyn, in einer Kunſt die ſo mannigfaltige Geſang-Arten hat?

§. 2.

Der Menſch kann den Geſang, und die Ergötzung der Tone, nur zu etwas wenigem nutzen; hingegen iſt er einer männlichern Muſe bedürftig, die Homer gerne Kalliope, Pythagor aber Philoſophie, und ein andrer vielleicht noch anders, nennet **). Muß nun ein Mann

 und

*) Odyß. IV, 384-480.

**) In der vierten Rede wird Maximus zeigen, daß die älteſte Poeſie von der Philoſophie nichts unterſchiedenes geweſen: und darauf zielet er hier mit der

und ein Vortrag, der dieſer Muſe geweihet iſt, etwa weniger als iene Ton-Künſtler, die Stimme auf vielerley Weiſe einzurichten wißen; ſo daß er immer die Schönheit ſeines aufhabenden Stückes ausdrücket, und nirgends irre gemachet wird, oder verſtummet? Wäre in dieſer langen und fortdauernden Lebens-Friſt *) irgend eine Zeit, die keiner philoſophiſchen Zuſprache nöthig hätte; ſo wäre auch dieſe ſo vielſtimmige und vielfache Muſe unnöthig: wenn die menſchlichen Dinge immer in Einerley Einrichtung gleichförmig fortgiengen, und nicht Betrübniße auf Vergnügen, oder Vergnügen auf Betrübniß folgete, oder nicht allerley Vorfälle, und Empfindungen der Sele, einander ablöſeten, die das Gemüthe bald erheben bald niederſchlagen könnten: wie der Poet ſaget, Die Gemüths-Faßung der Menſchen auf Erden richtet ſich immer nach der Beſchaffenheit der Tage, ob Gott dieſelben gut oder ſchlimm

über

der Homeriſchen Muſe, und mit der Pythagoriſchen Benennung der Weltweisheit. Kalliope heißet eine ſchön-ſtimmige: Philoſophie heißet Weisheits-Liebe.

*) Langen und fortdauernden, im Gegenſatze eines Schau- und Luſt-Spieles, das nur immer einige wenige Stunden dauert.

über ſie kommen läßet *). Denn die Gottheit verhänget immer Abwechſelungen vom entgegengeſetzten über die Menſchen, und ſie ſind auf ieden Tag Veränderungen unterworfen. Gleichwie nun ein immerfließender Strom, zwar nur Einen Namen hat, daß er Spercheus oder Alpheus oder ſonſt heißet; und das Waßer das unmittelbar auf das Weggefloßene folget und in deßen Stelle tritt, das Auge durch ſolchen Zuſammenhang des fließens betrieget, daß es ſcheinet, als wäre es beſtändig Ebenderſelbe und Ein Strom: eben ſo fließet aus einem anhaltenden Quelle das Werden und die Fortdauer der menſchlichen Dinge, zwar mit einer unhaltbaren Schnelligkeit; weil aber doch dieſer Fortfluß unmerklich iſt, ſo betrieget ſich der Gedanke bey dieſem eben ſo, wie bey ienem das Auge, und nennet es Ein und Ebendaßelbe Leben; da es doch ganz was mannigfaltiges und vielförmiges iſt, das in mancherley Glücks-Fällen, in mancherley Verrichtungen, in mancherley Zeiten, ſich ſtets verändert. Dem iſt nun die Lere der Vernunft vorgeſetzet, die ſich immer nach dem Gegenwärtigen einrichten muß; ſo wie die Kunſt des Arztes ſich richtet nach dem Leibe, der gleichfals nicht ſtets von Einerley

*) Odyß. XVIII, 135, 136.

Zuſtande iſt, ſondern bald wol bald übel ſich befindet, bald durch einen Mangel bald durch eine Ueberfüllung beunruhiget wird, und dem die Kunſt bald etwas entziehet, bald merere Sättigung verordnet. Ein gleiches Vermögen übet die Lere der Vernunft über das menſchliche Leben aus; ſie hält ſich an die iedesmaligen Vorfälle deßelben, ſie lindert das betrübende, ſie ſaget gutes zu dem frölichern.

§. 3.

Wäre alſo ein Leben nur Eine Weiſe und Eine Geſtalt, ſo brauchte es auch nur Einer Art und Einrichtung des vernünftigen Vortrages. So aber, hat zwar der Sänger in die Harfe nur Eine bequeme Zeit ſich hören zu laßen, wenn die Tiſche beſetzet ſind mit Brodt und Fleiſch-Werk, und der Mundſchenk aus der Wein-Flaſche die Trink-Becher füllet *); und der Redner hat Eine bequeme Zeit, wenn die Gerichts-Stuben voll Verſammlung ſind; und der Dichter findet ſeine bequeme Zeit, wenn an Bacchus-Feſten Singe-Tänze erfordert werden: aber

*) Odyſ. X, 8-10. und mit dieſen Worten muß man das vorhergehende an dieſer Stelle, vom dritten Vers ann, vergleichen: alsdenn ſiehet mann, worauf Maximus zielet.

aber für die Lere der Vernunft iſt keine eigene beſtimmete Zeit feſte geſetzet, ſondern ſie gehö- ret dergeſtalt zu dem ganzen Leben, ſo wie das Licht zu dem Auge. Denn was ſoll mann mit dem Auge anfangen, wenn mann ihm das Licht entziehet? Jedoch, unſer Geſichte kann ſich gleichwol bey Nacht-Zeit tröſten: denn ſo we- nig es auch gewar werden kann, ſo vertritt doch, eine Leitung vermittelſt der Hand, die Stelle deßelben. Aber benimmet man dem Leben des Menſchen die vernünftige Lere, ſo weichet es ab auf böſe, finſtre, rauhe Wege, es geräth inns ſtürzen: dergleichen Wege einige Barbarn gehen, ſo viel ihrer keines vernünftigen Unter- richtes theilhaftig ſind; und die ſich daher auf Räuberey, auf Krieg, auf Umherſchweifen, le- gen. Nimmet mann einer Ziegen-Herde ihren Hirten mit ſeiner Pfeife, ſo trennet mann die Herde: nimmet mann der Menſchen-Herde die- ſen Fürer und Leiter, die Lere der Vernunft, was thut mann anders als daß mann dieſe Herde verſtöret und trennet, die von Natur zwar zam, aber bey ſchlimmer Wartung gar argen Zufäl- len unterworfen iſt; und die einen Hirten von Muſen-Art nöthig hat, der nicht etwa mit der Peitſche oder mit einem Stachel-Stocke ſie zur Folgſamkeit zu zwingen ſuchet. Wer nicht ernſt-

lich fordert, daß ein Weiſer bey keiner Gelegenheit ſeinen Unterricht unterlaßen ſoll, der machet es eben ſo, als wenn mann einem guten Krieges-Manne, der bald in voller Rüſtung, bald mit leichtem Wurf-Gewere, bald zu Pferde oder zu Wagen, bald zu Fuß, wol fechten kann, eine gewiße beſtimmete Zeit benennete, und ihn dadurch überhaupt hinderte, den Vortheil und das Glück im Streiten warzunemen, da der Krieg keine Sache iſt, die von unveränderlichen, oder vorher ganz gewiß abzuredenden, Umſtänden abhanget.

§. 4.

Ein Ringer, der in den Olympiſchen Luſt-Spielen kämpfen will, kann ſich vielleicht um die Iſthmiſchen unbekümmert laßen; obgleich auch hier die Nachläßigkeit unlöblich iſt, und eine Ehr-begierige Sele nie ertragen kann, aus Gemächlichkeits-Liebe nicht alle Claßen durchzugehen, und ſich nicht nur des Olympiſchen Sieges-Kranzes vom wilden Oel-Baum-Zweige, ſondern auch des Iſthmiſchen vom Fichten-Baum, und des Argoliſchen von Eppich, und der Pythiſchen Aepfel *) theilhaftig zu machen. Und ſolche Kämpfe tritt doch nicht die

*) Es war ein Kranz von einem Apfel-Baum-Zweige, an welchem ein paar Aepfel hiengen.

die Sele ihrentwegen ann; ſondern, weil ſie mit dem Leibe in genauer Vereinigung ſtehet, freuet ſie ſich zugleich mit über einen Sieg des Leibes und über die öffentliche Ausrufung deſſelben. Wo aber die Sele ſelbſt alleine arbeitet, und wo der Kampf und der Sieg die Sele alleine angehet; ſolte ſie da irgend eine gelegene Zeit des Kampfes vorbey laßen, oder ſollte ſie da von freien Stücken nachläßig ſeyn, wo weder Aepfel noch wilde Oel-Zweige der Kampf-Preis ſind *), ſondern wo an deren ſtatt, was ſchöneres für die Ehr-Liebe, was nutzbarers für die Unterhaltung der Zuſchauer, was kräftigers für den Redenden zur Empfelung ſeiner Lebens-Art, ſich befindet? Die Zeiten und Orte aber dieſes Kampfes ſind bald dieſe bald iene, und werden gemeiniglich plötzlich angeſaget; es verſammlet ſich dazu alles was griechiſch heißet **), von ſelbſt und ungerufen; und kömmet, nicht etwa die Augen zu weiden, ſondern auf Hofnung, tugendhafter werden zu können; welches, nach meinem Erachten, eine Sache iſt,

 die

*) Der Kampf eines Philoſophen iſt, wenn er mit nutzbarer Lere ſich hören läßet, und durch die Zuſchauer verſtehet er ſeine Zuhörer.

**) Denn dieſe Rede, und vielleicht noch einige folgende, hat Maximus zu Athen, nicht aber zu Rom, gehalten.

die die menſchliche Sele näher angehet, als alles andre Vergnügen. Mann ſiehet daher auch, daß von den Leuten, die gar eifrig hingehen, der Stärke und Geſchicklichkeit des Leibes zuzuſchauen, kein einziger deßhalb dahin gehet, das, was er ſchauet, nachzuamen; ſondern mann ſiehet da aus andrer Leute Arbeit eine Luſt für die Augen, und unter vielen tauſend Zuſchauern möchte vielleicht keiner ſich wünſchen, Einer von denen zu ſeyn, die auf dem Kampf-Platze voll Staub werden, indem ſie laufen, oder einander ängſten, oder ſchlagen; es müſte denn etwa eine ſclaviſche Sele ſeyn: Hier aber iſt, meines Wißens, der Kampf dergeſtalt Edler als iener, die Arbeit dergeſtalt nutzbarer als iene, und die Zuſchauer nemen dergeſtalt eher Partey als iene; daß kein Vernünftiger unter den Verſammleten nicht wünſchen ſolte, an ſtatt eines Zuſchauers, ein Kämpfer ſeyn zu können.

§. 5.

Was iſt denn wol davon die Urſache? Weil der Geſchicklichkeiten des Leibes, und der Bemühungen um dieſelben, nicht ein ieder Körper fähig iſt; es iſt auch überhaupt keine rechte freiwillige oder angeborne und natürliche Sache; ſie wird, unter vielen Perſonen, nur wenigen zu Theile: denn mann muß von Natur, einem

Titor-

Titormus gleich ſeyn an Leibes-Gröſſe, oder einem Milon an Knochen, oder einem Polydamas an Stärke, oder einem Laſthenes an Schnelligkeit: wolte aber iemand Luſt zu kämpfen bekommen, der ſchwächer wäre als Epeus, ungeſtalter als Therſites, kleiner als Tydeus, ſchwerfälliger als Aeas, oder der alle dergleichen Leibes-Feler beyſammen an ſich hätte; ſo würde er gewiß dieſe Luſt vergeblich bekommen. Aber die Uebungen der Sele, ſind von ganz andrer Beſchaffenheit: denn es iſt was gar ſeltenes, daß ein Menſch zu denſelben von Natur nicht aufgelegt ſeyn ſolte. Nicht, als wären die Fertigkeiten der Seele ſchlechterdinges angeboren, oder erwüchſen von ſich ſelbſt: aber es hilft doch vorher die Natur etwas zu denſelben, ſo wie zu einer hohen Mauer ein nicht alzutiefer Grund, oder zu einem groſſen Kaufartey-Schiffe ein nicht gar dicker Keil, unten geleget wird. Denn Gott hat der menſchlichen Sele Liebe und Hofnung zu Mit-Einwonern gegeben; die Erſtere iſt gleich einem leichten und hebenden Flügel-Werke, das die Sele in die Höhe hebet, und ſie dem nachjagen-machet was ſie gerne hätte; (die Philoſophen nennen dieſes Flügel-Werk den Trieb des Menſchen) die Hofnungen aber, die der Sele beywonen, ſind eine

Troſt-

Troſt-volle Zuſprache bey den Trieben eines ieden: und die ſind nicht, wie der Attiſche Poete *) will, blind, ſondern gar ſcharfſehend, und laſſen die Sele nicht verzagen bey ihrer Mühe, ſondern ſie ſagen ihr immer, ſie werde erlangen was ſie begeret. Denn ſonſt, wenn dergleichen Hofnung nicht wäre, würde der Wucherer längſt aufgehöret haben zu wuchern, und der um Lon gedungene Soldate zu dienen, und der Kaufmann zu ſchiffwerken, und der Straßenräuber Beute zu ſuchen, und der Lüderliche zu verfüren. Aber ſo laßen das die Hofnungen nicht zu, ſondern ſie manen ſolche Leute immerfort ann, ihre noch nicht zum Zweck gebrachte Dinge weiter zu verſuchen: dem Wucherer ſagen ſie, er werde reich werden; dem Kriegsmanne, er werde ſiegen; dem Schifmanne, er werde wol behalten bleiben; dem Räuber, er werde gewinnen; dem Ehebrecher, mann werde ihn nicht ertappen. Indeßen aber ergreifet einen ieden von ſolchen ein unverſehener Zufall; er beraubet den Wucherer, er tödtet den Krieger, er erſäufet den Kaufmann, er fänget den Räuber, er ertappet den Ehebrecher; und alsdenn ſind alle Begierden dieſer Leute, mit ſammt ihren Hofnungen, zu Nichts geworden. Denn

Gott

*) Aeſchylus, in ſeinem gefeſſelten Prometheus, 250.

Gott hat keinem von dieſen Dingen, ſeine gewiße beſtimmete Gränzen geſetzet, weder dem Reichthum, noch den Lüſten, noch ſonſt einer begereten Sache; ſondern ſie ſind von unbegränzeter Art: Daher denn auch die, welche ſolchen Dingen nachiagen, um ſo viel durſtiger nach denſelben werden, ie häufiger ſie ſich mit denſelben angefüllet haben; denn des noch zu erwartenden, iſt immer mehr, als des ſchon erhaſcheten. Wenn aber die Sele ſich zu einer Sache wendet, die ihr beſtimmetes Ziel und ihre feſte Abſicht hat, und die ihrer Natur nach ſchön, und durch Arbeit zu vollenden, und mit Vernunft zu begreifen, und mit reiner Begierde zu verfolgen, und von der Hofnung zu ergreifen, iſt: alsdenn wird die Bemühung der Sele theilhaftig deßen, wornach ſie ſtrebet, ſie erreichet ihren Zweck, ſie ſieget. Und dieß iſt das, weßwegen die Weltweiſen ihre Verſammlungen hieher zuſammen berufen laßen.

§. 6.

Ich muß das Bild der Ringer noch einmal zu Hülfe nemen. Unter dieſen möchte ſich vielleicht ein ieder wünſchen, daß kein andrer Ringer mit auf den Kampf-Platz träte, ſondern daß Er one Staub ſiegete: und wenn viele auftreten, kann nur Einer unter denſelben ſiegen,

gen. Hier aber, bey der Weltweisheit, träget der unter den Kämpfern den beſten Sieg davon, der ſein viele zu Mit-Kämpfern aufmuntern kann. Und, o wenn doch unter meinen hieſigen Zuſchauern mancher ſeyn möchte, der mit mir um die Wette kämpfete, und auf dieſem Ler-Stule nebſt mir arbeiten und ſich Mühe geben wolte! alsdenn hätte ich Anſehen, alsdenn wäre ich bekränzet, alsdenn würde ich unter den Griechen ausgerufen! Denn bis izo bekenne ich, daß ich keinen Kranz, keinen Rum, erlange; wenn auch ihr mir noch ſo viel Beifall zurufet. Denn was habe ich für Vortheil von allen meinen Reden, und von alle dieſem anhaltenden Kampfe? Lob-Sprüche? ich habe deren genug. Ere? ich binn dieſer Sache völlig ſatt. Mit einem Worte: lobet iemand das Reden-halten, und redet ſelber nicht, da er doch eine Stimme hat, und Gehör finden kann? lobet iemand die Weltweisheit, und ſuchet ſie nicht zu faßen, da er eine Sele hat, und einen Lerer derſelben hat? Alſo iſt ia dieſe Sache nichts beßeres als ein Flöten- oder Harfen-Spiel, oder ſonſt eine tragiſche oder comiſche Muſe am Bacchus-Feſte; iedermann lobet ſie, aber niemand begeret ſie nachzuamen.

§. 7.

Gewiß auch hier iſt Lob und Vergnügung weit unterſchieden: ein ieder Zuhörer vergnüget ſich; wer aber die Sache in der Warheit lobet, der wird ſie auch nachamen; in ſo ferne er hingegen der Sache ſich nicht weiter anzunemen ſuchet, ſo lobet er ſie auch nicht. Bisweilen wird ein Menſch, der nicht muſicaliſch iſt, durch ein gehöretes Flöten=Stück muſicaliſch, ſeine Oren faßen die Melodie, und er behält ſie, und ſinget ſie für ſich nach. Amet dieſes nach: vielleicht bekommet ihr Luſt zu dem Flöten=Spiele ſelber. Ein gewißer Liebhaber von Vögeln hielte ſich viele dergleichen, die zwar des Morgens angenem ſungen, aber nur ihren wilden Geſang, ſo wie Vögel pflegen. Er hatte einen Nachbar, der gut auf der Flöte bließ: die Vögel höreten ihm zu, wenn er ſich übete; ſie ſungen täglich immer etwas nach, und wurden durch ihr Gehör nach denſelben Melodien gebildet: und endlich, wenn er anfieng zu blaſen, ſungen ſie ordentlich mit, wie ein Chor Sänger. Solten denn Menſchen, nicht eben ſo gut wie ſolche Vögel, auch mit uns ſingen lernen, da ſie ſo oft, nicht etwa undeutliche Töne einer Flöte, ſondern verſtändliche und deutliche und fruchtbare Worte hören, die ſich recht gut nachamen laßen? Ich, der

ich

ich bisher gegen iedermann von unſern Sachen ſtille geſchwiegen, und nichts rümendes oder praugendes davon, weder beſonders noch öffentlich, geredet habe; ich glaube ietzo, ich müſſe, um euertwillen, freimüthiger und erhabener davon ſprechen. Es wird Euch, o Jünglinge, ein ausgebreiteter, und vielfältiger, und überaus fruchtbarer Vorrath von Leren dargeboten, der ſich für alle Zuhörer, für alle Gemüthsbeſchaffenheiten, für alle Befleißigungen für alle Arten der Gelehrſamkeiten, ſchicket; und zwar wird er euch unverholen, und unentgeldlich, und bereitwillig, und reichlich, und iedem der ſie faßen kann, vorgeleget. Hat iemand Luſt, zur Beredſamkeit? ſo zeige ich ihm einen überaus leichten, und überall hinreichenden, und reichen, und erhabenen, und Bewunderungs-vollen, und unwiederſprechlichen, und mächtigen, und nicht zu ermüdenden, Lauf der Worte. Hat er Luſt zur Dicht-Kunſt? er komme, nur er ſchaffe ſich vorher anderswo die Kenntniß der Vers-Arten; das übrige Zubehör ſoll er hier bekommen, das prächtige, das edle, das leuchtende, das ſchöpferiſche, das begeiſterte; den Plan, die Einrichtung auf der Schau-Büne, das reiche in den Ausſprüchen, das unanſtoßende im Wohlklange. Kömmeſt du voll Begier-

de nach Vorrath in der Staats=Wiſſenſchaft, wie mit dem Volke, und vor Raths=Verſammlungen, zu reden ſey? Du findeſt alles vor dir, da ſieheſt du das Volk, und das Rathhaus, und den Redenden, und die Ueberredungs=Kunſt, und den mächtigen Einfluß in die Gemüther. Vielleicht aber begeret iemand dieſes alles nicht, er liebet nur Philoſophie, er ſchätzet Wahrheit hoch. Hier ziehe ich das Groß=Sprechen ein, ich laße die Flügel ſinken, ich binn nicht der Vorige: die Sache iſt wichtig, ſie bedarf eines Anfürers, ſie iſt warlich nichts gemeines, oder auf der Erde kriechendes, oder nach der Weiſe des großen Haufens eingerichtetes.

§. 8.

Zwar wenn iemand meinet, Philoſophie beſtehe in Worten und Benennungen, in Wiederlegung und Streit und künſtlich=falſchen Schlüßen und in Uebungen ſolcher Dinge; ſo iſt es gar nicht ſchwer, einen Lerer dazu zu finden. Alles iſt überall voll von ſolchen weiſen Meiſtern, die Sache iſt wolfeil, mann findet ſie leicht; ia ich möchte wohl ſagen, es giebt merere Ler=Meiſter einer ſolchen Philoſophie, als Lerlinge. Daferne aber ſolche Dinge nur einen kleinen Theil des philoſophirens ausmachen, und es mer eine

Kallias ein guter Philoſophe wäre *), ſo würde zu deren Zeit den Athenienſern nichts hartes wiederfaren. Eben ſo machet es auch die Nachamung eines Diogenes, und der Bettelſack und Stecken deßelben, gar nicht aus: mann kann mit dergleichen Geräthe umhergehen, und doch laſtervoller als ein Sardanapall ſeyn. Der bekannte Ariſtippus trug einen purpurnen Mantel, und ſalbete ſich mit köſtlichen Oelen; war aber deßhalb nicht etwa weniger weiſe und mäſſig, als ein Diogenes. Denn gleichwie, wenn iemand ſeinen Leib alſo abhärten könnte, daß er durch kein Feuer beſchädiget würde, ein ſolcher ſich getroſt in die Flammen des Aetna begeben würde: alſo auch, wer wieder die Lüſte ſich genugſam gerüſtet hat, der wird mitten unter denſelben nicht einmal warm davon werden, geſchweige denn von denſelben anbrennen oder ſchmelzen.

§. 10.

Mann muß daher einen Philoſophen beurtheilen, weder nach ſeiner Kleidung, noch Alter, noch äußern Glücks-Umſtänden; ſondern nach ſeiner

*) Die zwey erſtgenennete waren gemeine Leute: Die vier leztern aber gehöreten unter die Großen, die an der Regierung des Staats Antheil hatten, und die in den Geſchichten bekannt ſind.

ſeiner Geſinnung, und Vernunft, und guter Einrichtung der Sele; als von welchen Dingen alleine ein Philoſoph ſeine Würde empfänget. Alle die übrigen Geſtalten, die vom Glücke herrüren, ſind den Verkleidungen am Bacchus-Feſte änlich. Die Schönheit des poetiſchen Stückes bleibet Eine und eben dieſelbe, es werde ein Mächtiger, oder ein Knecht redend aufgefüret, denn die Vorſtellungen erfordern mancherley Verkleidungen. Ein Agamemnon träget einen fürſtlichen Stab, ein Hirte einen Schaafs-Pelz; ein Achill iſt ſchwer geharniſchet, ein Telephus hat Lumpen und einen Bettelſack um ſich. Die Zuſchauer hören indeßen dem Agamemnon nicht weniger gerne zu, als dem Telephus: Denn die Sele richtet ihre Aufmerkſamkeit auf die Abfaßung des Stückes ſelbſt, nicht aber auf die Umſtände der Redenden. Glaube alſo, daß auch in den Leren der Philoſophen, das Gute und Schöne nicht mannigfaltig und verſchieden, ſondern nur Eines, und ihm ſelbſt immer änliches, ſey: die aber dieſes Gute vorſtellig machen, die werden, der Eine unter dieſer der andre unter iener Geſtalt vom Schickſal auf die Schaubüne des Lebens gefüret, ein Pythagor in Purpur gekleidet, ein Socrates in einem ſchlechten Kleide, ein Xenophon mit Harniſch

und Schilde, der aus Sinope *) mit einem Stecken und Bettelſacke, wie iener Telephus. Indeßen trug ihre Verkleidung etwas bey, zu guter Vorſtellung des Schauſpieles: und daher kam es, daß ein Pythagor eine Bewunderung erweckete, ein Socrates wiederlegete, ein Xenophon überredete, ein Diogenes ſchimpfete. Glückſelig ſind, die ſolche Spiele vorſtellen, und auch die ihnen zuſchauen und zuhören! Wer wird aber ietzo für uns einen Schauſpiels-Verfaßer und Vorſteller abgeben, der weder ungeſchickt noch ſtumm iſt, und würdig, auf den Schauplätzen der Griechen ſich zu zeigen? Laſſet uns einen ſolchen ſuchen: vielleicht erſcheinet er, und wird ſeine Sache gut machen.

Zweite Rede.

Was Gott ſey, nach der Lere des Plato.

Wenn wegen der Geiſter unterſuchet wird, ſo rede ich mit, ich dulde auch allerley Einwendungen; und glaube, daß der nichts gefärliches

*) Diogenes Cynicus.

fårliches oder ſündiges oder ungeſittetes unter=
nimmet, der bey ſich ſelbſt oder gegen Andre ei=
nen Zweifel heget, ob es Geiſter giebet, und
was ſie ſind, und was ſie vermögen: denn hier
iſt zwar die Benennung bekannt, aber das
Weſen iſt verborgen, und die Kraft läßet ſich
verſchiedentlich gedenken. Jetzo aber, da ich von
Gott reden will, wie ſoll ich das anfangen?
Was für Schönheit von Worten ſoll ich anwen=
den, oder was für ein Licht deutlicher Ausdrü=
cke ſoll ich ſuchen, oder was für zuſammenſtim=
menden Geſang ſoll ich meinem Vortrage ge=
ben, indem ich mir und Andern dieſe Frage be=
antworte? Da der allerberedteſte Plato, wenn
mann ihn auch gegen einen Homer vergleichet,
dennoch noch nicht genug Glauben, in ſeinen Ab=
handlungen von Gott, gefunden hat, ſondern
mann die Gedanken des Plato von andern Perſo=
nen zu vernemen ſuchet; ſo kann ia wol niemand,
der nur ein wenig Verſtand hat, auf ſeinen Vortrag
viel Vertrauen gründen: mann müſte denn etwa
einem Dürſtenden, der einen reinen und waßer=
reichen Strom vor ſich hat, der ergötzend iſt im
anſchauen, lieblich im trinken, ſattſam im er=
quicken, aus einem kleinen und an allen dieſen
Eigenſchaften mangelhaftern Bache, lieber ſchö=
pfen, und dem Dürſtenden den nöthigen Trunk

 darbrin=

Schande iſt, ſie nicht zu wißen, als eine Ere ſie zu wißen: ſo laßet uns der Schande zu entgehen ſuchen; laßet uns aber ia nicht groß damit thun, wenn wir ſo was wißen: denn ſonſt wären auch die Lerer der erſten Anfangs-Gründe einer Sprache von hohem Werthe, die mit dem Buchſtabiren ſich beſchäftigen, und mit den unverſtändigſten Kindern lallen müßen. Aber das Haupt-Werck in der Philoſophie, und der Weg zu demſelben, bedarf eines ſolchen Lerers, der die Selen der Jugend empor heben hilft, der ihre Triebe richtig leitet, und ihre Begierden in Betrübniß und Vergnügung mäßiget, ſo wie es die Bereiter machen, die weder den Muth ihrer Pferde gänzlich unterdrücken, noch aber auch ſie völlig demſelben überlaßen. Den Muth des Pferdes regieret das Gebiß, und der Zügel, und die Kunſt des Reiters oder Furmannes: die Sele des Menſchen hingegen bildet eine Lere die nicht träge, noch unzierlich, noch nachläßig, vorgetragen wird; ſondern in welcher allerley Gemüths-Bewegungen und Schilderungen enthalten ſind; die auch dem Zuhörer nicht Muße läßet, die bloßen Worte, und die darinnen ſteckenden Ergötzungen der Oren, zu betrachten; ſondern die ſie nöthiget ſich mit zu erheben, und mit begeiſtert zu werden, wie durch eine Trompete, die bald zum Angriffe, bald zum Rückzuge, bläſet.

§. 9.

§. 9.

Iſt iemand begierig nach einem ſolchen philoſophiſchen Vortrage, ſo muß er ſich nach einem umſehen, der deßen mächtig iſt; er muß ihn prüfen, er muß ihn erwelen, er ſey nun alt oder jung, er ſey arm oder reich, er ſey berümt oder unberümt. Zwar iſt, außer Zweifel das höhere Alter unvermögender als die Jugend, die Armuth niedriger als der Reichthum, und der unberümte Zuſtand geringer als der Rum. Gleichwol nahen ſich die Leute leichter zu ſolchen, die mit dieſen Unvollkommenheiten behaftet ſind; und die ungünſtigen Glücks-Umſtände werden oft Anlockungen zur Philoſophie. Weil Socrates arm war, ſo will ein Armer gleich dem Socrates änlich werden: und es iſt gut, daß nicht auch alle, die eine rückwärts gebogene Naſe, und einen dicken Unterleib haben, ſo gleich Philoſophen heißen wollen. Daß aber Socrates nicht alleine zu Armen, ſondern auch zu Reichen und vornemen und edlen Perſonen ſich fleißig gehalten, darann denket niemand. Denn Socrates hielte, wie ich glaube, dafür, daß, wenn ein Aeſchinus oder ein Antiſthenes philoſophirte, der Athenienſiſche Staat nur einen kleinen Vortheil davon genießen könnte; hingegen wenn ein Alcibiades oder Kritias oder Kritobulus oder

Kallias ein guter Philoſophe wäre *), ſo würde zu deren Zeit den Athenienſern nichts hartes wiederfaren. Eben ſo machet es auch die Nachamung eines Diogenes, und der Bettelſack und Stecken deßelben, gar nicht aus: mann kann mit dergleichen Geräthe umhergehen, und doch laſtervoller als ein Sardanapall ſeyn. Der bekannte Ariſtippus trug einen purpurnen Mantel, und ſalbete ſich mit köſtlichen Oelen; war aber deßhalb nicht etwa weniger weiſe und mäſſig, als ein Diogenes. Denn gleichwie, wenn iemand ſeinen Leib alſo abhärten könnte, daß er durch kein Feuer beſchädiget würde, ein ſolcher ſich getroſt in die Flammen des Aetna begeben würde: alſo auch, wer wieder die Lüſte ſich genugſam gerüſtet hat, der wird mitten unter denſelben nicht einmal warm davon werden, geſchweige denn von denſelben anbrennen oder ſchmelzen.

§. 10.

Mann muß daher einen Philoſophen beurtheilen, weder nach ſeiner Kleidung, noch Alter, noch äußern Glücks=Umſtänden; ſondern nach ſeiner

*) Die zwey erſtgenennete waren gemeine Leute: Die vier leztern aber gehöreten unter die Großen, die an der Regierung des Staats Antheil hatten, und die in den Geſchichten bekannt ſind.

ſeiner Geſinnung, und Vernunft, und guter Einrichtung der Sele; als von welchen Dingen alleine ein Philoſoph ſeine Würde empfänget. Alle die übrigen Geſtalten, die vom Glücke herrüren, ſind den Verkleidungen am Bacchus-Feſte änlich. Die Schönheit des poetiſchen Stückes bleibet Eine und eben dieſelbe, es werde ein Mächtiger, oder ein Knecht redend aufgefüret, denn die Vorſtellungen erfordern mancherley Verkleidungen. Ein Agamemnon träget einen fürſtlichen Stab, ein Hirte einen Schaafs-Pelz; ein Achill iſt ſchwer geharniſchet, ein Telephus hat Lumpen und einen Bettelſack um ſich. Die Zuſchauer hören indeßen dem Agamemnon nicht weniger gerne zu, als dem Telephus: Denn die Sele richtet ihre Aufmerkſamkeit auf die Abfaßung des Stückes ſelbſt, nicht aber auf die Umſtände der Redenden. Glaube alſo, daß auch in den Leren der Philoſophen, das Gute und Schöne nicht mannigfaltig und verſchieden, ſondern nur Eines, und ihm ſelbſt immer änliches, ſey: die aber dieſes Gute vorſtellig machen, die werden, der Eine unter dieſer der andre unter iener Geſtalt vom Schickſal auf die Schaubüne des Lebens gefüret, ein Pythagor in Purpur gekleidet, ein Socrates in einem ſchlechten Kleide, ein Xenophon mit Harniſch

und Schilde, der aus Sinope *) mit einem Stecken und Bettelſacke, wie iener Telephus. Indeßen trug ihre Verkleidung etwas bey, zu guter Vorſtellung des Schauſpieles: und daher kam es, daß ein Pythagor eine Bewunderung erweckete, ein Socrates wiederlegete, ein Xenophon überredete, ein Diogenes ſchimpfete. Glückſelig ſind, die ſolche Spiele vorſtellen, und auch die ihnen zuſchauen und zuhören! Wer wird aber ietzo für uns einen Schauſpiels-Verfaßer und Vorſteller abgeben, der weder ungeſchickt noch ſtumm iſt, und würdig, auf den Schauplätzen der Griechen ſich zu zeigen? Laſſet uns einen ſolchen ſuchen: vielleicht erſcheinet er, und wird ſeine Sache gut machen.

Zweite Rede.

Was Gott ſey, nach der Lere des Plato.

Wenn wegen der Geiſter unterſuchet wird, ſo rede ich mit, ich dulde auch allerley Einwendungen; und glaube, daß der nichts geſärliches

*) Diogenes Cynicus.

fährliches oder ſündiges oder ungeſittetes unternimmet, der bey ſich ſelbſt oder gegen Andre einen Zweifel heget, ob es Geiſter giebet, und was ſie ſind, und was ſie vermögen: denn hier iſt zwar die Benennung bekannt, aber das Weſen iſt verborgen, und die Kraft läßet ſich verſchiedentlich gedenken. Jetzo aber, da ich von Gott reden will, wie ſoll ich das anfangen? Was für Schönheit von Worten ſoll ich anwenden, oder was für ein Licht deutlicher Ausdrücke ſoll ich ſuchen, oder was für zuſammenſtimmenden Geſang ſoll ich meinem Vortrage geben, indem ich mir und Andern dieſe Frage beantworte? Da der allerberedteſte Plato, wenn mann ihn auch gegen einen Homer vergleichet, dennoch noch nicht genug Glauben, in ſeinen Abhandlungen von Gott, gefunden hat, ſondern mann die Gedanken des Plato von andern Perſonen zu vernemen ſuchet; ſo kann ia wol niemand, der nur ein wenig Verſtand hat, auf ſeinen Vortrag viel Vertrauen gründen: mann müſte denn etwa einem Dürſtenden, der einen reinen und waßerreichen Strom vor ſich hat, der ergötzend iſt im anſchauen, lieblich im trinken, ſattſam im erquicken, aus einem kleinen und an allen dieſen Eigenſchaften mangelhaftern Bache, lieber ſchöpfen, und dem Dürſtenden den nöthigen Trunk

darbringen, wollen. Mann ſaget, der Eule ge-he es ſo, daß ſie bey klarem Sonnenſcheine blind iſt, bey Nacht-Zeit aber einem ſchimmernden Lichte gerne zuflieget. Denn wenn einer, der die Reden eines Plato anhören kann, doch noch einen andern Vortrag nöthig hat; und wenn einem daßelbe Licht dunkel, und von keinem recht deutlichen Glanze, zu ſeyn bedünket: der möchte vielleicht auch wol die aufgehende Sonne, oder den voll-erſcheinenden Mond, oder den hellen Abend-Stern nach Untergang der Sonne, oder den erfreuenden Morgen-Stern vor Aufgang derſelben, nicht ſehen können.

§. 2.

Doch halt! Denn nun merke ich allmälig, wie es mit einem ſolchen Vortrage etwa beſchaffen ſeyn könne. Es ſoll mit demſelben eben ſo zugehen, wie es den Berg-Leuten ergehet. Denn dieſe hauen in der Erde, und graben Gold; ſie ſind aber noch nicht im Stande, das eigentliche Gold zu ſehen, ſondern es gehöret dazu eine Arbeit derer, die das Gold vermittelſt des Feuers ausſchmelzen. Ich vergleiche alſo den Erſten Zutritt zu den Reden des Plato, einer Grabung nach gutem Golde: nachher aber iſt noch eine andere Geſchicklichkeit nöthig, die das gegrabene prüfet, und mit der Vernunft, wie

mit

mit einem Feuer, bewäret=findet; damit ſie alsdenn das reine und ausgeſchmelzete Gold gehörig brauchen kann. Da nun alſo die Fundgrube der Wahrheit da iſt, und zwar eine ergiebige und reiche Grube; und wir nur die zweite Kunſt bedürfen, das gefundene uns als bewäret darzuſtellen: wolan, ſo laßet uns dieſe Kunſt zu Hülfe rufen bey der gegenwärtigen Unterſuchung was denn die Gottheit nach der Lere des Plato ſey.

§. 3.

Wenn nun dieſe Geſchicklichkeit reden könnte, und uns fragete, ob wir ſelber denn nicht dafür hielten, daß eine Gottheit in der Welt ſey, und ob wir gar keinen Begriff von Gott hätten; und deßhalb dieſe Unterſuchung anſtelleten? oder ob wir wegen einer Meinung des Plato ſtreiten wollten, die mit den Meinungen, die wir von der Sache hätten, nicht überein käme? Und, daferne wir ſageten, wir hätten einen Begriff; wenn ſie uns alsdenn weiter fragete, was wir denn alſo glaubeten, wie Gott ſey? Was wollten wir, mein Lieber, darauf antworten? Etwa mit ienem Poeten: rund von Schultern, ſchwarz von Farbe, krauß von Haupt=Haar *)?

*) Es iſt dieß ein Vers aus der Odyßee, XIX, 246. wo ein Gefärte des Ulyß geſchildert wird.

Die Antwort wäre auslachenswerth: Und wenn du auch den Jupiter noch prächtiger ſchilderteſt, und gäbeſt ihm ſchwarze Augen-Braunen, und güldene Haupt-Haare, und ließeſt ihn mit einem Winke ſeines Hauptes den Himmel zitternd machen *). Alle dergleichen Dinge bilden Maler und Bildhauer, Dichter und Weiſe, weil ſie Gott nie ſehen, weil ſie ſich ſchlecht von ihm ausdrücken können, und weil ihre Gedanken dunkel ſind: indeßen erhebet ſich ieder Maler und Bildhauer, mit ſeiner Einbildungs-Kraft ſo weit er kann, zu dem, das ihm das ſchönſte zu ſeyn dünket; ſo wie Poeten und Weltweiſe gleichfals urtheilen.

§. 4.

Wenn du aber alle ſolche Künſtler und Weiſe zuſammenriefeſt, und ſageteſt ihnen, ſie möchten in ihrer allgemeinen Verſammlung durch einen einfachen Schluß von Gott antworten: meineſt du denn, daß der Maler und der Bildhauer, der Poet und der Philoſoph, ieder was anders ſagen würde? Fürwar eben ſo wenig, wie ein Scythe oder ein Grieche, ein Perſer oder ein Hyperboreer, in der Antwort verſchieden ſeyn würde. Du kannſt aber finden, daß die Men-

*) Dieſe Beſchreibung vom Jupiter iſt aus der Ilias, I, 528-530.

Menſchen bey allen andern Dingen, der Eine dieß der Andere ienes, für beßer achtet, und daß alle gar weit von einander in ihren Meinungen unterſchieden ſind: Das Gute und das Böſe, das Garſtige und das Schöne, iſt nicht bey allen Eines und eben daßelbe. Selbſt das Geſetz und das Recht, das bey Einigen gültig iſt, wird von andern verworfen: es ſtimmet darinnen weder ein Volk mit dem andern, noch eine freie Stadt mit der andern, auch nicht ein Haus, oder ein Menſch mit dem andern; ia auch nicht Einer mit ſich ſelbſt allezeit, zuſammen: denn ſo iſt die Gedenkungs-Art der ſterblichen, ſo wie ihnen der Vater der Götter und Menſchen die Umſtände zuſchicket *).

§. 5.

Bey ſo allgemeinem Streite und Mißhelligkeit und Wiederſpruche, ſiehet mann dieſen Einen zuſammenſtimmenden Satz auf der ganzen Erde, es ſey Ein Gott, Beherrſcher und Vater aller Dinge; und es ſeyen viele Gottheiten, Kinder und Mitherrſcher Gottes. So ſpricht der Grieche, ſo ſpricht der Barbar; der auf dem feſten Lande und der auf den Inſeln, der Weiſe und der Unweiſe: und gehet mann an die Küſten des äußerſten Welt-Meeres, ſo wol gegen Oſten als gegen Weſten, ſo findet mann auch da Gottheiten.

*) Odyßee XVIII, 135, 136.

heiten. Meineſt du alſo denn, daß Plato dieſem allen was entgegen ſetze oder entgegenſtimme, nicht aber mit dieſer ſchöneſten Ausſage einſtimmig, oder mit dieſer wareſten Gemüths-Regung gleich-gereget, ſeyn werde? Was iſt dieſes da? Das Auge ſpricht, es iſt die Sonne. Was iſt das? Das Or ſpricht, es ſind Donnerſchläge. Was ſind dieſe Jares-Zeit-mäßige und ſchöne Dinge, dieſe nach feſten Geſetzen abwechſelnde Veränderungen und Miſchungen der Luft, die Geburten der Thiere, die Entſtehung der Erd-Früchte? Die Sele ſpricht, das ſind lauter Werke Gottes; und ſie ſenet ſich nach dieſem Werkmeiſter, und ermißet ihn aus ſeinen Kunſt-Stücken. Hat es ia, ſo lange die Welt ſtehet, etwa zwey oder drey gegeben, die keinen Gott gehabt, ein niedriggeſinnetes, ein unfülbares Volk, die an Augen ſo verblendet, an Oren ſo verſtopfet, an Sele ſo verwarloſet, ſo unvernünftig, ſo unglücklich-geboren, ſo unnütz auf Erden, geweſen; die beſchaffen waren wie ein verzagter Löwe, wie ein ungehörntes Rind, wie ein ungefiederter Vogel: ſo kann mann doch auch bey ſolchem Volke etwas von der Gottheit vernemen. Denn ſie wiſſen es wieder ihren Willen, ſie ſagen es wieder ihren Willen. Und ob gleich auch einer der Gott-

heit

heit das Gute abſpräche, wie Leucippus; oder ſie dem Menſchen an Leidenſchaften gleich machete, wie Democritus; oder ſie Veränderungen unterwürfe, wie Straton; oder ihr blos ein Vergnügen zuſchriebe, wie Epicur; oder ſie gar leugnete, wie Diagoras; oder ſagete, mann wiße nicht gewiß was ſie ſey, wie Protagoras.

§. 6.

Alle ſolche wollen wir lieber gehen laßen; denn ſie waren nicht im Stande, die ganze und vollſtändige Wahrheit zu genießen, ſie ſucheten dieſelbe auf düſtern und verfürèriſchen Wegen. Wir aber, was ſollen wir thun? oder was ſollen wir ſagen, die wir auch nur verſteckete Spuren davon ſehen, nicht aber die Geſtalt ſelber gewar werden? Ulyß indeßen, wenn er an ein ihm unbekanntes Land anlegete, ſtieg auf eine Höhe wo er um ſich ſehen konnte, und betrachtete die Spuren der Einwoner, ob ſie etwa übermüthig, wild und ungerecht, oder ob ſie Freunde der Fremden ſeyn, und eine Gottesfürchtige Geſinnung haben, möchten *). Wolten wir nicht auch den Muth faßen, unſre Vernunft auf eine gewiße Höhe zu erheben, und mit unſrer Sele uns nach den Spuren Gottes umzuſehen,

*) Odyßee, VI, 120, 121.

zuſehen, wo wir ſie finden können, und von was für Beſchaffenheit ſie ſind? oder wollen wir uns begnügen, nur dunkel etwas gewar zu werden? O wüſte ich doch irgend ein Orakel des Jupiters oder des Apollo, das nicht durch Umſchweife oder zweideutig antwortete! Ich würde denſelben Gott alsdenn fragen, nicht etwa nach dem Keßel des Kröſus *), dieſes unvernünftigſten Fürſten oder unglückſeligſten Koches; auch nicht nach der Tiefe des Meeres oder der Anzal des Sandes. Ja ich würde auch dieſelben wichtigern Fragen weglaßen, wenn es hieße, die Meder kommen an, wie ſoll ich ihnen entgehen? Denn wenn auch Gott mir keinen Rath gäbe, ſo habe ich Schiffe. Oder, ich habe Luſt, Sicilien zu haben; wie kann ich dieſe Inſel bekommen? Denn, wenn auch Gott es mir nicht verböte, ſo iſt doch Sicilien zu groß. Sondern, Apollo zu Delphi ſolte mir deutlich vom Jupiter, oder Jupiter ſelbſt von ſich, antworten; oder irgend ein göttlicher Prophete aus der Academie, ein warſagender Athenienſer. Dieſer aber antwortet ſo:

§. 7.

*) Er zielet auf eine Begebenheit, die Herodotus I, 47. erzelet.

§. 7.

Die menſchliche Sele hat zwey Werckzeuge, zu Begriffen zu gelangen: das eine iſt einfach, und das nennen wir Vernunft; das andre iſt vielfach, und vertheilet, von verſchiedener Art, und das nennen wir die Sinne. Beide wirken zwar miteinander, aber ihre Natur iſt verſchieden. So wie aber dieſe Werkzeuge verſchieden ſind, ſo verſchieden ſind auch die Dinge, die für dieſelben Werkzeuge gehören: was durch die Vernunft vorgeſtellet wird, iſt von dem ſinnlichen eben ſo weit unterſchieden, als die Vernunft ſelbſt von der Sinnlichkeit unterſchieden iſt. Das Eine von dieſen, das ſinnliche, iſt uns, in Anſehung ſeines Umganges mit ihm, was bekannteres; hingegen das, was der Verſtand erkennen muß, iſt dem gemeinen Umgange unbekannt, ob es gleich ſeiner Natur nach kennbarer iſt. Thiere, Pflanzen, Steine, Stimmen, Säfte, Geruche, Stellungen, Farben, die man durch die Gewonheit ſich bekannt gemacht, und die uns alle Tage vorkommen, können die Sele leicht dahin bringen, daß ſie ſich vorſtellet, als wäre ſonſt nichts wirklich, als blos dergleichen Dinge: hingegen das, was für die Vernunft gehöret, iſt weit von der Berürung der Sinne entfernet, und muß für ſich alleine von der Vernunft

nunft angeſchauet werden: dieſe Vernunft aber iſt zwar der Sele eingepflanzet, ſie wird aber von den Sinnen bald hie bald dahin gezogen, und beunruhiget, und beſchäftiget, dergeſtalt, daß ſie das, was für ſie gehöret, nicht gehörig durchſchauen kann. Ja ſie läßet ſich endlich gerne verlocken und überreden, in die Vorſtellungen der Sinne mit einzuſtimmen, und zu glauben, es ſey ſonſt nichts wirkliches, als was mann ſehen oder hören oder riechen oder ſchmecken oder durchs Gefül empfinden, kann. Gleichwie nun bey einem Gaſtmale, wo alles angefüllet iſt mit lieblichem Geruch von mancherley Speiſen, mit eingeſchenketen Weinen, mit Schall von Flöten und Pfeiffen und Harfen, mit Räucherwerk; ein geſezter Mann dazu gehöret, der ſich in ſeiner Gewalt behalten, und ſeine Sinne abwenden kann, daß ſie zu keiner Unmäßigkeit und Unordnung ihn reizen: eben ſo ſchwer iſt es fürwar, bey dem mannigfaltigen Geräuſche der Sinnlichkeit, eine recht nüchterne Vernunft zu finden, die vermögend iſt ihr Geſichte auf Anſchauung deßen zu richten, was eigentlich für ihre Anſchauung gehöret. Außer dem iſt die Natur der ſinnlichen Dinge von verſchiedener Art, und verſchiedentlich durcheinander gemenget, und beſtändigen Veränderungen unterworfen: und dieſe

machen

machen denn gerne die Sele ihnen ånlich, daß, wenn ſie ſich auch auf Betrachtung vernůnftiger Dinge, die ihrer Natur nach feſte-ſtehend und Eiuer Art ſind, richten will, ſie nicht alles zuverlåßig eiuſehen kann, indem ſie gleichſam, von der erlittenen Bewegung und Unruhe, einen Schwindel empfindet. Dergleichen denen wiederfåret, die aus dem Schiffe aufs feſte Land treten: ſie můßen ſich vor erſt mit Můhe beym ſtehen erhalten, da ihr Leib gewonet war, von den Wellen beweget und herumgetrieben und erſchůttert zu werden.

§. 8.

In welche Claße dieſer beiden Dinge werden wir nun Gott ſetzen můßen? Můßen wir ihn nicht in die Claße der feſt-ſtehenden, und nicht zu veråndernden, Dinge ſetzen? Und welch Ding kőnnte denn feſte ſtehen, wenn Gott nicht deßelben Natur erhielte? Haſt du nun aber, zur Hauptſache zu gelangen, einer Handleitung nőthig, ſo gehe dieſer Anweiſung der Vernunft nach, die dir ſagen wird, mann můße die bekannten Dinge immer in zwey Theile theilen und den beßern Theil davon immer wieder zertheilen, ſo lange bis mann auf das kőmmet, was wir itzo ſuchen. Die Dinge ſind demnach entweder leblos, oder ſie haben ein Leben, Die

Lebloſen ſind zum Exempel, Steine, Holz, und dergleichen: Die Lebendigen ſind Pflanzen und Thiere. Das Lebendige aber iſt beßer als das Lebloſe. Unter dem Lebenden iſt eines blos wachſend, das andre hat auch Sinne: was Sinne hat iſt beßer als das blos wachſende. Das mit Sinnen begabete, iſt theils vernünftig, theils unvernünftig: das vernünftige aber iſt beßer als das unvernünftige. Aber auch in der vernünftigen Sele, wenn mann ſie ganz betrachtet, iſt eine Sammlung von nährender, empfindender, bewegender, leidender, Kraft; vor alle dieſem iſt bey ihr das beßere, die Vernunft. So wie ſich nun verhält das Lebendige gegen das Lebloſe, eben ſo verhält ſich die vernünftige Sele gegen die Sele überhaupt; und die vernünftige Sele iſt folglich beßer, als die aus den übrigen Vermögen beſtehende. Wohin wollen wir nun Gott mit rechnen? Etwa in die gedachte Sammlung? Dafür behüte uns Gott! Es bleibet alſo übrig, daß wir Gott gleichſam in die oberſte Burg der Vernunft erheben, und ihn als den allerhöchſten Verſtand betrachten. Aber auch hier ſehe ich zweierley Art: Denn es giebet einen Verſtand, der zwar vermögend iſt vernünftige Vorſtellungen zu haben, ſie aber oft nicht hat; zweitens aber einen

Ver=

Verſtand, der vermögend iſt vernünftige Vorſtellungen zu haben, ſie auch wirklich hat. Jedoch auch dieſer iſt noch nicht vollkommen, wenn mann nicht hinzuſetzet, er habe allezeit lauter vernünftige Vorſtellungen, und ſtelle alles vor, und nicht ietzo dieſes, ein andermal was anders Solcher geſtalt muß der allervollkommenſte Verſtand ein ſolcher ſeyn, der allezeit richtig vorſtellet, und alles, und auf Einmal.

§. 9.

Wilſt du, ſo kannſt du dir das, was ich ietzo geſaget, in dieſem Gleichniße abbilden. Vergleiche den göttlichen Verſtand mit einem ſehenden Auge, den menſchlichen aber mit einer Rede. Nichts iſt ſchneller als der Blick des Auges, welches alſofort die Empfindung von dem geſehenen auf einmal beyſammen hat: Die Wirkung der Rede aber iſt gleich einem langſamen Fortſchreiten. Oder noch beßer ſtelle es dir ſo vor: der göttliche Verſtand iſt mit der Sonne zu vergleichen, die den ganzen Raum der Erde mit Einem Blicke überſchauet; der menſchliche hingegen iſt dem Laufe der Sonne gleich, indem ſie jetzt dieſen, hernach ienen, Theil des Ganzen durchwandelt. Einen ſolchen Vater und Urſprung aller Dinge giebet uns der gute Bote aus der Akademie: er nennet uns zwar

deßen Namen nicht, denn er weiß ihn nicht; er ſaget uns auch nichts von deßen Geſtalt, denn er hat ſie nicht geſehen; er beſchreibet uns auch nicht deßen Größe, denn er hat ihn nie gemeſſen. Denn dergleichen Beſchaffenheiten, ſind Begriffe für die Körper, und die Sinne faßen ſie: Die Gottheit hingegen iſt unſichtbar den Augen, unausſprechlich mit Worten, unfülbar dem Körper, unvernemlich dem Ore; ſie iſt allein der ſchönſten und reineſten und ſcharfſichtigſten und ſchnelleſten und vortreflichſten Eigenſchaft unſrer Sele, ſichtbar vermittelſt einer Aenlichkeit, und hörbar vermöge einer Verwandſchaft; ſie wird Ganz durch Einen Begriff vorgeſtellet. Gleichwie nun iemand, der gerne die Sonne ſehen will, nicht die Oren dazu gebrauchet, einen Begriff von ihr zu faßen; oder, wenn iemand eine Zuſammenſtimmung ſchöner Töne hören will, er ſolches nicht durch die Augen zu erhalten begeret; ſondern das Auge gehöret für Farben und Geſtalten, das Or aber für hörbare Dinge: alſo auch der Verſtand ſiehet das, was verſtändlich iſt, und höret das was verſtändlich iſt.

§. 10.

§. 10.

Und dieß iſt außer Zweifel das, was der Syracuſiſche Poet *) zu erkennen geben will, wenn er ſpricht, der Verſtand ſiehet, der Verſtand höret. Wie ſiehet und höret alſo hier der Verſtand? Wenn er mit erhabenem und ſtarken Geiſte in ienes reines Licht ſchauet, und nicht ſchwindelich iſt, auch nicht auf die Erde ſich ſenket, ſondern die Oren verſtopfet, und die Augen und übrigen Sinne in ſich alleine keret; wenn er vergißet das Seufzen und Klagen auf Erden, die Lüſte und Einbildungen, und die Ere und Verachtung; überläßet ſich hingegen, als Fürern, einer waren Lere, und einer feſt gegründeten Liebe: der Lere, die da deutlich anweiſet, welchen Weg mann gehen muß; der verſtändigen Liebe, die die Mühe des Weges mit Zuſprache und Anmuth erleichtert. Wer nun dorthin gehet, und von den Dingen hienieden ſich entfernet; denn ſind die Sachen die er vor ſich hat, ie weiter er kömmt, immer

 deut-

*) Epicharmus, deßen Griechiſcher Jambiſcher Vers alſo lautet: νῦς ὁρῆ καὶ νῦς ἀκύει, τἄλλα κωφὰ, καὶ τυφλά. Denn die Gliedmaßen der Sinne am Körper ſind die Werkzeuge der Sele zu Empfindungen von Dingen außer ihr: die Sele aber empfindet.

deutlicher und leuchtender, und geben Vorreden zu der Erkenntniß Gottes: und ſolchergeſtalt höret er auf ſeiner Reiſe die Natur Gottes; wenn er aber hinauf gekommen iſt, ſiehet er ſie. Das Ende des Weges aber iſt nicht der Himmel, auch nicht die himmliſchen Körper (denn die ſind zwar ſchön und herrlich, als ächte und eigentliche Kinder des Himmels, und ſind auf das allerſchönſte zuſammengeordnet) ſondern mann muß noch ienſeit derſelben gehen, und über den Himmel hinaus, an den Ort ſich erheben, der keinen Zufällen unterworfen iſt, und bis in die daſelbſtige Stille, wo weder Sturm noch Regen ſich findet, ſondern wo eine unbewölkete Heiterkeit und eine helle Klarheit ausgebreitet iſt *). Allwo keine körperliche Leidenſchaft das Anſchauen ſtöret, dergleichen hier, die elende Sele zu beunruhigen pfleget, und was nur in ihr etwa weiſe denken könnte, mit ſeinem Gebrülle und Gelärme unterdrücket. Denn wie wolte iemand Gott recht erkennen lernen können, der von einer Menge Begierden und fremder Gedanken erſchüttert wird? Eben ſo wenig, als mann bey einer Ver-

c) Es ſind das ein paar Verſe, die nicht beyſammen im Homer ſtehen, ſondern zerſtreuet, in der Odyßee, IV, 566, und VI, 43.

Verſammlung eines aufgebrachten und durcheinander ſchreienden Volkes, ein Geſetz oder einen Regenten reden hören kann. Bey vielem Gelärme der Leute, wie wolte iemand hören können *)? Denn wenn die Sele in ein ſolches Gemenge verfället, und ſich von ungeheuern Wellen forttragen läßet; ſo ſchwimmet ſie auf einem Meere, deßen Ende ſie nicht abſiehet: bis ihr die Weltweisheit zu Hülfe kömmet, und ihr ihre vernünftigen Gründe darbietet; ſo wie die Leukothea **) dem Ulyß ihre Binde.

§. 11.

Wie kann nun iemand zu Lande kommen, und Gott ſchauen? Ganz wirſt du ihn alsdenn ſchauen, wenn er dich wird zu ſich gerufen haben: es wird aber nicht gar zu lange wären, ſo rufet er dich; erwarte nur dieſen Ruff: das hohe Alter wird herann nahen, das dich dahin füret, und der Tod, über den zwar ein Verzagter weinet, und vor ſeiner Annäherung erſchricket; den aber ein Liebhaber Gottes mit Vergnügen erwartet, und ſeiner Annäherung mit getroſtem Muthe entgegen ſiehet. Biſt du aber iezo ſchon begierig, zu lernen, was Gott iſt? Wie ſoll ich

*) Saget Agamemnon, in der Ilias, XIX, 81.

**) Odyß. V, 346.

dir das deutlich machen? Schön muß Gott allerdings ſeyn, und unter allem Schönen das leuchtendeſte: aber nicht ſchön auf eine körperliche Art, ſondern als einer von dem alle Schönheit eines Körpers herrüret: nicht ſchöne wie ein blühendes und grünendes Gefilde; ſondern als einer, durch den das Gefilde ſchön iſt: auch die Schönheit eines Stromes, oder des Meeres, oder des Himmels, und aller göttlichen Dinge im Himmel; alle dieſe Schönheit entſpringet von ihm, und kömmet aus dieſer ewig=fließenden und ungetrübeten Quelle. In ſo weit alle Dinge von ihm das ihre haben, in ſo weit ſind ſie ſchöne und feſte und fortdauerud; und in ſo weit ſie von ihm entfernet ſind, ſind ſie garſtig und hinfällig und zerſtörbar. Haſt du hierann genug was ich iezt ſage, ſo ſieheſt du Gott: wo aber nicht, wie ſoll mann ihn dir ferner vorſtellig machen? Denn du muſt dir ia keine Größe oder Farbe oder Figur, oder dergleichen, was einer Materie zukommen kann, bey ihm vorſtellen: ſondern ſo wie, wenn iemand einen ſchönen Leib unter vielen und mannigfaltigen Decken vor dem Anſchauen verſteckete, ein Liebhaber aber dieſe Decken aufzuheben ſuchen würde, damit er den Leib zu ſehen bekommen könnte: ſo nimm du ietzo durch deinen Verſtand

alle ſolche Einhüllungen weg, die dein Auge beſchäftigen; und alsdenn wirſt du aus dem, was übrig bleibet, ſehen was du begereſt.

§. 12.

Biſt du aber zu unvermögend zu dem Anſchauen des Vaters und Werkmeiſters; ſo laß dir vorietzo daran genügen, ſeine Werke zu ſehen, und verere die vielen und mannigfaltigen Kinder deßelben; nicht wie der Böotiſche Dichter *) die Zal derſelben beſtimmet: denn es ſind nicht etwa nur dreißigtauſend Götter, die des waren Gottes Kinder und Freunde ſind, ſondern ihre Anzal iſt unbegreiflich; theils was die Geſtirne am Himmel, theils was die Dämonen in der Obern Luft, anbetrift. Ich will dir das ieztgeſagete mit einem etwas deutlichern Bilde erläutern. Stelle dir vor eine große Herrſchaft, ein mächtiges Königreich, in welchem iedermann gerne ſich nach der Einen Sele des beſten und größeſten Königes richtet: zur Gränze der Herrſchaft aber beſtimme, nicht den Halys-Fluß, oder den Hellespont, oder den Mäotis, oder die Küſten des äußern Oceans; ſondern den Himmel und die Erde, ienen oben, dieſe unten; und den

*) Heſiodus, im 252 Vers ſeines eigentlichen Werkes.

Himmel als eine rund herumgezogene undurchbrechliche Mauer, die alles innerhalb ihrem Raume verwaret, die Erde aber als ein Gefängniß und eine Bewachung ſündiger Körper; den großen König ſelbſt aber in der größeſten Sicherheit, der ſeinen gehorſamen Unterthanen, an ſtatt eines Geſetzes, ſein Heil das in ihm gegründet iſt, darreichet: ſtelle dir ferner vor als Mitgenoßen an der Regierung, viele theils ſichtbare theils unſichtbare Götter, deren einige unmittelbar in den Vorzimmern ſich befinden, und bey dem Könige anmelden, und ſeine nächſten Freunde, Tafel- und Haus-Genoßen, ſind; andre aber als Diener und Gehülfen von dieſen; und abermal noch andre Geringere als dieſe. Da ſieheſt du die Unterordnung und Reihe in der Herrſchaft, die von dem Himmel bis auf die Erde herabſteiget.

Dritte Rede.

Da Gott alles gut machet, woher kömmet das Uebel und Böſe.

§. 1.

Mann erzelet von dem Macedoniſchen Könige Alexander, daß, als er zum Jupiter Ammon gekommen, und dieſer ihn ſeinen Son genennet, er ſolches dieſem Gotte geglaubet, in dem Verſtande, wie Homer den Jupiter einen Vater der Götter und Menſchen zu benennen pfleget: und nachdem er ſolchergeſtalt dieſen göttlichen Ausſpruch bekommen, habe er ſeinen Vater weiter nichts zu fragen begeret, weder wegen der Flucht des Darius, noch wegen der bevorſtehenden Schlacht, noch wegen der Unruhen in Griechenland, noch wegen des verwirreten Aſiens; ſondern, nicht anders als ob das alles in den beſten und zuverläßigſten Umſtänden wäre, habe er den Gott wegen des Nil-Stromes gefraget, woher derſelbe ſeinen Lauf nach Aegypten neme, und es unter Waßer ſetze.

Felete

Felete ihm denn dieſes Einzige nur noch zu ſeiner vollen Glückſeligkeit; und wenn er dieſes wuſte, ſo ſtunde es mit ihm völlig wol? Gewiß nicht; und wenn er auch, außer dem Nil wegen des Jſters genaue Nachricht bekommen hätte, oder wegen des Oceans ſelber, ob derſelbe ein Strom ſey, der um die ganze Erde ſich ergießet, oder ob er die Quelle und der Urſprung unſers Mittelländiſchen Meeres ſey, oder ein ſtehender See, in welchen die Sonne und der Mond untergehet, oder was die Dichter ſonſt von ihm vorgeben. Er hätte lieber Gewäßer ſollen fließen laßen, ſie möchten entſpringen woher ſie wollen; und hätte hingegen zum Ammon, oder in das Theſprotiſche zu der daſelbſtigen Eiche, oder auf den Parnaß zu dem Delphiſchen Orakel, oder an den Jsmenus-Fluß zu der daſelbſtigen göttlichen Stimme, oder nach Delus zu den daſelbſtigen Chören, oder wo ſonſt in Griechenland oder außer Griechenland eine göttliche Antwort zu erlangen wäre, gehen, und den Jupiter oder den Apollo bitten ſollen, ihm Einen allgemeinen nutzbaren Ausſpruch für das ganze menſchliche Geſchlechte zu ertheilen. Und gewiß, die Menſchen würden mit einer ſolchen Frage eine gemeinnützigere heilige Geſandſchaft an ein Orakel geſchicket haben, als die Dorier,

da

da ſie wegen Peloponnes, oder als die Athenienſer da ſie wegen Jonien, oder als die Korinthier da ſie wegen Sicilien, ſich daſelbſt Raths zu erholen ſucheten.

§. 2.

Wolan, wir wollen einmal ſolche heilige Geſandten vorſtellen, die wegen des ganzen menſchlichen Geſchlechtes zu Orakeln geſchicket werden; und wollen den Jupiter fragen, wer denn der Vater und Geber des Guten für die Menſchen ſey, wo mann den Urſprung und die Quelle und den Zufluß dieſes Guten ſuchen müße? Oder brauchet man dieſerwegen, Gott nicht zu behelligen, da wir ia die Gabe empfinden, und die Urſache und den Brunnen derſelben ſehen und begreifen, da wir den Vater und Schöpfer kennen, der den Himmel geordnet, und die Sonne und den Mond laufen heiſſet, der den Kreis und die Umdrehung und den Tanz und den Fortlauf der Geſtirne als Anfürer regieret, der die Jares-Zeiten eine nach der andern darreichet, und die Winde beſorget; den Schöpfer des Meeres, den Werkmeiſter der Erde; der die Flüße füllet, die Früchte wachſen machet, die Thiere geboren werden läßet; dem wir die Zeugungs-Kräfte, den Regen, die Fruchtbarkeiten, zuſchreiben, den wir den Vater und Urſprung der Dinge nennen; deßen

Verſtand

Verſtand der vollkommenſte und unfelbareſte iſt, und der über alle Dinge mit unbegreiflicher Geſchwindigkeit ſich erſtrecket; der mit einem Blicke ſeines Auges alles, was er nur anſchauet, alſofort ordnet und auszieret, ſo wie die Stralen der Sonne über die Erde ſich ausbreiten, und alles wohinn ſie fallen, lichte machen. Wie es mit dieſer ſeiner Anſchauung eigentlich zugehe, weiß ich nicht zu ſagen: Homer aber hat es bildlich angedeutet, da er ſinget: Jupiter ſprach das, und mit ſeinen ſchwärzlichen Augen winkete er dabey. Zugleich mit dem Winke des Jupiters entſtund die Erde, und alles was auf der Erde ſich näret; das Meer entſtunde, und alles was im Meere geboren wird; die Luft entſtunde, und alles was in der Luft ſchwebet; der Himmel entſtunde, und alles was am Himmel ſich beweget. Alles das ſind Werke der Winke des Jupiters. Bis ſo weit alſo bedarf ich keines Orakels: ich gebe dem Homer Beifall, ich glaube dem Plato; mit dem Epicur habe ich Mitleiden.

§. 3.

Gehe ich aber zur Betrachtung des Uebels über: woher hat ſich denn das hier mit eingeſchlichen? welches ſind die Quellen oder der Urſprung des Uebeln?

*) Ilias, I, 528

beln? Wo hat es angefangen herzukommen? Kam es aus dem Aethiopiſchen, wie die Peſtilenz? Oder aus dem Babyloniſchen, wie ein Xerxes? Oder aus Macedonien, wie ein Philippus? Denn warlich, aus dem Himmel iſt es nicht her; es iſt nicht aus dem Himmel her: Denn von der Geſellſchaft der Gottheiten iſt alle Mißgunſt weit entfernet *). Hier alſo, hier bedarf ich eines Orakels: Laßet uns die Götter fragen: O Jupiter und Apollo, und welcher Gott ſonſt Ausſprüche giebet und ein Beſorger der Heerde der Menſchen iſt, ſaget uns, wir bitten euch demüthig, welches iſt der Anfang des Uebels, welches iſt die Urſache deßelben, wie können wir ihm entwiſchen? Denn es iſt uns ja nicht zu verdenken; wenn wir einem Uebel zu entgehen, oder es zu vermeiden, ſuchen **). Sehet ihr etwa nicht, wie viele beſchwerliche Dinge ſich in die menſchlichen Schickſale einmiſchen, und auf Erden umher wandeln? Daß unſre Erde voll iſt von ſo mancherley Seufzern und Wehklagen? Der Leib des Menſchen iſt geängſti-

*) Phocylides ſinget: Die Himmliſchen beneiden einander nicht; der Mond wird nicht neidiſch über die Stralen der Sonne: die Erde nicht über die Erhabenheit des Himmels; die Ströme nicht über das Meer: alles in der Schöpfung iſt einträchtig.

**) Ilias XIV, 80, mit Veränderung des letzten Wortes.

ängſtiget, und klaget über Krankheiten, die ihn überall umringen; über das äußerſt-ungewiße ſeiner Erhaltung, und über die beſtändige Lebens-Gefar. Und welche Zeit des Alters iſt bey dem menſchlichen Körper, das keinen Zufällen unterworfen wäre? So bald der Menſch geboren, und aus dem Blute ſeiner Mutter herausgezogen iſt; ſo findet ſich ſein Schlamm und ſeine Unreinigkeit die überall ausbricht, ſeine Fülle von Schmerzen und Weinen. Kömmet er weiter, und wächſet auf; ſo iſt er unverſtändig und unenthaltſam: gehet er bis inns mannbare Alter, ſo iſt er in ſeinen hitzigen Trieben übel im Zaum zu halten. Endlich im höhern Alter erſtirbet er nach und nach und erkaltet; und wird für die Sele eine ziemlich unbequeme und ekele und beſchwerliche Herberge, die weder Regen noch Wind noch Sonne gerne verträget, die immer die Jares-Zeiten tadelt, und wieder den Jupiter murret. Es iſt Winter: er bekleidet ſich dichte. Es iſt Sommer: er ſuchet Külung. Iſt er angefüllet, ſo wünſchet er Ausleerungen; iſt er ausgeleeret, ſo ſenet er ſich nach Anfüllung. Nach der Art eines Euripus, oder einer abwechſelnden Flut und Ebbe, iſt er nie feſte, nie ruhig, immer unzufrieden: bald iſt er begierig nach merern Eſ-

ſen

ſen, bald bedarf er Kleidung, bald Schuh, bald Salben, bald Arzeineien. Eine Perſon bedienen viele Hände und viele Künſte; da doch Ein Hirte tauſend Pferde, Ein Schäfer eben ſo viele Schafe und Ziegen, Ein Kuh-Hirte eben ſo viele Rinder, beſorgen kann. Und auch das iſt noch nicht hinlänglich. Denn welche menſchliche Kunſt kann die Anfälle der Peſtilenz abwenden, oder die vom Himmel fallende Plaz-Regen abhalten, oder das Erdbeben hemmen, oder ein aus der Erde hervorbrechendes Feuer auslöſchen? Du ſieheſt den anhaltenden Lauf und die Folge der Uebel, und den beſtändigen Zuſammenhang der Gefar. Die Erde träget nichts elenders als den Menſchen *). Und wilſt du auf die Sele kommen, ſo wirſt du auch da einen Haufen Krankheiten antreffen, der über die Sele ausgeſchüttet wird. Wendet mann Traurigkeit ab, ſo fließet Furcht herann: gehet die Furcht weg, ſo ſteiget ein Zorn auf: Leget ſich der Zorn, ſo folget Neid an deßen ſtatt. Das Ungemach iſt überall nahe, das Uebel iſt bey der Hand; eine zuverläßige Ruhe iſt nie da.

*) Odyſſ. XVIII, 129.

§. 4.

Was würde hierauf ein Jupiter oder ein Apollo, oder ein andrer warſagender Gott, antworten? Laßet uns einen Propheten *) hören, der da ſpricht: die Menſchen ſagen, von uns Göttern käme das Uebel; aber ſie ſelbſt haben durch ihre Unvernunft merere Noth, als ihnen ihr Schickſal aufzulegen begeret. Was iſt denn aber die Urſache dieſer Unvernunft? Der Himmel und die Erde ſind zweyerley Wonungen: jene iſt befreiet von allem Uebel: dieſe aber iſt aus beiden vermiſchet, ſo, daß das gute vom Himmel auf ſie flieſſet, das üble aber aus ihrem eignen untauglichen Zuſtande erwächſet. Dieſer untaugliche Zuſtand iſt gleichfals doppelt: theils iſt er eine Leidenſchaft der Materie, theils iſt er eine Freiwilligkeit der Seele. Und zu erſt laſſet uns von der Erſten reden. Du ſieheſt die gute Materie, aus welcher der gute Werkmeiſter was bilden ſoll: das ordentliche und zierliche iſt von der Kunſt deßelben entſtanden; iſt aber was felerhaftes da (indem die irdiſchen Dinge ſich nicht ſelbſt in ihrer Gewalt haben) ſo gieb es ia nicht der Kunſt ſchuld: denn bey einem Künſtler weichet kein einziger Vor-

(*) Homer, Odyß. I, 32-34.

Vorſatz von den Regeln der Kunſt ab, ſo wenig als der Wille eines Geſetzgebers von den Regeln des Rechtes: und der göttliche Verſtand triſt ſeinen Zweck weit beßer als alle menſchliche Kunſt. Gleich wie nun die Kunſt in ihren Ausarbeitungen einiges vorzüglich thut, ihrer Abſicht gemäß; einiges aber ſich mit zur Ausarbeitung geſellet, nicht als eine Wirkung der Kunſt, ſondern als eine Eigenſchaft der Materie; zum Exempel, wenn Funken vom Amboß ſpringen, oder Ruß vom Ofen ſich anleget, oder dergleichen von andern Materien, daß ſich zwar bey der Arbeit nothwendig mit befindet, aber doch bey dem Künſtler keine Abſicht war, eben alſo, außer Zweifel, muß, bey den Zufällen die auf Erden entſtehen, und die wir Vorfälle menſchlicher Uebel zu nennen pflegen, die Kunſt für unſchuldig erachtet werden, und mann muß denken, es ſeyn das bey der Ausarbeitung des Ganzen gleichſam einige Funken, oder nothwendig-mitfolgende Rauche. Und was wir Uebel und Verderbung nennen, und worüber wir kläglich thun; das nennet der Künſtler ein Wol für das Ganze. Denn er ſorget fürnemlich für das Ganze, die Theile aber müßen oft leiden zum Beſten des Ganzen. Zu Athen wütet eine Peſtilenz, im Lacedämoniſchen iſt ein Erdbeben, Theßalien

wird mit Waßerfluten heimgeſuchet, der Aetna brennet. Wenn hat denn Jupiter den Athenienſern eine Unſterblichkeit verſprochen? Und wenn auch die Peſtilenz nicht käme, kann denn nicht Alcibiades eine Anzal von ihnen nach Sicilien füren*)? Wenn hat er den Lacedämoniern einen Boden der nie erſchüttert werden kann, verheißen? oder den Theßaliern ein Land, das keiner Ueberſchwemmung unterworfen iſt? oder den Sicilianern, keinen Brand aus der Erde? Es hänge dergleichen den körperlichen Dingen von ſelbſten an. Da ſieheſt du alſo Vorfälle, die du eine Verderbung nenneſt, in Anſehung der Theile die da vergehen: ich aber nenne ſie ein Wol, in Anſehung der nachkommenden Folge. Du ſieheſt Vergehungen und neue Entſtehungen körperlicher Dinge, einen Wechſel des Laufes aufwärts und niederwärts, wie Heraklitus es nennet: du ſieheſt neue Lebende, an die Stelle der vorigen geſtorbenen; und ſterbende damit andre leben können. Das Feuer lebet durch Zerſtörung der Erde, und die Luft lebet von dem Tode des Feuers: das Waßer lebet vom Tode der Luft, und die Erde vom Vergehen

*) Wo ſie, in dieſem unglücklichen und unnöthigen Kriege, umkommen.

hen des Waßers. Da ſieheſt du eine Nachfolge im Leben, und eine Verwandelung der Körper, als eine Erneuerung des Ganzen.

§. 5.

Gehe nun zu dem zweiten Urſprunge der Uebel, an denen du ſelbſt Schuld biſt, die der Wille der Sele gebieret und zur Reiſe bringet; die mann eigentlich Elend nennen muß Die Urſache davon iſt alleine bey dem, der ſolche Uebel weler: Gott iſt unſchuldig. Die Erde ſolte fruchtbar, und zur Ernäring der Lebenden geſchickt, und voll Thiere, ſeyn; ſie muſte aber auch Uebel in ſich eingeſchloßen haben: alſo wurden dieſe aus dem Himmel verbannete Uebel, in die hießigen Orte mit eingemiſchet. Den Thieren gab Gott ein verſchiedenes Loos, und theilete ſie überhaupt in zwey groſe Claßen ein: in der Einen finden ſich unterſchiedene Lebens-Arten, die Leiber ſind unterſchieden gebauet, ſie können nicht reden, ſind unvernünftig, eines verzeret das andre, ſie wißen nichts von Gott, Tugenden ſind nicht ihr Antheil, ſie ſuchen ihr Futter und werden regieret vermöge ihrer iedesnaligen Empfindungen; im Körper haben ſie Kräſte, von Ueberlegungen halten ſie nichts. Die zweite Claße hingegen, in welcher die Menſchen ſich befinden, iſt Eines Geſchlechtes und gehöret

zuſammen, und iſt Einfach; zwar am Leibe ſchwach, an Vernunft aber unüberwindlich; ſie verſtehet Gott, hat eine Staats-Einrichtung, liebet Gemeinſchaft, hat Geſchmack an Gerechtigkeit und Geſetzen und Freundſchaft. Dieſes Geſchlechte muſte ia alſo einen Vorzug haben vor allen andern Heerden auf der Erde; aber es muſte auch außer Zweifel geringer ſeyn als Gott. Dieſen geringern Zuſtand ſolte iedoch der Tod nicht ausmachen: denn was mann insgemein Tod nennet, das iſt iſt ein Anfang einer Unſterblichkeit, eine Geburt in ein folgendes Leben; bey welchem der Leib zwar, nach ſeinem Geſetze und zu ſeiner Zeit, vergehet, die Sele aber an ihren gehörigen Ort und zu ihrem Leben abgerufen wird. Alſo beſtehet das geringere des menſchlichen Zuſtandes unter Gott, hierinn, daß GOtt die Sele in einen irdiſchen Körper geſetzet hat, ſo wie einen Fur-Mann auf einen angeſpanneten Wagen; und hat dieſem Fur-Manne die Zügel überliefert, und läſſet ihn nun faren. Er hat zwar von GOtt eine Kraft empfangen, Kunſtmäßig zu faren; er hat aber auch die Freiheit nicht kunſtmäßig zu faren. Wenn ſie nun ihren Wagen beſtiegen und die Zügel angefaßet hat: ſo hält eine glückliche und ſelige Sele, die an Gott gedenket der ſie über dieſes

Geſpann

Geſpann geſetzet und ihr befolen hat es wol zu regieren, die Zügel feſte, und lenket den Wagen, und zämet den Muth der Pferde. Denn dieſe ſind allerdings von gar verſchiedener Art, eines will da das andre dort hinaus: Eines iſt ungezogen, es will immer freßen, es iſt muthwillig; das andere iſt gar zu ſtolz, kün und wild; das dritte will nicht fort, und iſt faul; das vierte iſt unedel und niederträchtig. Da das Geſpann ſolchergeſtalt nicht Einer Art iſt, machet es den Fur-Mann voll Unruhe: und daferne es gar den Fur-Mann überwältiget, ſo gehet der Wagen nach dem Willen des ſtärkeſten Pferdes. Und da wird denn der ganze Wagen mit ſammt dem Fur-Manne, bald durch das ungezogene Pferd fortgeriſſen, in Muthwillen, Schwelgerey und Geilheit, oder in andre unanſtändige und unreine Vergnügungen; bald durch das wilde in mannigfaltige Vergewaltthätigungen; und ſo ferner.

Vierte Rede.

Haben die Poeten oder die Philoſophen beßer von den Göttern gedacht?

§. 1.

Die Menſchen machen doch gar zu gerne Parteien gegen einander, nicht nur wenn es auf Staats- und Regierungs-Sachen, oder auf andre gemeinere Uebel, ankömmet; ſondern auch bey dieſen aller friedvolleſten Dingen, der Poeſie und der Weltweisheit. Es ſind zwar dieß dem Namen nach zwey verſchiedene Dinge, in der That aber nur Eines, und an ſich gar nichts unterſchiedenes. Es iſt ſo damit beſchaffen, wie wenn iemand ſagen wolte, entweder der Tag ſey etwas anders, als das Sonnen-Licht das auf die Erde fället; oder, die über unſerm Horizonte laufende Sonne, ſey was anders als der Tag: denn eben ſo verhält ſich die Poeſie gegen die Philoſophie. Was iſt Poeſie anders als eine Philoſophie, die der Zeit nach die ältere, der Zuſammenſetzung nach in ein gewißes Sylben-Maas eingeſchloßen, dem Vortrage nach

nach Fabelhaft, iſt? Und Philoſophie, was iſt ſie anders als eine Poeſie, die der Zeit nach iünger, der Zuſammenſetzung nach unmühſamer und leichter, dem Vortrage nach deutlicher, iſt? Bey zwey ſolchen Sachen alſo, die blos der Zeit und der äußern Einkleidung nach, von einander unterſchieden ſind, wie kann da iemand einen Unterſchied in dem, was die Poeten und Philoſophen von der Gottheit ſagen, eigentlich beſtimmen?

§. 2.

Muß mann nicht ſagen, es ſey dieſe Aufgabe nicht viel anders, als, wenn iemand die Erſte und älteſte Arzeney-Wißenſchaft, mit der Neuern die die ietzigen Körper beſorget, gegen einander hielte, und unterſuchete, was in dieſen beiden das beßere oder das ſchlechtere wäre? Denn Aeskulap würde einem ſolchen antworten: die Zeiten verändern andre Künſte nicht (denn die Werkzeuge richten ſich nach dem Gebauche derſelben: was mann zu aller Zeit brauchet, das iſt auch einander zu aller Zeit änlich) die Arzeney-Wißenſchaft aber muß ſich richten nach der Miſchung der menſchlichen Leiber; welches eine Sache iſt, die nicht immer eben dieſelbe bleibet, auch nicht bey allen auf Einerley Art beſtimmet iſt, ſondern die ſich verändert und umartet, ie nachdem die Lebens-Art

und die genoßenen Narungs-Mittel ſind: und ſie muß daher Heilungen und Regeln erfinden, die ſich zu der gegenwärtigen täglichen Lebens-Art ſchicken. Achte du alſo nur immer meine Söhne, einen Machaon oder Podalirius, nicht für weniger geſchickte Leute, als die Aerzte ſind die ſich dieſer Wißenſchaft nachher befliſſen, und die ietzigen künſtlichen und mannigfaltigen Heilungs-Mittel ausfindig gemachet haben. Damals hatte es dieſe Kunſt zu thun mit Körpern, die nicht ſo veränderlich oder verſchieden oder weichlich waren; ſie konnte leichte mit ihnen zu rechte kommen; die Aerzte hatten eine einfache Arbeit, Pfeile heraus zu ſchneiden, und lindernde Mittel auf die Wunden zu legen *): ietzo aber endlich, da die Körper in eine mannigfaltigere Lebens-Art, und in eine ſchlimmere Miſchung der Säfte, verfallen ſind; iſt auch die Kunſt vervielfältiget, und aus ihrer vorigen Einfalt in eine vielfache Geſtalt verſetzet worden.

§. 3.

Laß nun den Poeten und den Philoſophen auf eine ähnliche Weiſe, wie Aeskulap antworten wegen ihrer Geſchäfte. Der Erſtere würde es gewiß gar übel empfinden, wenn iemand einen Homer oder Heſiodus, oder noch eher einen

(*) Ilias XI, 515.

nen Orpheus, oder einen andern ſolchen Dichter aus der ältern Welt für weniger weiſe angeben wolte, als den Stagiriten Ariſtoteles, oder den Cilicier Chryſippus, oder den Libyer Klitomachus, oder einen andern Neuern von denen, die uns dieſe vielfältige und künſtliche Art zu philoſophiren auf die Bane gebracht haben. Jene waren eben ſo ſtark in ihrer Sache, als dieſe; ja noch viel ſtärker. Gleichwie aber, in Anſehung der menſchlichen Leiber, iene ehemalige für die Kunſt leichter zu beſorgen waren wegen ihrer geſunden Lebens-Art; dieſe neuern hingegen einer veränderten Heilungs-Methode bedürfen: alſo auch die Sele ehemals, wegen ihrer edlen Einfalt, oder wie wir es iezt nennen wegen ihrer dummen Einfalt, hatte damals nur eine ſingende und ſanftere Philoſophie nöthig, die vermittelſt Fabeln ſie leiten und lenken konnte; ſo wie Mütter ihre kleinen Kinder durch allerley Erzelungen, die nicht immer buchſtäblich wahr ſind, zu regieren pflegen: nachgehends aber, und da die Sele ſtärker und männlicher, und voll Unglauben und Liſt wurde, und die Fabeln zu unterſuchen anfing, und keine dunkle Bilder vertragen konnte; entblößete und entkleidete ſie die alte Philoſophie von ihrem Schmucke, und fieng an, ſich unverdeckter Vorträge zu bedienen. Und dieſe

neuern

neuern ſind nichts anders als iene alte, nur daß ſie nicht Geſanges-weiſe abgefaßet ſind; vielmer, die Meinungen und Urtheile von der Gottheit, die ehemals angefangen zu ſeyn, haben ſich auch nachher durch alle Philoſopie hindurch erſtrecket.

§. 4.

Doch muß ich den Epicur nicht mit unter die Zal weder der Poeten noch der Philoſophen rechnen: alle Andre gehen auf Einerley Art zu Werke. Meyne ia nicht, als habe Homer ie eine Gottheit mit dem Bogen ſchießen, oder Unterredungen halten, oder trinken, oder etwas dergleichen thun, geſehen, dergleichen er von ihnen ſinget: ſo wenig du glauben muſt, daß Plato ie den Jupiter auf einem fliegenden Wagen faren angetroffen, mit einem Heere von Göttern das in Eilf Züge abgetheilet geweſen; auch nicht, daß er die Götter im Hauſe des Jupiters am Geburts-Tage der Venus ſpeiſen geſehen, bey welcher Gelegenheit der Uberfluß und die Armuth heimlich ſich begattet, und die Liebe erzeuget, haben; auch nicht daß er ie den Pyriphlegethon und den Acheron und den Kokytus, und dieſelben auf- und abwärts- mit Waßer und Feuer fließende Ströme, in eigenen Augenſchein genommen; auch nicht, daß er der Labeſis

und

und der Klotho und der Atropos ie zugeſehen, oder dabey geſtanden, als die Spindel dieſer Parcen ſich ſiebenmal verſchiedenlich umgedrehet. Betrachte nur auch die Poeſie des Syriers Pherecydes, und den darinn vorgeſtelleten Jupiter und die Chthonia, und die Liebe zwiſchen ihnen, und die Geburt des Ophioneus, und das Gefechte der Götter, und den Baum, und das Ober-Kleid *). Betrachte auch den Heraclit wo du ſterbliche Götter, und unſterbliche Menſchen, finden wirſt **).

§. 5.

Alles iſt voll Bild-mäßigen Vorſtellungen, bey den Poeten ſo wol als Philoſophen: und ich binn mit ihrer Ehrfurcht vor der Warheit beßer zu frieden, als mit den dreiſten Reden der Neuern. Denn für Sachen, die von der menſchlichen Schwachheit doch nicht vollſtändig eingeſehen werden können, iſt die Fabel die beſcheidenſte und anſtändigſte Einkleitung. Wenn indeßen die Nachkommen etwas mereres, als ihre Vorfaren, eingeſehen haben; ſo preiſe ich ſie für glückliche Männer wegen ihrer Einſicht: haben

*) Alle dieſe Dinge zielen auf gewiße Stellen in den Werken des Plato.

**) Der erſtere Ausdruck dieſes Philoſophen bezeichnet Menſchen, der zweite aber Götter.

haben ſie aber vor keinen der Vorigen im Erkenntniß was voraus, und haben nur die alten Bilder in deutliche Fabeln verwandelt; ſo beſorge ich, es möchte ſie iemand beſchuldigen, als hätten ſie heilige Geheimniße ausgeplaudert. Denn was thut die Fabel ſonſt, als daß ſie einen vernünftigen Vortrag in einen fremden Putz einhüllet? So wie es den Götter-Bildern gehet, denen ihre Prieſter Gold und Silber und Mäntel umhaugen, damit ſie dadurch die Vorſtellung von ihnen majeſtätiſcher machen mögen. Denn die menſchliche Sele iſt gerne ſo ſtolz, daß ſie das gemeine und leicht-faßliche weniger achtet, das abweſende verſteckte hingegen bewundert: und indem ſie das, was ihrem Auge verborgen iſt, zu errathen ſuchet, und ihm mit ihren Gedanken nachſetzet; ſo bleibet ſie immer begierig, auszufinden was ſie noch nicht erreichet hat; und wenn ſie es erreichet, ſo liebet ſie es als ihr eigen Werk.

§. 6.

Da dieß die Poeten wargenommen, ſo erfanden ſie für die Sele in den Vorträgen von der Gottheit ein Kunſtſtück, nemlich Fabeln, die dunkler ſind als eine deutliche Rede, aber doch deutlicher als ein Räzel, und ein Mittelding zwiſchen dem Wißen und der Unwißenheit.

In

In ſoferne die Fabeln einnemend und ergözend ſind; trauet mann ihnen was zu; in ſo ferne ſie von der Warſcheinlichkeit abweichen; glaubet mann ihnen nicht: und alſo leiten ſie die Sele auf ein Suchen nach Warheit, und auf ein weiteres forſchen. Solche Poeten haben lange Zeit unſern Oren unvermerkt nachgeſtellet: ſie waren in der That Philoſophen, dem Namen nach aber Poeten; und ſie verwandelten eine insgemein verhaßte Sache, in eine iedermann-ergötzliche Kunſt. Denn ein Philoſoph hat für das gemeine Volk einen beſchwerlichen und ſteifen Vortrag, den es eben ſo wenig gerne höret, als die Armen einen Reichen, die Lüderlichen einen Wolgeordneten, die Zaghaften einen Helden, gerne anſchauen; weil das ſchlimme nie-niemals gerne die Tugenden, die in ſich ſelbſt was ſchönes ſind, mit Gleichgültigkeit ertragen kann. Der Poet hingegen iſt zärtlich anzuhören, er iſt dem Volke angenem; es liebt ihn wegen der Ergötzung, es kennet ihn nicht in ſeinen Eigenſchaften. Gleichwie nun ein Arzt den Kranken, die nicht gerne einnemen, die bittern Arzeneien in ein wolſchmeckendes Tränkchen miſchet, und dadurch das Uebelſchmeckende des Nützlichen verſtekket; alſo verſetzete auch die alte Philoſophie ihre Gedanken in Fabeln, und in Vers-Arten,

und

und in Geſang: und durch dieſe Vergüldung und Lockung brachte ſie das unangeneme ihrer Leren unvermerkt bey.

§. 7.

Frage daher nur nicht, welche von beiden beßer von der Gottheit gedacht haben, die Poeten oder die Philoſophen: ſondern ſtifte lieber einen Vergleich und Bund zwiſchen beiden Uebungen, und betrachte ſie als Eine, aus gleichem Munde redende, Weisheit. Denn ſprichſt du, ein Poete? ſo nenneſt du einen Philoſophen; und ſprichſt du ein Philoſoph? ſo nenneſt du einen Poeten. Nenneſt du doch auch auf gleiche Weiſe Helden, ſo wol einen Achilles, der mit dem güldenen und bunt-ausgearbeiteten Schilde inns Gefechte gehet, als einen Aeas, der ſeinen aus Ochſen-Häuten verfertigten Schilt träget. Bey beiden thut ihre Tapferkeit heltenmäßig Wunderdinge; und das Gold gilt hier gegen die Ochſenhaut nichts mereres. Vergleiche nun bey unſrer vorhabenden Sache, die Vers-Arten und den Geſang mit Golde: einen Vortrag aber ſchlechtweg, mit gemeinen Zuthaten; ſiehe dabey nur, weder auf das Gold, noch auf die Ochſenhaut, ſondern auf die Geſchicklichkeit deßen, der ſie brauchet. Er muß Warheiten reden, er mag ſie nun als ein Poet reden,

den, oder er mag ſie in Fabeln erzelen, er mag ſie ſingend ausſprechen: ich werde alsdenn ſeine Bilder verfolgen, ich werde die Fabel durchſuchen; und der Geſang wird mich nicht bezaubern. Er muß Warheiten reden, auch wenn er ſchlechtweg und gerade-zu redet; ich will alsdenn mit dieſer Leichtigkeit, das gehörete zu faßen, wol zu frieden ſeyn. Nimmeſt du aber von Beiden, von Poeten ſo wol als Philoſophen, die Warheit weg, ſo macheſt du aus dem Geſange was albern klingendes und aus der Rede eine Fabel. Wo du keine Warheit antrifſt, da traue weder der Erdichtung des Poeten das geringſte, noch auch der gemeinen Rede des Philoſophen.

§. 8.

Denn auch Epicur redet in der gemeinen Sprache, aber er redet die allerſeltſamſten Fabeln; dergeſtalt, daß ich lieber dem Homer glauben will, wenn der vom Jupiter erzelet, er habe die Selen zweier Helden auf der güldenen Wage gewogen, des Achilles und des muthigen Hectors; und habe das Joch der Wag-Schalen mit der rechten Hand aufgezogen *): Denn ich ſehe dabey, daß das ſteigen oder ſinken des Schickſals der Männer, ſich in der

Hand

*) Ilias XXII, 209 : 211.

Hand des Jupiters befindet, der da ſprechen kann: was ich mit meinem Winke feſte ſetze, das läßet ſich nie zurücke nemen, es iſt nie betrieglich, es gehet in ſeine zuverläßige Erfüllung *). Ich verſtehe die Winke des Jupiters: durch dieſelben ſtehet die Erde feſte, das Meer breitet ſich weit aus, die Luft durchgehet alles, das Feuer lodert in die Höhe, der Himmel drehet ſich herum, die Thiere werden erzeuget, die Bäume wachſen auf: auch die Geſchicklichkeiten und das gute Glück des Menſchen ſind Werke der Winke des Jupiters. Ich verſtehe gleichfals die Minerva, die bald zum Achilles hinzu tritt **), und den Helden von ſeinem Zorne ableitet, und ihn von hinten ziehet; bald aber dem Ulyß in allen ſeinen Nöthen beſtändigen Beiſtand leiſtet ***). Nicht minder verſtehe ich den Apollo, dieſen mit ſeinem Bogen ſchießenden, und den Muſen vorſtehenden, Gott: ich liebe deßen zuſammenſtimmenden Geſang, und ſcheue mich vor ſeinen Pfeilen. Gleichfals Neptun erſchüttert mit ſeinem dreyzackigen Spieße die Erde; Mars füret die Schlacht-Ordnungen der Krieges-Heere an einander; Vulcan ſchmie-

*) Ilias I, 526.
**) Ilias I, 194-200.
***) Odyß. XIII, 300, 301.

ſchmiedet, nicht allein für den Achilles, ſondern er gehöret zu iedem Werke, wozu Feuer erfordert wird, und iſt bey demſelben geſchäftig. Das ſagen die Poeten; eben das ſagen die Philoſophen: wenn du nur die Benennungen veränderſt, ſo findeſt du die Aenlichkeit, und lerneſt die Sätze. Den Jupiter nenne die allerhöchſte Vernunft, die der Urſprung und Regierer aller Dinge iſt. Die Minerva nenne die Klugheit im Thun und Leben; an ſtatt Apollo ſetze die Sonne, an ſtatt Neptun ſtelle dir die bewegende Kraft vor, die ſich durch die Erde und das Meer erſtrecket, und beides in ſeinem Zuſtande und in ſeiner Zuſammenſtimmung erhält.

§. 9.

Geheſt du auf ſolche Weiſe das übrige durch, ſo findeſt du alles, bey den Poeten voll von Namen, bey den Philoſophen voll von deutlichen Reden. Aber des Epicurs Dinge, mit welcher Fabel ſoll ich die vergleichen? Welcher Poet hat ſich ie ſo unthätig, und nachläßig, und der Gottheit unkundig, angeſtellet? Die Unſterblichen haben keine Geſchäfte, ſie verurſachen ſie auch niemanden. In was für eine Fabel ſolte ich dieſen Satz wol einkleiden? Wie ſoll ich den Jupiter dichten? was

thut er, oder was berathſchlaget er, oder was für Vergnügungen hat er? Jupiter trinket zwar beym Homer; aber er hält auch Verſammlungen der Götter, und redet in denſelben, und berathſchlaget ſich; eben ſo, wie die Beſorgung der Sachen in Aſien vom Perſiſchen Könige, und wie die Beſorgung der Griechiſchen Sachen von den Verſammlungen der Athenienſer, abhanget: denn der große König berathſchlaget ſich wegen Aſien, und das Athenienſiſche Volk wegen Griechenland. Eben ſo rathſchlaget ein Steuermann wegen ſeines Schiffes, ein Heerfürer wegen ſeines Krieges-Heeres, ein Geſetzgeber wegen ſeines Staates: und der Steuermann, der Heerfürer, der Geſetzgeber, haben ihre Geſchäfte, daß das Schiff, das Heer, das Land und die Häuſer, wol behalten bleiben mögen. Hingegen wegen des Himmels, und der Erde und des Meeres und der andern Theile der Welt, wer rathſchlaget denn da, o Epicur? wer iſt da der Steuermann oder Anfürer oder Geſetzgeber oder Landpfleger oder Haushalter? War doch ſelbſt ein Sardanapall nicht one Geſchäfte: ob er ſich gleich in ſeinem Palaſte eingeſperret hatte, und auf einem güldenen Ruhe-Bette lag, mitten unter einer Anzal von Frauensperſonen; er rathſchlagete doch,

wie

wie die Stadt Ninive wol behalten bleiben, und wie die Aßyrer glücklich ſeyn, möchten. Bey dir aber, iſt die Wolluſt des Jupiters noch müßiger, als eines Sardanapalls; O unglaubliche Fabeln, die ſich für keinen poetiſchen Geſang ſchiken!

Fünfte Rede.

Ob mann beten, und wünſchen, müße.

§. 1.

Ein Herr in Phrygien, der ſein Leben auf dem Lande zubrachte, und Geld-begierig war, fieng einmal, wie die Fabel saget, einen Satyr, einen Wein-gierigen Feld-Gott, indem er einen Brunnen mit Wein anfüllete, zu welchem dieſer, wenn ihn dürſtete, zu gehen und zu trinken pflegete. Der unvernünftige Phrygier betete zu dem gefangenen Gotte, und zwar ein Gebet, wie ſich für ienen zu bitten, und für dieſen zu gewären, ſchickete; daß ihm ſeine Erde und Bäume, und Saaten, und Wieſen nebſt den darauf wachſenden Kräutern und Blumen,

alles zu Golde werden möchte. Der Satyr gewärete ihn deßen. Als nun die Erde zu Golde worden war, kam eine Hungers-Noth über die Phrygier; Midas weinete über ſeinen Reichthum, und wiederrief ſeinen vorigen Wunſch; er betete aber nicht wie vorher zu dem Satyr, ſondern zu den Göttern und Göttinnen, daß doch ſeine ehemalige Armuth, die ihn ſo ſchöne und ſo viele Früchte getragen und zeitig gemachet hatte, wieder zu ihm kommen, das Gold aber ſeinen Feinden verliehen werden, möchte. Hierum betete er fußfällig; und erlangete ſeine Bitte mit vieler Mühe. Ich lobe dieſe Fabel wegen ihrer Artigkeit, und weil ſie auf eine große Warheit füret. Denn was will dieſes Bild anders andeuten, als eines unvernünftigen Menſchen Wunſch, der auf nichts wirklich heilſames ſiehet; der da wünſchet, daß er das oder das erlangen möge, den es aber gereuet wenn er es erlanget hat; die dem Satyr geſchehene Nachſtellung aber, und den Fang deßelben, und den Wein, hat die Fabel gar bedeutend angebracht. Es giebt Betrieger, es giebt auch Gewaltthätige und wenn ſie erlanget, was ſie begeret und was ſie gewünſchet, ſo denken ſie, ſie haben von der Gottheit einen Segen erhalten, von der ſie es doch nicht bekommen haben.

Denn

Denn Gott giebet keines der Dinge, die nicht gut ſind: das nicht gute iſt eine Gabe des Glückes, dieſes unvernünftigen Gebers; und wird eben ſo mit Unverſtande gegeben, wie die Freundwilligkeiten betrunkener Leute zu ſeyn pflegen.

§. 2.

Und wie ſtund es um den Lydier, der noch unverſtändiger war als der Phrygier? Betete er nicht zum Apollo um Erobrung des Perſiſchen Reiches, und ſchenkete dieſem Gotte vieles Gold, wie einem Obern, der ſich gerne beſtechen läßet? Und da er gehöret, daß dieſer Gott aus Delphi ihm ſagen laße, wenn Kröſus über den Halys-Stom gehet, wird er eine große Herrſchaft zu Grunde richten; ſo deutete er dieſen Ausſpruch nach ſeinem Wunſche, gieng über den Halys und richtete die große Herrſchaft der Lydier zu Grunde. Ich höre aber auch beym Homer *) einen Griechiſchen Mann beten: O Vater Jupiter, laß das Loos entweder den Aeas treffen, oder den Son des Tydeus, oder ſelbſt den König über das reiche Mycen. Und Jupiter erhöret dieſen Wunſch: denn daßelbe Loos kam aus dem Helme heraus, welches ſie begeret hatten, nemlich des Aeas. Den Priamus, der für

 ſein

*) Ilias VII, 179 ſ 183.

ſein eigen Land betet, und täglich den Jupiter Rinder und klein Vieh opfert, läßt er unerhöret beten: hingegen dem Agamemnon, der in ein fremdes Land eingefallen war, verſpricht er durch ſeinen mächtigen Wink, er ſolle das wol-befeſtigte Ilius erobern, und ſieghaft nach Hauſe keren *). Und Apollo leiſtet dem Chry-ſes in ſeiner Bedrückung vorher keinen Beiſtand; nachdem der aber ſeinen Mund muthig aufge-than, und ihn an dem empfangenen lieblichen Geruch vom Opfer-Fleiſche erinnert, hatte; da ſchießet er ſeine Pfeile in das Griechiſche Lager, und läßet Neun tage hintereinander Menſchen, Maul-Eſel, Schafe und Hunde, dadurch tref-fen **).

§. 3.

Wie denn ſo, o vortreflichſter unter den Dichtern? Iſt denn die Gottheit ſo begierig nach Leckerbißen, nimmet ſie ſo gerne Geſchenke, iſt ſie von der gemeinen Art Leuten nichts un-terſchieden? Sollen wir denn auch dieſen dei-nen Spruch annemen: ſelbſt die Götter laßen ſich auf andre Gedanken lenken ***)? Iſt nicht im Gegentheil die Gottheit unveränderlich

un

*) Ilias II, 112-113.
**) Ilias I, 35-53.
***) Ilias IX, 493.

in ihren Schlüßen, und in ihren Wegen ſtand=
haft, und durch keine Zuredungen auf andre Ge=
danken zu lenken? Denn ſich in ſeinen Geſinnun,
gen ändern, und ſich was gereuen laßen, iſt ſo
ferne von der Gottheit, daß es ſich nicht ein=
mal für einen guten Mann geziemet. Denn ein
Mann, der ſich umlenken läßet, und andre
Gedanken faßet, der hat ſich vorher übel be=
rathen, wenn er aus dem ſchlechtern in das
Beßere übertritt; gehet er aber aus dem Beßern
in das ſchlimmere, ſo verändert er ſich übel:
die Gottheit aber iſt ferne von allem übeln und
böſen. Ferner, der Bittende iſt entweder wür=
dig zu erlangen was er bittet, oder er iſt es
nicht würdig: Iſt das erſtere, ſo muß er es,
auch außer ſeiner Bitte, erhalten; iſt das zwei=
te, ſo muß er es nicht erhalten, auch wenn er
bittet. Denn wenn ein Würdiger das Bitten
unterläßet, ſo wird er dadurch nicht ein Unwür=
diger weil er nicht gebeten hat; und wenn einer
unwürdig iſt etwas zu erhalten, bittet aber um
den Empfang, ſo wird er dadurch nicht würdig
weil er gebeten hat: ſondern im Gegentheil,
wer würdig iſt was zu empfangen, und hält
nicht drumm ann, der iſt um ſo viel würdiger
es zu erlangen; der unwürdige aber, der unbe=
ſcheiden anhält, iſt auch dieſerhalben unwürdig.

Dem Erſtern muß mann Beſcheidenheit und Zuverſicht zuſchreiben: aus Zuverſicht glaubet er, er werde was erhalten; aus Beſcheidenheit aber iſt er ruhig, wenn er auch nichts erhält: dem Andern muß mann Ungezogenheit und Untauglichkeit anrechnen; da er aus Ungezogenheit wünſchet, wegen Untauglichkeit aber abgewieſen werden muß. Denn wie? wenn ein Heerfürer ein Gott wäre; und ein Pack-Knecht bäte den Heerfürer um den Platz eines völlig-gerüſteten Streiters, ein tüchtiger Streiter aber hielte ſich in Ruhe: würde er nicht, zum Nutzen des Heeres, ienen einen Pack-Knecht bleiben laßen, dieſen aber zu den guten Streitern berufen? Jedoch ein Heerfürer kann was nicht wißen, er kann Geld annemen, er kann hintergangen werden: Bey der Gottheit aber iſt alles dergleichen nicht: ſie kann alſo weder den bittenden etwas wieder ihre Würdigkeit geben, ſie kann aber auch den nicht-bittenden nicht nach ihrer Würdigkeit nicht-geben.

§. 4.

Von den Dingen, die die Menſchen ſich wünſchen, hat die Vorſehung einiges, ſaget mann, unter ihrer Aufſicht, einiges ſtehet unter der unvermeidlichen Gewalt des beſtimmeten Schickſals, einiges iſt dem Glücke unterworfen,

ſen, einiges beſorget die Kunſt. Die Vorſehung iſt ein Geſchäfte Gottes, das Schickſal ein Werk der Nothwendigkeit, die Kunſt gehöret dem Menſchen, das Glück dem ungefären Zufalle. Was im Leben ſich begeben kann, iſt unter dieſe Viere vertheilet. Was wir alſo wünſchen, muß entweder von der Vorſorge Gottes, oder von der Nothwendigkeit des beſtimmeten Schickſales, oder von menſchlicher Geſchicklichkeit, oder vom Laufe des Glückes, entſpringen. Beruhet es auf der göttlichen Vorſorge, was brauchet es eines Wunſches? denn wenn Gott ſorget, ſo ſorget er entweder für das Ganze, und bekümmert ſich um das Einzelne nicht: ſo wie Könige ihre Staaten durch Geſetz und Gerechtigkeit im Wolſtande zu erhalten ſuchen, mit ihrer Sorge aber nicht bis auf einzelne Perſonen ſich erſtrecken: oder die Vorſehung ſiehet auch auf den Zuſtand aller Einzelnen Theil. Was ſollen wir nun ſagen? Sprichſt du, Gottes Vorſorge gehet auf das Ganze? Behellige du alſo Gott nur nicht: denn er wird ſich nach dir nicht richten, wenn du was begereſt, das dem Wolſtande des Ganzen zu wieder iſt. Denn wie, wenn die Glieder des Leibes reden könnten, und Eines derſelben empfände Schmerzen, indem es vom Arzte, zur Erhaltung des ganzen Leibes,

geſchnit-

geſchnitten würde, und es bäte, die Kunſt des Arztes möchte es doch nicht ſo verderben? Würde ein Aeskulap ſolchen Gliedern nicht antworten: euret wegen, muß nicht der ganze Körper zu Grunde gehen, ſondern der ſoll, durch eure Zerſtörung, gerettet werden. Eben ſo pfleget es in der Welt herzugehen. Im Athenienſiſchen iſt die Peſt, im Lacedämoniſchen ein Erdbeben, im Theßaliſchen eine Waßerfluth, der Aetna brennet: dieſe Uebel nenneſt du eine Verderbung: aber der Arzt weiß die Urſache, warum er dieß verhänget, und bekümmert ſich um das Bitten dieſer Theile nicht, denn er ſuchet das Ganze zu erhalten, weil ſeine Sorge auf das Ganze gehet. Sorget aber Gott zugleich mit für iede Theile: ſo bedarf es auch da keines wünſchens. Denn es iſt eben ſo viel, als wenn ein Kranker ſeinen Arzt um eine Arzeney, oder um etwas Speiſe, bitten wolte: iſt es dem Kranken dienlich, ſo wird er es ihm ungebeten geben; iſt es aber gefärlich, ſo wird er es ihm dennoch nicht geben, wenn er ihn gleich bittet. Solchergeſtalt brauchet mann nichts von den Dingen, die unter der göttlichen Vorſehung ſtehen, weder zu bitten noch zu wünſchen.

§. 5.

§. 5.

Wie ſtehet es aber mit Dingen, die bey dem feſt beſtimmeten Schickſale beruhen? Gewiß, hier iſt das Beten das allerlächerlichſte. Einen guten König kann mann wol durch Bitten wozu bewegen; aber nicht einen ſtrengen Tyrannen. Das Schickſal aber iſt was tyranniſches, es hat keinen über ſich, es läßet ſich nicht ändern. Dieſes leget den Heerden der Menſchen gleichſam ein Gebiß in das Maul, und ziehet ſie mit Gewalt, und zwinget ſie, die Lenkungen deßelben ſich unwiederſprechlich gefallen zu laßen; ſo wie ein Dionyſius die Syracuſaner, ein Piſiſtatus die Athenienſer, ein Periander die Korinthier, ein Traſybulus die Mileſier. In einem freien Staate kann Ueberredung und Bitte und höfliche Gefälligkeit und Flehen, etwas ausrichten: bey einer tyranniſchen Regierung hat Gewalt und Zwang die Oberhand, wie im Kriege. Nimm mich lebendig als einen Gefangenen an, Son des Atreus, und laß dir ein genugſames Löſe-Geld zalen *). Was für Gegen-Vergeltungen wollen wir denn dem Schickſale geben, daß es uns aus ſeinem Zwange und aus ſeinen Banden los-

*) Ilias IV, 46.

losläßet? was für Gold? was für gefällige Dienſte? was für Opfer? was für Gebet? Fande doch ſelbſt Jupiter bey demſelben kein Mittel, es abzuwenden, ſondern er muſte ſeufzen *): ach, daß das Schickſal will, mein liebſter Son unter den Menſchen, Sarpedon, ſoll vom Patroclus erleget werden! Zu welchem Gotte that Jupiter ein Gebet für ſeinen Son. Und die Thetis ſchreiet **): ach ich arme, ach ich unglückliche Mutter des beſten Sones! So iſt es mit dem Schickſale beſchaffen, es iſt eine Atropos und eine Klotho und eine Lacheſis, das iſt, es läßet ſich nicht abwenden, es iſt dem Menſchen einmal beſtimmet, es hat aller Menſchen Lebenslauf in ſeiner Gewalt. Wie wolte nun iemand zu einem ſo unerbittlichen Schickſale beten ***)?

§. 6.

*) Ilias XVI, 433.

**) Ilias XVIII, 54.

***) Maximus redet Bedingungs-Weiſe: wenn es ein ſolches Schickſal giebet, ſo iſt alles Beten vergeblich. Denn merere, als die obgedachten Vier Fälle, ſind nicht möglich. Unter dieſen Vieren aber iſt das, was Maximus, aus dem Munde einiger alten Weltweiſen, Schickſal, Fatum, nennet, in ſo ferne es was anders, als der Rathſchluß Gottes von der Wirklichkeit der Welt, ſeyn ſoll, etwas in ſich albernes, eben ſo wie das, was er Glück oder ungefären Zufall nennet.

§. 6.

Aber auch bey Dingen, die auf das Glück ankommen, brauchet es keines Betens; ia hier muß mann gar nichts bitten. Denn mann muß keinen unverſtändigen und unvernünftigen Herrn anreden wollen, bey dem weder Wille noch Urtheil noch kluger Vorſatz ſeine Herrſchaft beſtimmet, ſondern Uebermuth, und Hang, und unüberlegte Neigungen, und unſinnige Triebe, und abwechſelnde Begierden. Denn ſo iſt das Glück: es iſt unüberlegt, blind=zufarend, nichts vorherſehend, taub, nicht vorher abzuſehen, es ſchwanket hin und her wie ein Euripus, es ändert ſich oft, es verträget keine Steuermanns=Kunſt. Wie wolte alſo iemand ein ſo unſtandhaftes, ſo unverſtändiges, ſo in ſich ſelbſt ungleiches, und unfreundliches, Ding anbeten?

Nach dem Glücke iſt die Kunſt noch übrig. Welcher Pflugmacher betet denn wol um Schönheit ſeines Pflugs, da er ſich drauf verſtehet, einen guten Pflug zu machen? Oder welcher Weber um die Schönheit ſeines Gewebes, da er ſich drauf verſtehet, es zu weben? Oder welcher Schmid um die Schönheit ſeines zu verfertigenden Schildes, den er gut zu machen weiß? Oder welcher Held betet um Herzhaftigkeit

keit, die er ſchon beſitzet? Oder welcher gute Menſch betet um Glückſeligkeit, da er Tugend beſitzet?

§. 7.

Was bleibet denn alſo übrig, um welches ein Menſch die Götter bitten könnte, das nicht von der göttlichen Vorſorge, oder vom beſtimmten Schickſale, oder von dem Glücke, oder von der Kunſt, abhinge? Bitteſt du um Reichthum? Laß die Götter unbehelliget, du bitteſt um nichts gutes; laß das Schickſal unbehelliget, du bitteſt um nichts nothwendiges; laß das Glück unbehelliget, denn das giebet den dürftigen nichts; laß die Kunſt unbehelliget, denn du höreſt was Menander ſaget: Künſte und Geſchicklichkeiten bringen zu keinem ruhigen Alter, wenn ſie ſich nicht in den Händen eines Geld-Liebhabers befinden. Iſt es nicht andem? Biſt du ein ehrlicher frommer Mann? ändre dieſe Gemüths-Art, wünſche dir eine Nichtswürdigkeit und Bosheit, übe dich darinnen; ſuche Reichthum durch Huren-Wirthſchaft, durch Verfälſchung deiner Waaren, ſey ein Räuber, ein feiner Betrieger, ein falſcher Zeuge, ein tückiſcher Verräther, laß dich beſtechen. Bitteſt du um Sieg? den kannſt du erhalten, im Kriege durch gedungene genugſame Soldaten,

vor

vor Gerichte durch ungewißenhafte Richter oder Sachwalter. Bitteſt du um guten Kaufhandel? den giebet dir dein Schiff, und das Meer, und günſtiger Wind; es ſind Waaren zu bekommen, lege nur Geld ann: was behelligeſt du die Götter? ſcheue dich nur vor nichts unehrlichen und niederträchtigen, du wirſt reich werden wenn du auch ein Hipponikus wäreſt; du wirſt ſiegen, wenn du auch ein Kleon wäreſt; du wirſt den Proceß gewinnen, wenn du auch ein Melitus wäreſt *). Trittſt du aber in ein Gebet vor Gott, ſo trittſt du vor ein gar genaues und ſcharfes Gerichte: kein Gott wird dich anhören, wenn du Dinge bitteſt um die nicht gebetet werden muß, er wird dir auch nichts geben, was für dich nicht gehöret. Gott durchforſchet und beurtheilet gar ernſtlich die Bitten eines ieden, und mißet dir richtig mit dem Maaße, das dir gebüret: niemand wird ihn bewegen, wenn er gleich, nach Art der Beklagten vor Gerichte, ſeine Begierden vor ihn brächte, und ſie mitleidig reden und kläglich ſchreien, und viel Staub ſich auf ihr Haupt ſchütten, ia, nach Befinden, auch der Gott-

*) Diß ſind drey offenbar böſe Leute in der alten Welt geweſen: der erſte ein recht gewißenloſer Kaufmann; der zweite ein ungerechter Krieger; der dritte ein falſcher bosḥafter Ankläger.

Gottheit vorhalten, ließe, daferne ich iemals auf eine dir angeneme Art deinen Tempel gebauet habe *). Sondern Gott ſpricht: bitteſt du um was gutes? Empfange es, wenn du es fähig biſt. Und biſt du es fähig, ſo braucheſt du nicht einmal lange drumm zu bitten; du ſolſt es auch ſtillſchweigend erlangen,

§. 8.

Aber Socrates gieng doch hinab in den Piräeus, und betete die Göttin an; er ermanete auch Andre dazu, und das ganze Leben des Socrates war lauter Gebet? Eben ſo betete Pythagoras, und Plato, und wer nur ſonſt gerne ſich zur Gottheit hält. Aber du ſtelleſt dir vielleicht vor, als ſey das Gebet eines Philoſophen eine Bitte um etwas, das er noch nicht hat: ich hingegen ſage, es ſey ein Umgang und ein Geſpräche mit Gott wegen ſolcher Dinge, die er ſchon hat; und es ſey eine Aeußerung ſeines tugendhaften Geiſtes. Oder denkeſt du, Socrates betete, daß er Geld bekommen, oder daß er zu Athen herrſchen, möchte? Nichts weniger. Sondern, er betete zwar zu der Gottheit, empfieng aber, mit Beiſtande der Gottheit, von ſich ſelbſt, Tugend der Sele, Ruhe des

*) Ilias I, 39.

des Lebens, untadelhaften Wandel, einen Hofnungs-vollen Tod: das ſind vortrefliche Gaben, und können von der Gottheit gegeben werden. Wenn aber iemand die Erde um eine glückliche Schiffart, das Meer um Fruchtbarkeit des Ackers, den Weber um einen Pflug, den Zimmermann um ein wolgemachtes Kleid, anſpricht: ſo gehet er unverrichteter Sache von dannen, one Gabe und one Erhörung. O Jupiter und Minerva und Apollo, die ihr die menſchlichen Geſinnungen beobachtet, ihr müßet Philoſophen zu Schülern haben, die eure Weisheit mit ſtarker Sele faßen, und darauf eine ſchöne und glückſelige Erndte von ihrem Leben genießen, können! Aber es iſt um dieſen Ackerbau gar ein ſeltenes Ding, es geräth mit Mühe und langſam. Indeßen muß doch immer dieſer ſeltene und wenige Funke, zum Nutzen des menſchlichen Geſchlechtes, bald bey dieſer bald bey iener Perſon, zum leuchten gebracht werden, ſo wie bey finſtrer Nacht ein kleines Licht doch gute Dienſte thut. Dern des Schönen unter den Menſchen iſt nicht viel, und gleichwol muß durch dieſes wenige das Ganze geheilet werden. Näme mann aus der Welt die Philoſophie weg, ſo näme mann ihr alles ware Leben, und das, was alleine verſtehet recht zu wünſchen: ſo wie,

wenn mann dem Leibe die Sele nimmet, alsdenn der Leib unbeweglich iſt; wenn mann der Erde ihre Früchte nimmet, alsdenn die Erde unbrauchbar iſt; wenn mann dem Tage die Sonne nimmet, alsdenn der Tag völlig verſchwindet.

Sechſte Rede.

Ob es ein Geſchenke Gottes iſt, wenn iemand gut wird?

§. 1.

Homer redet mit dem Telemach unter der Perſon des Neſtors, und ſpricht zu ihm *): ich glaube nicht, daß du in Ungnaden der Götter geboren und erzogen worden biſt. Er nennet auch alle gute Leute göttliche, vermuthlich weil ſie, nicht durch ihre eigene Geſchicklichkeit und Kunſt, ſondern als ein Werk Gottes, gut worden waren. Ich vermuthe auch, daß er die Verſe, in welchen er von einen Demodocus redet, auf ſich ſelber und auf ſeinen Zuſtand

*) Odyß. III, 28.

Zuſtand gemeynet habe; indem er von demſelben ſpricht *): die Muſe liebete ihn vor Andern, ſie gab ihm ein Gutes und ein Uebel; der Augen beraubete ſie ihn, gab ihm aber dagegen einen annemlichen Geſang. Ich binn, wegen des Geſanges, mit ihm Einer Meynung; wegen des Unfalles hingegen kann ich ihm nicht beiſtimmen; denn der iſt keine Muſen-Gabe. Selbſt dem Demodocus kann ich nicht Beifall geben, wenn er von ſich ſaget: ich habe alles von mir alleine gelernet, denn die Götter haben mir Geſang mitgetheilet. Wie haſt du, vortreflichſter Sänger, es von dir alleine gelernet, wenn du von den Göttern, dieſen unfelbareſten kräftigſten Ler-Meiſtern, den Geſang empfangen haſt? Demodocus antwortet hierauf ſo, wie etwa Reiche Leute, die ihren Reichthum von ihren Vorfaren ererbet haben, einem Handelsmanne der erſt reich zu werden trachtet, zu antworten pflegen, daß ihnen ihr Reichthum angeboren ſey, ſie haben ihn aber nicht von andern Leuten durch Witz und Fleiß zuſammengeſammlet.

*) Odyß VIII, 63. und XXII, 347.

§. 2.

Was denken wir aber vom Heſiodus? Als dieſer ſein Vieh beym Helikon hütete, traf er die ſingenden Muſen ann; und weil er über ſein Hirten-Geſchäfte einen Ueberdruß gegen ſie äußerte, empfieng er von ihnen einige Lorber-Zweige, durch deren Kraft er alſobald ſingen, und aus einem Hirten ein Poete werden konnte: ſo wie mann von den Leuten ſaget, die zur Geſellſchaft der Korybanten gehören, daß, ſobald ſie eine Flöte hören, ſie außer ſich gerathen und ihrer eigenen Gedanken nicht mächtig ſind? Nichts weniger als das. Sondern ich glaube, Heſiodus hat ſeine ihm angeborne Geſchicklichkeit unter einem Bilde vorgeſtellet, und das Chor der Muſen zur Urſache derſelben angegeben: ſo wie etwa einer, der ein guter Schmid worden iſt, das Handwerk aber nicht ordentlich erlernet hat, dem Vulcan die Urſache ſeiner von ſelbſt gefaßeten Kunſt zuſchreibet. Und was thaten die Kretenſer? Glaubeſt du nicht, daß, da ſie ſahen, wie gut ſie vom Minos mit Geſetzen und Anordnungen verſorget wurden, ſie ihm deßhalb den Jupiter als Ler-Meiſter zugeſchrieben, und geſaget, es ſey im Ida-Gebirge eine Höle des Jupiters, da hinein ſey Minos Neun Jare hindurch gegangen

und

und habe von dem die guten Staats-Einrichtungen gelernet? denn ſo erzelen die Kretenſer die Sache.

§. 3.

Auch zu Athen lebete ein Eleuſiniſcher Mann, Namens Meleſagoras: dieſer hatte ſeine Kunſt nicht gelernet, ſondern die Nymphen, wie die Athenienſer erzelen, hatten es ihm nach Gottes Willen eingegeben, daß er ein weiſer Warſager worden war. Nach Athen kam gleichfals ein andrer Kretenſiſcher Mann, Namens Epimenides, der auch nicht angeben konnte, wer ſein Lerer geweſen ſey: aber er war ſtark in Kentniß göttlicher Dinge, er rettete durch Sün-Opfer den Athenienſiſchen Staat, der durch Peſt und innerliche Unruhen übel geplaget war. Auch zu Proconnes fand ſich ein weiſer Mann, Namens Ariſteas: mann trauete dem zu erſt keine Weisheit zu, weil er nicht ſagen konnte, von wem er ſie gelernet habe: aber er erfand, wieder dieſes Mistrauen der Leute, ein Mittel: er erzelete, ſeine Sele habe den Leib verlaßen, ſie ſey ſchnell durch die Luft geflogen, und habe, nicht nur Griechenland, ſondern auch auswärtige Lande durchzogen, ſie habe alle Inſeln und Ströme und Gebirge beſuchet, und endlich ſey ſie auf dieſer Reiſe in das Hyperboreiſche gekommen:

men: ſie habe nach einander alle Sitten der Völker, die Policey, und Staats-Verfaßungen, die Beſchaffenheiten des Erdbodens, die Verſchiedenheiten der Luft, die Fluten des Meeres, die Wege der Ströme, durchſchauet; ſie habe auch den Himmel da oben viel deutlicher, als hier auf Erden, betrachten können. Und indem Ariſteas dieſes erzelete, fand er merern Glauben, als ein Anaxagoras oder Xenophanes, oder ein andrer von denen, die die Beſchaffenheiten dieſer Dinge vortrugen. Die Leute hatten zwar von einer ſolchen Selen-Reiſe keinen rechten Begriff, oder mit was für Augen er iedes habe beſehen können: ſie meyneten aber dennoch, die Sele bedürfe allerdinges einer ſolchen Herumwandelung, wenn ſie von iedem Dinge die reineſte Warheit vorſtellig machen ſolte.

§. 4.

Du verlangeſt villeicht, wir ſollen einen Ariſteas und Meleſagoras und Epimenides, und die Bilder der Poeten, den Fabeln überlaßen, und unſre Aufmerkſamkeit auf die Philoſophen richten, die vom Lyceo oder von der anmuthigen Akademie den Namen füren? denn die reden nicht in Fabeln und Räzeln, ſie lieben auch nicht das Wunderbare; ſondern ſie ſind zu gemeinen Redens- und Gedenkungs-Arten gewönet.

wönet. Wolan, wir wollen uns vor erſt zu dem Anfürer derſelben wenden, und alſo mit ihm uns unterreden: Du ſchätzeſt Wißenſchaft über alles, o Socrates; denn das höre ich dich öfters verſichern, wenn du die Jungen Leute bald zu dieſem bald zu ienem Lerer weiſeſt: du ratheſt ſo gar dem Kallias, er ſolle ſeinen Son in die Schule einer Frau, zur Mileſiſchen Aſpaſia, ſchicken; und du ſelbſt, bey dieſem deinem ziemlich hohen Alter, geheſt noch fleißig zu ihr: du haſt an dieſer Ler-Meiſterin nicht genug, ſondern du ſammleſt dir bey der Diotima eine Kentniß von Liebes-Sachen, bey dem Konnus von der Muſik, beym Evenus von der Poeſie, beym Iſchomachus von der Land-Wirtſchaft, beym Theodorus von der Meßkunſt. Ich lobe dieſes an dir, du magſt nun mit einiger Verſtellung, oder im rechten Ernſte, ſolches thun; denn es läßet ſich auf beide Weiſe auslegen. Aber wenn ich dir zuhöre, wie du mit einem Phädrus, oder Charmides, oder Theätetus, oder Alcibiades, dich unterredeſt: ſo fange ich ann zu vermuthen, daß bey dir nicht die Wißenſchaft, die mann erlernet, alles in allem ausmache, ſondern daß du glaubeſt, die Natur ſey der vorzüglichſte Ler-Meiſter der Menſchen; und daß du dieß andeuten wolleſt, wenn du in

F 5 gewißen

gewißen ſolchen Unterredungen ſchlechtweg ſprichſt, es ſey dir ein Umgang mit dem Alcibiades durch eine göttliche Zutheilung verliehen worden; oder wenn du ein andermal den Phädrus eine göttliche Sele nenneſt; oder wenn du vom Iſocrates bey ſeinen zarten Jünglings-Jaren ſolche Worte redeſt, die was großes vorherſagen. Was wilſt du mit dem allen ſagen, o Socrates? Wenn es dir beliebet, will ich dich in Ruhe laßen, und will mich an den Verfaßer*) ſolcher deiner Unterredungen, an deinen Freund aus der Akademie, machen: der mag uns, auf unſer angelegentliches Erſuchen, antworten, ob denn durch eine göttliche Zutheilung ein Menſch ein guter Menſch werde. Ich ſage, ein guter Menſch, nicht aber etwa, ein guter Poet, damit du mich nicht etwa auf einen Heſiodus verweiſeſt; auch nicht etwa, ein guter Warſager, damit du mir nicht einen Meleſagoras anfüreſt; auch nicht ein guter Verſtändiger auf Sün-Opfer und andre Sün-Mittel, damit du mir nichts von einem Epimenides vorſagen dürfeſt. Alle ſolche Kunſt-Benennungen laß weg, und nimm nur blos dieſelbe Tugend in Betrachtung, durch welche die Menſchen gut wer-

*) Den Plato, bey dem mann auch alles das findet, worauf Maximus im vorhergehenden zielet.

werden im menſchlichen Leben, ihr Hausweſen geſchickt und richtig zu beſorgen, und einen Staat wol zu regieren, oder im Staate einen guten Bürger abzugeben. Wegen dieſer Tugend rede, ob ſie iemandem als eine Gottes-Gabe zu Theile wird, ſo daß er ſie nicht wie eine Kunſt erlernen darf. Oder ſoll ich auch dich ſtehen laßen, und ſoll die Vernunft ſich ſelber antworten, wie ein Mann dem andern, frey und aus eigener Ueberlegung? Wir wollen es verſuchen.

§. 5.

Du Elender! was ſchwatzeſt du, wenn du meyneſt, das herrlichſte unter den menſchlichen Gütern könne zwar durch menſchlichen Unterricht und Fleiß gar leichte, von der göttlichen Wolthätigkeit aber ſchwerlich, erlanget werden? Du wirſt ia wol nicht ſagen, daß die Warſagerey, die geheime Prieſter-Wißenſchaft, die Poeſie, die Ausſünungs-Kunſt, die Orakel-Kraft, insgeſammt ſo viel werth ſind als die moraliſche Tugend? Wolteſt du denn ſprechen, daß die iezt genenneten Künſte durch einen göttlichen Beiſtand den menſchlichen Selen eingeflößet würden; die Tugend hingegen, die viel was ſelteners und köſtlichers iſt, ein Werk der bloßen menſchlichen Bemühung ſey? Gewiß, du achteſt

teſt die Gottheit für was würdiges, wenn du denkeſt, zu Verleihung ſchlechter Sachen ſey ſie bereit, und im Stande; hingegen zu wichtigern Dingen ſey ſie zu arm! Ich geſchweige, daß, wenn iene Dinge von der Gottheit herrüren, nothwendig auch das beßere und wichtigere von ihr herrüren muß. Ein Schmid kann keinen Zimmermann in die Lere nemen, ein Ackermann bekümmert ſich nicht um die Steuermanns-Wißenſchaft, ein Steuermann um die Arzeney-Kunſt; einer hat Erfarung in einer Kunſt, der andre iſt unerfaren in derſelben. Aber ſo iſt es nicht mit der Gottheit beſchaffen: die iſt nicht in den Umfang nur Einer Kunſt eingeſchränket. Was von der herrüret, daß kann in Anſehung der menſchlichen Kräfte der Sele, eine vollkommene Kunſt ſeyn; in Anſehung aber des Reichthums der göttlichen Erkenntniß, iſt es nur ein Theil des Ganzen. Bedenke alſo, ob Gott, der ienes auszutheilen hat, nicht noch viel eher Tugend austheilen könne und wolle.

§. 6.

Unterſuche dieß auf folgende Weiſe. Du hälteſt ia wol außer zweifel die Gottheit für das vollkommenſte, ſich ſelbſt genugſamſte, und mächtigſte Weſen; du kannſt ihm davon nichts abſprechen, wenn du es nicht ganz als Nichts darſtel-

darſtellen wilſt. Denn, iſt es nicht vollkommen, ſo iſt es ſich ſelbſt nicht genugſam; iſt es ſich ſelbſt nicht genugſam, ſo iſt es noch nicht vollkommen; iſt es weder ſich ſelbſt genugſam noch vollkommen; wie kann es das mächtigſte ſeyn? Da es aber ſich ſelbſt genugſam, und vollkommen, und mächtig iſt; ſo will es, nach ſeiner Vollkommenheit, Gutes; nach ſeiner Allgenugſamkeit hat es Gutes; nach ſeiner Macht vermag es Gutes. Wer nun will, und hat, und kann; wie ſolte der nicht geben? denn wer hat, und nicht giebet, der will nicht: wer will, und nicht hat, der kann nicht: wer hat, und will, wie ſolte der nicht können? Nun aber, da Gott Gutes hat, hat er das vollkommenſte Gute: Tugend aber iſt das vollkommenſte: alſo giebet er auch, was er hat. Solchergeſtalt iſt nicht zu beſorgen, daß irgend ein Gutes den Menſchen mitgetheilet werden könne, das nicht von Gott herkäme. Wie kömmet denn alſo die Tugend von Gott? Das menſchliche Geſchlechte iſt von ſeinem Urſprunge her von doppelter Beſchaffenheit: Ein Theil iſt zur Uebung der Tugend von Natur aufgelegt, der Andre zur Uebung des Böſen und Unwürdigen. Das Böſe bedarf einen, der ihm Einhalt thut; die Tugend aber einen Helfer und Beiſtand. Denn wenn das

Böſe

Böſe einen guten Regierer bekömmet, dergleichen Geſetz und Sitte iſt, ſo beunruhiget es doch ſeinen Nächſten weniger, und es wird gefördert, nicht zu einem Antheil am guten, ſondern zu Verminderung des Schadens den es anrichten könnte. Hingegen die beſten Selen ſind doch ihrer Natur nach zweydeutig, ſie ſtehen in der Mitte zwiſchen einer Fertigkeit im Guten und im Böſen; und bedürfen alſo Gottes als eines treuen Gehülfen, daß er ihre Zuneigung zu dem Beßern leite und füre. Denn der Verfall auf die garſtige und ſchlimme Seite, iſt ein Werk ihrer angebornen Schwäche, welche auch den edlern Selen ſchmeichelt, und ſie durch allerley Vergnügungen und Begierden auf eben die Wege des Böſen und Nichtswürdigen ziehen will.

§. 7.

Höre daher, was Jupiter ſelbſt ſaget *): Ach, wie werden die Götter von den Sterblichen beſchuldiget! Sie ſagen, das Uebel und Böſe käme von uns her: da ſie doch ſelber, durch ihre Unvernunft, merere Noth ſich zuziehen, als ihr Schickſal ihnen zutheilen wolte. Wegen guter Menſchen aber wirſt du ihn nichts dergleichen ſagen hören, er wird es [illegible] nie

*) Odyß. I. 32 : 34.

nie leugnen, daß er die Urſache ſey, er wird auch nie ſeine Sorge für ſie faren laßen; ſondern er ſpricht vielmer *): Wie ſolte ich doch des göttlichen Ulyßes vergeßen können, der ein recht vorſichtiges Herz, und einen ſtandhaften Muth, bey allen Vorfällen beweiſet, und den die muntere Minerva liebet. Wer wolte denn nun nicht ſagen, daß Ulyß, durch eine göttliche Zutheilung, ein guter Menſch geweſen ſey, deßen Jupiter eingedenk iſt, für den die Minerva ſorget, den Merkur füret, Kalypſo liebet, Leukothea beym Leben erhält? Da er nun gut war, wie er es wirklich war; warum muſte er denn ſo vieler Menſchen Wonungen und Geſinnungen erkennen lernen? Und warum muſte er ſo vielen Kummer in ſeinem Herzen auf dem Meere ausſtehen **)? Muß mann nicht glauben, daß nach Gottes Willen ihm dieſe Uebungen ſind zugeſchicket worden, durch welche er Gut wurde, und als gut erkannt wurde? Vermöge deßen umgaben ihn viele Gegner, mit denen er zu kämpfen hatte; aus den Phrygiſchen Landen die Trojaner, aus dem

*) Odyß. I, 65 verglichen mit Ilias X, 243-245, aus welcher leztern Stelle Maximus die erſtere ergänzet, und ſie dem Jupiter ganz in den Mund leget.

**) Odyß. I, 3, 4.

dem Griechiſchen Heere die zwey Helden, Palamedes und Aeas *), in ſeinem Hauſe die ſtärkeſten und ungezogenſten Jünglinge, unter den Cyklopen der allerunmenſchlichſte, unter den Thraciern die unfreundlichſte, unter den Zauberinnen die mächtigſte, unter den Thieren das vielköpfigſte; ein weites Meer, ſchwere Stürme, ein Schiffbruch über den andern: er wurde gezwungen, mit Lumpen bekleidet umherzugehen und einen Bettler vorzuſtellen, er bat um einige Bißen Brodt, er muſte ringen, er ward mit Füßen geſtoßen, betrunkene Leute mißhandelten ihn. Alles dieß ſchickete ihm Gott aus Wolwollen zu; nicht aber etwa ein erbitterter Neptun, deßen Son er geblendet hatte, oder die Sonne, die wegen ihrer Ochſen zürnete. Ferne muß vom Neptun eine ſolche Liebe ſeyn gegen einen Unmenſchen, der die Fremden fraß; und von der Sonne eine ſolche Armuth, und Schonung einiger Ochſen. Sondern das waren Verordnungen des Jupiters. War der es nicht auch, der ſeinen eigenen Son, Herkules, nicht müßig und gemächlich leben ließ, ſondern ihn von allen Wol-

*) Des Palamedes gedenket Homer mit keinem Worte; und es iſt möglich, daß die Begebenheiten deßelben, von Neuen Tragiſchen Dichtern ausgeſonnen ſind. Von Aeas ſiehe Odyß. XI, 542, u. f.

Wolluͤſten entfernete? Uebergab er nicht einen Euryſtheus den Luͤſten, einem Herkules aber ſtellete er hauende Eber, und grimmige Loͤwen, und maͤchtige Fuͤrſten und Tyrannen und Raͤuber entgegen; ließ er ihn nicht durch weite Wege, durch Wuͤſteneien, und uͤber beſchwerliche Fluͤße, ziehen? Woferne nicht etwa Jupiter vermoͤgend war, aus Einer Nacht eine dreifache zu machen; hingegen nicht vermoͤgend, den Son, den er in einer ſolchen Nacht erzeuget hatte, vor Muͤhſeligkeiten ſeines Lebens zu bewaren. Er war es vermoͤgend, aber er wolte nicht: denn Jupiter kann nichts anders als das anſtaͤndigſte und Beßere wollen. Auf ſolche Weiſe ward Herkules und Dionyſus und Ulyßes gut. Und damit ich dich nicht inns Weite fuͤre: glaubeſt du etwa, daß ein Socrates durch ſeine eigene Kunſt gut worden, nicht aber durch eine goͤttliche Zutheilung? Der Kunſt nach war er ein Stein-Metz, und zu derſelben war er von ſeinem Vater von Jugend auf beſtimmet: aber vermoͤge der goͤttlichen Beſtimmung, entſagete er dieſer Kunſt, und ergriff die Tugend.

BAYERISCHE STAATS- BIBLIOTHEK MUENCHEN

Siebende Rede.

Ob mann den Göttern Denk=Bilder ſetzen müße.

§. 1.

Die Götter ſtehen den Menſchen bey, und zwar Alle allen Menſchen überhaupt: mann hat aber geglaubet, daß Einige von ihnen, einigen Menſchen beſonders beyſtehen, nach Veranlaßung der Namen der Götter: und darauf haben ihnen die Menſchen unterſchiedene Vererungen erwieſen, und ihnen Ddnk=Bilder geſetzet, ie nach dem ein ieder einen Beiſtand für ſich genoßen oder gehoffet. Auf ſolche Weiſe haben Schiff=Leute den Meer=Göttern Steuer=Ruder, auf Felſen die über das Meer allezeit hervorragen, aufgeſtellet und geweihet: auf ſolche Weiſe vererete ein Hirte ſeinen Pan dadurch, daß er ihm eine hohe Tanne, oder eine tiefe Höle, abgeſondert und geheiliget: und die Acker=Leute vereren den Dionyſus, indem ſie im Garten oder Wein=Berge ein Bild, das mit der Wurzel noch in der Erde ſtehet, aus einem Stamme eines Baumes machen; welches

ein einfältiges Land=Mannes Denk=Bild iſt. Der Diana ſind die Quellen der Flüße und Bäche, die bergigen Waldungen, die Jagd=mäßigen Ebenen, die Blumen=reichen Wieſen, geheiliget. Die älteſten Erd=Bewoner haben auch dem Jupiter gewiße Denk=Bilder geweihet, die gemeiniglich aus Gipfeln gewißer Gebirge, eines Olymps, eines Ida, oder wo ſonſt ſich eine Spitze des Berges den Wolken nähert, beſtunden. Mann findet auch Vererungen der Ströme, entweder wegen ihres Nutzens den ſie darreichen, wie die Aegyptier ihren Nil; oder wegen ihrer Anmuthigkeit, wie die Theßalier ihren Peneus; oder wegen ihrer Größe, wie die Scythen ihren Iſter; oder wegen vieler Fabeln, wie die Aetolier ihren Achelous; oder wegen gewißer Geſetze und alten Gewonheiten, wie die Spartaner ihren Eurotas; oder wegen gewißer heiligen Gebräuche, wie die Athenienſer ihren Iliſſus, vereren. Genießen alſo Ströme ihre Vererungen, wegen des Nutzens den die Menſchen von ihnen haben; und die Künſte vereren, eine jede den Gott, der ihr Vorſteher und Beſchützer iſt, und ſetzen dem dieſes, ienem ienes, Denk=Bild: ſolte denn der Theil des menſchlichen Geſchlechtes, der es nicht mit Schiffart, oder mit Landmannes=Arbeit, zu thun hat, ſondern der

in Städten wonet, und durch eine politiſche Gemeinſchaft vermittelſt Geſetze und vernünftigen Umgang miteinander verbunden iſt, die Gottheit mit nichts vereren wollen? Oder ſollen ſie dieſelbe blos mit ihren Gedanken und Reden vereren, hingegen glauben, daß die Götter keiner Denk-Bilder oder Bild-Säulen nöthig haben? Denn gewiß, die Götter bedürfen eben ſo wenig dergleichen Eren-Bilder, als ein wirklich guter Menſch ein Gemälde von ſich nöthig hat.

§. 2.

Gleichwie aber meines Erachtens, eine aus Worten beſtehende Rede, wenn ſie ausgeſprochen wird, weder Phöniciſche noch Joniſche noch Attiſche noch Aßyriſche noch Aegyptiſche Buchſtaben brauchet; ſondern die menſchliche Schwachheit hat dergleichen Zeichen erfunden, denen ſie ihre gehabten Vorſtellungen anvertrauen, und vermittelſt derſelben das Andenken wieder erneuern, könnte: Eben alſo bedarf zwar gewißlich die Gottheit für ſich keiner Denk-Bilder und Bild-Säulen; aber das gar zu ſchwache menſchliche Geſchlechte, das von der Gottheit ſo weit unterſchieden iſt als der Himmel von der Erde, hat dergleichen Denk-Zeichen ausgeſonnen, denen es die Namen der Götter, und die Vorſtellungen ihrer Gedanken von denſelben,

gleich-

gleichſam aufzuheben geben könnte. Bey wem daher das Gedächtniß ſtark genug iſt, und er kann, ſo bald er das Geſicht gegen den Himmel richtet, mit ſeiner Sele ſich zu der Gottheit nahen; der bedarf vielleicht keiner Bilder. Aber eine ſolche Art Menſchen iſt ziemlich dünne auf Erden geſäet, und mann wird wol nicht leicht ein ganzes Volk antreffen können, welches der Gottheit alſo eingedenk wäre, daß es eine dergleichen Beihülfe nicht nöthig hätte. So wie die Schreib-Meiſter den Kindern die Buchſtaben mit einer etwas dunklern Farbe vorzeichnen, und ihnen ſo dann die Hand über dieſe Zeichnungen füren, bis ſie ſich gewönen, aus freiem Gedächtniße die Buchſtaben richtig zu ſchreiben: eben alſo dünken mir die alten Geſetz-Geber für ihre ehemalige Menſchen, wie für eine Anzal iunger Kinder, dergleichen Bilder erfunden zu haben, als Zeichen der Vererung, die ſie der Gottheit ſchuldig ſind, und als eine Handleitung und Anweiſung zum erneuerten Andenken.

§. 3.

Solcher Denk-Bilder aber iſt nicht Eine feſtgeſetzete Weiſe oder Art oder Ausarbeitung oder Materie. Der Grieche iſt gewönet, die Gottheit unter dem ſchönſten, das auf Erden iſt, zu vereren: unter der reineſten Materie, unter

menſchlicher Bildung, vermittelſt der künſtlichſten Ausarbeitung. Und gewiß, die ſolche Bilder in der Aenlichkeit der Menſchen zu verfertigen ſich entſchloßen, haben dazu den beſten Grund vor ſich gehabt. Denn da die Sele des Menſchen Gotte am nächſten änlich iſt; ſo war es ia nicht billig, daß Gott das ihm änlichſte mit einem ungeſchickten Gehäuſe umkleiden ſolte, ſondern mit einem Körper, der einer unſterblichen Sele am angemeßenſten wäre, und der ſich leicht und geſchickt bewegen könnte. Dieſe Eine Art von lebenden Körpern auf Erden richtet ſich gerade gegen den Himmel in die Höhe, er iſt prächtig, und ſtolz, und mit dem beſten Eben-Maaße aller ſeiner Theile, eingerichtet, er ſchröcket nicht durch ſeine Größe, er iſt nicht fürchterlich wegen ſeiner Stärke, er iſt nicht wegen ſeiner Schwere unbehülflich, oder wegen ſeiner Leichtigkeit zum fallen geneigt; er iſt nicht hart anzufülen, er ſchleichet nicht wegen kalter Säfte, er ſpringet nicht wegen ſeiner Hitze, er ſchwimmet nicht von ſelbſten wegen Mangel der Dichtigkeit, er frißet nicht aus Wildigkeit roh Fleiſch, er frißet auch nicht Graß wie ein Vieh: ſondern er iſt recht zuſammenſtimmend gebauet zu ſeinen Verrichtungen, er iſt furchtbar den Böſen, zam und freundlich den Guten, er gehet von Natur

auf

auf der Erde, er flieget mit dem Verſtande, er ſchwimmet durch Kunſt, er genießet Getreide, er bearbeitet die Erde, er ißet die Früchte, er iſt von guter Farbe, ſtandhaften Gliedmaßen, ſchönem Angeſichte, und zierlichem Barte. In Nachbildungen eines ſolchen Körpers, die Götter zu vereren, haben die Griechen für gut gefunden.

§. 4.

Die Barbarn hingegen haben zwar alle noch einen Begriff von Gott, aber ſie haben ſich gar verſchiedene Zeichen deßelben geſetzet. Die Perſer vereren das Feuer, dieſes tägliche Denk-Bild, das unerſättliche und immerfreßende: und ſie opfern dem Feuer, indem ſie ihm ſeine gewönliche Narung darbringen; und ſprechen dazu: Feuer, Herr, iß! Dieſe Perſer verdienen ia wol, daß mann zu ihnen ſage: o du allerunverſtändigſtes Geſchlechte unter allen! die ihr ſo viele und ſo wichtige Denk-Bilder nicht anſehet, die gütige Erde, die leuchtende Sonne, das ſchiffbare Meer, die befeuchtenden fruchtbar machenden Flüße, die ernärende Luft, und den Himmel ſelbſt; und beſchäftiget euch alleine mit dieſem allerwildeſten und gewaltthätigſten Bilde, und reichet ihm nicht nur Holz zur Narung dar, nicht nur andre Opfer und Räucher-Werke; ſondern dieſem euern Götter-Bilde, dieſem

euern Gotte, habet ihr auch Eretrien, und Athen, und die Tempel der Jonier, und die Bilder der Griechen, zu verzeren übergeben!

§. 5.

Mir mißfället auch die Weiſe der Aegyptier. Dieſe vereren einen Ochſen, und einen Vogel, und einen Ziegen-Bock, und die großen Waßer-Thiere im Nil-Strome: deren Körper ſterblich, ihre Lebens-Art elend, ihr Angeſichte niedrig, ihre Beſorgung unedel, ihre Vererung ſchimpflich, iſt. Es ſtirbet bey den Aegyptiern ein Gott, es wird der Gott betrauert; mann zeiget uns daſelbſt einen Tempel, und auch ein Grab, deßelben Gottes. Die Griechen opfern zwar guten geweſenen Menſchen, und vereren die Tugenden derſelben; aber an die Unfälle und an das ſterben derſelben, denken ſie nicht weiter: bey den Aegyptiern hingegen wird einer Gottheit Verehrung und Weinen mit gleichem Werthe gebracht. *) Eine Aegyptiſche Frau zog einen iungen Krokodill in ihrem Hauſe auf; ihre Nachbaren

*) Nemlich, der Menſch, der vergöttert werden ſolte, wurde in einem, ihm zu Eren erbaueten, Tempel begraben: in dieſem Tempel vererete mann ihn als einen Gott: järlich aber wurde auch das Andenken ſeines Todes, mit Geheule und Weinen in eben dem Tempel feierlich begangen. Das klunge überaus wiederſprechend.

baren prieſen ſie glückſelig, als eine Ernärerin eines Gottes; einige von ihnen bückten ſich tief; ſo wie vor ihr alſo auch vor ihrem Pfleglinge. Sie hatte zugleich einen Son der nun den Jünglings-Jaren ſich nahete, der mit dem Gotte gleiches Alters war, mit ihm ſpielete, und mit ihm ſpeiſete. So lange der Gott noch nicht die vollen Kräfte hatte, war er zam; ſo bald er aber eine gehörige Größe erlangete, äußerte er ſeine natürliche Art, und fraß den Knaben. Die elende Aegyptierinn prieß ihren Son ſelig wegen dieſes Todes, daß er ihrem Haus-Gotte zum Opfer gedienet hätte. So iſt es mit den Aegyptiern beſchaffen.

§. 6.

Nachdem der bekannte Alexander die Perſer beſieget, Babylon eingenommen, und den Darius überwältiget hatte; gieng er nach Indien, in welches Land bis dahin, wie die Indianer ſageten, noch kein fremdes Heer eingedrungen war, außer des Dionyſus und des Alexanders. Die beiden Indiſchen Könige, Porus und Taxiles, waren uneins untereinander; den Porus bekam Alexander gefangen, den Taxiles aber machete er ſich zum Freunde. Taxiles zeigete hierauf dem Alexander das bewundernswürdigſte der Indiſchen Gegenden an, überaus große Strö-

ne, bunte Vögel, wolriechende Pflanzen, und was ſonſt die Griechen nie geſehen oder gehöret hatten. Unter dieſen zeigete er auch ein überaus großes Thier, das ein Denk=Bild des Dionyſus war, und dem die Indier opferten: es war dieß ein Drache, fünf Morgen Landes lang; er lebete in einem tiefen Thale zwiſchen ſteilen Gebirgen, und oben auf denſelben war noch dazu eine hohe Mauer herum gezogen: er fraß die Herden der Indier, die ſie ihm zur Speiſe ſelber brachten, Rinder und Schafe; als ein Tyrann, nicht aber als ein Gott.

§. 7.

Die Africaner gegen Abend bewonen einen ſchmalen und langen und auf beiden Seiten mit dem Meer umgebenen Streifen Landes: denn die Spitze dieſes Streifens ſchneidet tief hinein ins Meer, und dieſes umfaßet alſo dieſes Stück Erde mit vielen brauſenden Wellen. Den Leuten die daſelbſt wonen, dienet der Atlas zu einem Heiligthum und Denk=Bilde. Dieſer Atlas iſt ein ziemlich hohes Gebirge, das von der Land=Seite ein Thal umſchließet, gegen das Meer aber offen ſtehet, ſo wie die Schauplätze gegen die Schau=Büne geſtaltet zu ſeyn pflegen. Das Thal innerhalb dieſem Gebirge, iſt nicht gar geraum, es iſt von guter Erde und voll Bäume:

ſtehet

ſtehet mann auf dem Gebirge, ſo ſiehet mann die Früchte auf den Bäumen, im übrigen ſiehet mann herab wie auf den Grund eines gegrabenen Brunnen: denn hinab kann mann nicht ſteigen, es iſt zu ſteil; es iſt auch, wegen der Heiligkeit des Ortes, nicht Sitte. Das Wunderns-würdigſte dieſes Thales iſt dieſes: der Ocean ſtößet mit der Flut an das Ufer, in andern Gegenden ſetzet er die Ebenen unter Waßer, hier aber, in dieſer Gegend des Atlas, hebet ſich die Welle in die Höhe, und ſtehet wie eine aufgefürete Wand, ſie läuft nicht hinein in das hole Thal; ſie ſtützet ſich aber doch auch auf ſonſt nichts als auf ſich ſelber: es bleibet alſo, zwiſchen dem Gebirge einer Seits, und dem aufgethürmeten Waßer ander-Seits, der freie Raum, und der Hain im Thale, ungeſtöret. Dieſes iſt der dortigen Africaner Heiligthum und Gott, bey dem ſchwören ſie, das iſt ihr Denk-Bild.

§. 8.

Die Celten vereren den Jupiter: das Celtiſche Denk-Bild vom Jupiter aber, iſt eine hohe Eiche. Die Päonier vereren die Sonne: das Päoniſche Denk-Bild der Sonne aber, iſt eine nicht große Scheibe oben an einer langen Stange. Die Araber vereren eine Gottheit, ich weiß nicht welche: ihr Denk-Bild aber habe ich geſehen;

hen; es war ein viereckiger Stein in der Cubiſchen Figur. Bey den Paphiern wird die Venus vereret: das Denk-Bild aber ſiehet einer weißen Pyramide gleich, deren Materie mann nicht weiß. Bey den Lyciern wirft der Olympus-Berg ein Feuer aus, das aber doch dem Feuer des Aetna nicht änlich, ſondern friedlich und immer von gleicher gemäßigter Menge, iſt: und dieſes Feuer iſt bey ihnen ein Heiligthum und ein Denk-Bild. Die Phrygier, die um die Stadt Celänä herum wonen, vereren zwey Flüße, den Marſyas und den Mäander, die ich ſelber geſehen habe. Sie entſpringen beide aus Einem Quell, und gehen in Einem Graben fort bis an die Berge: daſelbſt fället der Graben in einen unſichtbaren Gang unter der Erde, nicht weit von dem Einen Ende der Stadt; in der Stadt aber kömmet er wieder zum Vorſchein: und da theilet ſich das Waßer, und es entſtehen zwey Namen: der Mäander fließet nach Lydien, der andre aber, der den Namen Marſyas behält, verlieret ſich, nicht gar weit von der Stadt, in den daſigen Ebenen Gefilden. Dieſen Flüßen opfern die Phrygier, Einige beiden, Einige dem Mäander allein, Einige dem Marſyas allein: ſie werfen die Keulen der Opfer-Thiere in die Quelle, und rufen dabey den Namen des Flußes, den das Opfer gelten

gelten ſoll, andächtig aus: dieſe ſchwimmen bis an das Gebirge, und daſelbſt faren ſie mit dem Waßer unter die Erde: aber wo das Waßer wieder hervor kömmet, und ſich theilet, da wird das was dem Mäander geopfert iſt, gewiß nicht im Marſyas, und was dem Marſyas, gewiß nicht im Mäander zum Vorſchein kommen: gehöret aber das Opfer für beide zugleich, ſo theilet ſich daßelbe unter beide. Bey den Kappadociern iſt ein Berg ihr Gott und ihr Eidſchwur, und ihr Denk=Bild; bey den Mäotern der daſige See, bey den Maßageten der Don=Strom.

§. 9.

O der vielen und mannigfaltigen Denk=Bilder! die theils durch die Kunſt verfertiget ſind; theils hat mann ſie geliebet, weil mann ſie nöthig hatte; theils hat mann ſie vereret, weil ſie beſondern Vortheil von ſelbſt darreicheten; andre wurden aus Bewunderung geheiliget, andre wegen ihrer Größe vergöttert; andre funden Beifall wegen ihrer Schönheit. Indeßen iſt kein Theil des menſchlichen Geſchlechtes, es heiße Barbarn oder Griechen, es wone auf Inſeln oder auf dem feſten Lande, es ſchweife umher oder halte ſich in Städten zuſammen, der es über das Herz bringen könnte, ſich gar keine

Zeichen

Zeichen einer Vererung der Gottheit anzuſchaffen und beyzubehalten. Wie will nun iemand das Urtheil bey dieſer Frage ſprechen, ob mann den Göttern Denk-Bilder ſetzen ſoll, oder nicht? Wenn wir andern Menſchen, die weit ienſeit unſerer Gränzen und außer unſrer Luft woneten, oder ſolchen die ietzo erſt aus der Erde hervorwüchſen, oder von einem Prometheus erſt gebildet würden, die von der menſchlichen Art zu leben, von Geſetz und vernünftigen Betrachtungen, noch nichts wüſten, was zur Regel vorſchreiben ſolten: ſo möchte es vielleicht einer Frage bedürfen, ob mann daßelbe neue Geſchlechte bey den natürlichſten Denk-Bildern laßen ſolle, daß ſie anbeteten nicht Elfenbein, oder Gold, oder eine Eiche, oder Ceder, oder einen Fluß, oder Vogel; ſondern die aufgehende Sonne, und den leuchtenden Mond, und den geſtirneten Himmel, und die Erde ſelbſt, und die Luft ſelbſt, und das Feuer überhaupt, und das Waßer überhaupt: oder ob mann auch dieſe in die Nothwendigkeit einſchränken müße, daß ſie Holz oder Steine, oder Bilder vereréten? Iſt aber dieß ietzo eine allgemeine Weiſe, für alle, ſo laßet uns die Sachen ſo laßen wie wir ſie gefunden; wir wollen die Meinungen von den Göttern annemen,

inen, und ihre Denk=Zeichen, ſo wie auch ihre Namen, beybehalten.

§. 10.

Denn der Gott, der Vater und Werk=Meiſter aller Dinge, der älter und beßer iſt als die Sonne, älter und beßer als der Himmel, der über alle Zeit und Fortdauerung, über alle veränderliche Dinge, erhaben iſt; der iſt der höchſte Geſetz=Geber, er hat keinen Namen, er iſt mit Worten nicht auszuſprechen, mit Augen nicht zu ſehen, wir können ſein Weſen mit keinen Sinnen begreifen; und halten uns indeßen an Worte von ihm, an Namen, an Thiere, an Bilder aus Gold und Elfenbein und Silber, an Bäume und Ströme, an Berge und Quellen: wir haben den Willen, ihn eigentlicher zu erkennen; aber unſre Schwachheit, leget dem, was bey uns ſchön und vorzüglich iſt, Benennungen von ſeinen Eigenſchaften bey: und es gehet uns völlig ſo, wie Verliebeten, die nichts lieber anſchauen als ein Bild von ihrem Geliebeten, denen aber auch eine Laute deßelben, oder ein Wurfpfeil, oder ein Platz worauf er geſeßen, oder eine Ban worauf er gelaufen, und kurz, alles was nur ein Andenken des Geliebeten erregen kann, zur Erinnerung angenem iſt. Was brauchen wir alſo weitern fragens, oder was

ſoll mann wegen Denk-Bilder verordnen? Stelle du dir die Gottheit in deinem Gemüthe fleißig vor: hilft aber nun zur Erinnerung an Gott, den Griechen die Kunſt des Phidias was, oder den Aegyptiern die Hochachtung gegen gewiße Thiere, oder Andern ein Strom, Andern ein Feuer: ſo verdenke ich ihnen dieſen Mangel der Zuſammenſtimmung nicht: wenn ſie nur wißen, wenn ſie nur lieben, wenn ſie nur im ſteten Andenken haben, den, welchen ſolches vorſtellen ſoll.

Achte Rede.

Was der Gott des Socrates ſey.

§. 1.

Wunderſt du dich, daß mit dem Socrates ein Gott umgieng, der ihn liebete, ihn von künftigen oder zweifelhaften Dingen belerete, ihn überall begleitete, und der bey nahe ganz mit ſeiner Sele Einer und Eben derſelbe war: mit einem Manne, der ſo rein am Leibe, ſo gut am Gemüthe, ſo ſorgfältig und aufmerkſam in ſeiner Lebens-Art, ſo ſtark am Verſtande,

de, ſo angenem im Vortrage, ſo fromm gegen die Gottheit, ſo heilig und unſtråflich gegen Menſchen, lebete? Warum wunderſt du dich denn ſo hierüber? Hingegen über die nicht ſonderliche Frauens-Perſon zu Delphi, oder über den Theſprotiſchen Mann zu Dodona, oder den Libyſchen beym Ammon, oder den Joniſchen zu Clarus, oder den Lyciſchen am Xanthus-Fluße, oder den Boeotiſchen im Tempel des Iſmeniſchen Apollo, über alle ſolche, wunderſt du dich nicht, daß ſie täglich mit ihrem Gotte in Umgange ſtehen, und wißen nicht nur, was ſie ſelber thun oder nicht thun ſollen, ſondern können auch Andern, Einzelnen Perſonen und ganzen Gemeinden, Orakel-Sprüche ertheilen? Etwa deßhalb, weil die Warſagerin auf dem dreifüßigen Stule ſitzet, und von einem göttlichen Hauche angefüllet wird, und alſo weißaget? Oder weil der Warſager in Jonien, Waßer aus gewißen Quellen ſchöpfet, und es trinket; und dadurch einen propheriſchen Geiſt bekömmet? Oder weil die auf der Erde ſchlafende und ihre Füße nicht waſchende *) Prieſter zu Dodona, eine Eiche vereren, und von derſelben,

wie

*) So beſchreibet ſie Homer, Ilias XVI, 235.

wie die Theſprotier erzelen, lernen was ſie weißagen ſollen?

§. 2.

In die Höle des Trophonius (denn die iſt auch ein Orakel des Halb-Gottes Trophonius, im Boeotiſchen, nicht weit von der Stadt Lebadia) kriechet einer, der denſelben Gott ſprechen will, auf dem Rücken liegend und mit dem Kopfe voran, durch eine enge Mündung hinein, umwickelt bis auf die Füße mit einem rothen Tuche, und einige Kuchen in den Händen haltend: er ſiehet daſelbſt einiges, einiges höret er; und kömmet ſo dann als ſein eigener Prophete für ſich, wieder heraus. An einem Orte in Italien, in dem ſo genanten großen Griechenlande, bey dem See den mann den Vogelfreien nennet, war vor Zeiten eine Warſager-Höle, und die Vorſteher dieſer Höle konnten die Selen verſtorbener Leute hervor rufen. Dahin gieng, wer einer Antwort bedurfte; er betete, er ſchlachtete ſein Opfer, er goß die gewönlichen Trank-Opfer, und rief die Sele eines ſeiner Vorfaren oder Freunde, weßen er wolte. Ihm erſchien darauf eine Geſtalt, zwar dunkel, und nicht leicht zu erkennen, die aber doch redete und warſagete; und wenn ſie auf das gefragete geantwortet hatte, ſich wieder entfernete. Dieſem

ſen Warſager Ort, vermuthe ich, hat auch ſchon Homer gewuſt, der von dem Ulyß eine Reiſe dahin erzelet; nur daß er den Ort, nach poetiſcher Art, anderswohin, und weit außer unſer Mittelländiſches Meer, verſetzet *).

§. 3.

Es iſt dieß alles wirklich wahr, und theils iſt es noch bis dieſen Tag ſo, wie es ehedem geweſen, theils ſind die deutlichſten Spuren übrig von demſelben ehemaligen Gebrauche: und es iſt ſich zu verwundern, daß niemand dieſe Dinge ie als ungereimt oder unmöglich ausgegeben, ia auch nicht an ihnen gezweifelt; ſondern mann trauet dem Alterthum, mann gehet hin, ſich Raths zu erholen, mann höret andre erzelen und glaubet ihnen, mann fraget in gutem Vertrauen das Orakel, mann bekömmet Antwort, und vereret es. Hingegen, wenn ein Mann, von der edelſten natürlichen Gemüths-Art, der die tugendhafteſte Erziehung und Unterweiſung genoßen, die warhafteſte Philoſophie immer geübet, und die dazu günſtigſten äußern Umſtände gehabt, von Gott gewürdiget worden, daß er einen Umgang mit einer Gottheit be-

*) Die Stellen, auf welche er hier zielet, ſind in der Odyßee, X, 490. 539. und XI, 1, u. f.

ſtändig unterhalten können; dünket uns das wunderbar und unglaublich? Zumal, daß er weißagen können, ſo viel für ihn alleine dienlich war; nicht aber etwa für die Athenienſer, wenn ſie ſich wegen Griechiſcher Uebel berathſchlageten; oder für die Lacedämonier, wenn ſie wegen eines Krieges=Zuges Weißagungen ſucheten; oder wenn iemand, der in den Olympiſchen Spielen zu kämpfen willens war, wegen ſeines zu hoffenden Sieges fragete; oder wenn einer, der vor Gerichte zu erſcheinen vor hatte, zu wißen begerete, ob er gewinnen würde; oder wenn ein Geld=begieriger fragete, ob er reich werden würde; oder ſonſt andre unnütze und unnöthige Fragen, mit welchen doch die Menſchen täglich die Götter behelligen. Vielleicht wäre der Gott des Socrates im Stande geweſen, auch dergleichen Dinge genau zu wißen, da er die Kraft zu weißagen gehabt. Unter den Aerzten iſt ia der ein völlig guter Arzt, der ſich und Andern gehörig rathen kann; eben ſo wie auch unter den Zimmerleuten, und Lederſchneidern, und allen andern Wißenſchaften und Gewerken, wie ſie Namen haben mögen: und darinn hatte gewiß Socrates einen großen Vorzug, daß er in ſeinem Gemüthe die Anſprachen der Götter empfande; und daher alles das ſeine, vermittelſt

dieſes

dieſes Umganges mit einer Gottheit, auf das Beſte einrichten konnte; und ſo dann auch Andern unweigerlich, ſo oft es nothwendig war, dadurch dienete.

§. 4.

Gut, möchte iemand ſagen; ich glaube dieß, daß Socrates, wegen ſeines tugendhaften Lebens und wegen ſeiner edlen Gemüths-Beſchaffenheit eines göttlichen Umganges gewürdiget worden. Aber mich verlanget zu erfaren, was denn das für eine Gottheit geweſen ſey? Wenn du mir, mein Freund, vorher wirſt geantwortet haben, ob du denn glaubeſt, es gebe ein Geſchlechte der Dämonen, ſo wie es Götter und Menſchen und Thiere giebet; *) oder ob du das nicht glaubeſt? denn es wäre lächerlich, zu fragen, was war der Dämon des Socrates für einer; wenn mann überhaupt keine Dämons erkennet. Wenn ein Mann aus einer kleinen Inſel, wo er ſein Tage kein Pferd geſehen oder ſonſt davon gehöret hätte, plötzlich zu hören bekäme, der Macedoniſche König Alexander habe einen

*) Man ſiehet, daß die Alten eine Art von Geiſtern, die wir Engel nennen, geglaubet haben, und die im Griechiſchen Dämons oder Dämonia heiſſen. Wir werden von nun ann das Wort Dämon in dieſem Verſtande brauchen.

gewiſſen Bucephal gehabt, den er ganz bequem reiten können, der aber ſonſt keinen andern aufſitzen laſſen; und darauf die Frage thäte, was denn dieſer Bucephal für ein Ding geweſen ſey: ſo würde es dem, der ihm davon erzelete, gewiß ſchwer fallen, einem Manne, der das Geſchlechte der Pferde gar nicht kennete, ein rechtes Bild davon beyzubringen.

§. 5.

Wie denn nun alſo? Die wegen des Dämons des Socrates ungewiß ſind, haben die keinen Umgang ie mit dem Homer gehabt, der eben dergleichen erzelet? zum Exempel, vom Achilles, wie derſelbe in einer Verſammlung von Krieges-Leuten redet, mit dem Agamemnon heftig zanket, und den Säbel ziehet einen Hieb zu thun; von einem Dämon aber darann *) verhindert wird? Homer nennet dieſen Dämon, Minerva: denn dieſe, ſpricht er, kam zu ihm bey ſeinem heftigen Zorne, ſie ſtellete ſich hinter ihn, und zupfete ihn gelinde bey ſeinem bräunlichen Haupt-Haare. Eben von dieſer Minerva redet er an einer andern Stelle, **) daß ſie dem Diomedes Beiſtand geleiſtet: ich habe dir, ſpricht ſie, die Dunkelheit von deinen Augen weggenommen, mit der ſie vorher behaftet waren,

daß

*) Ilias I, 188-200. **) Ilias V, 121-133.

daß du nun einen Gott und einen Menſchen genau unterſcheiden kannſt. Ein andermal ſpricht zum Telemach, als dieſer zu einem alten weiſen Könige gehen wolte, voll Beſcheidenheit aber nicht recht wuſte, wie er ihn anreden ſolte, ſein Reiſe=Gefärte: *) Mein Telemach, einiges wird dich dein eigener guter Verſtand leren, einiges aber wird dir auch ein guter Dämon eingeben: und er ſetzet die Urſache dieſer ſeiner Hofnung vom Dämon hinzu: denn ich weiß, daß auch du nicht in Ungnade der Götter geboren und erzogen biſt. Und wiederum von einem andern ſagete er: **) denn dem gab es die weißarmige Göttin Juno inns Herz. Und noch von einem andern: ***) Dem Diomedes gab die Minerva Kraft und Muth. Und abermal von einem andern: ****) ſie machete ſeine Glieder munter, ſeine Beine und Arme. Hier ſieheſt du eine große Anzal ſolcher Perſonen, die mit einer Gottheit Umgang gehabt haben.

§. 6.

Beliebet es dir nun, den Socrates ein wenig zu verlaßen, und den Homer zu fragen: H 4 was

*) Odyß. III, 26/28.

**) Ilias I, 55.

***) Ilias V, 1.

****) Ilias V, 121, und dieſer Andre iſt eben der vorige Diomedes beym Homer.

was willſt du mit dem allen ſagen, du vortref≈ lichſter unter allen Dichtern? Denn der Dämon des Socrates war Einer, und immer eben der≈ ſelbe, und für Eine einzelne Perſon, und in ge≈ meinen Begebenheiten: er rief ihn zurück, als er über einen Strom gehen wolte; er rieth ihm, die Liebe zum Alcibiades noch einige Zeit auszu≈ ſetzen; er verbot es ihm, als er ſich vor Gerich≈ te verantworten wolte, hingegen verbot er es ihm nicht, als er lieber das ſterben erwelete. Bey dem Homer tritt die Gottheit weder zu Ei≈ nem alleine, noch wegen Einer Sache, auch nicht immer Eben dieſelbe, auch nicht bey kleinen Vor≈ fällen; ſondern ſie iſt mannigfaltig, und unter vielerley Namen, und in vielerley Geſtalten, und mit mancherley Reden. Nimmeſt du denn alſo etwas von dieſen Dingen ann, und glaubeſt du, daß die Minerva und die Juno und der Apollo und die Eris, und wie ſonſt ein Homeriſcher Dämon heißen mag, etwas ſey? Denke ia nicht, als gienge meine Frage dahin, ob du mey≈ neſt daß die Minerva ſo beſchaſſen ſey wie ſie Phidias ausgearbeitet hat, und wo ſie gar nicht etwa ſchlechter, als in den Homeriſchen Verſen, ausſiehet; eine ſchöne iunge Dame, mit blauen Feuer≈ vollen Augen, hoch von Statur, einen

Bruſt≈

Bruſt=Harniſch anhabend der wie ein Aegis *) geſtaltet iſt, einen Helm auf dem Haupte, in der einen Hand einen Spieß, in der andern einen Schild, tragend: auch nicht die Juno ſo, wie ſie Polykletus den Argeern vorgeſtellet hat, mit weißen Armen, Elleubogen von Elfenbein, mit ſchönen Augen, ſchöner Kleidung, wie eine Königin, ſitzend auf einem Stule von Gold: auch nicht der Apollo, ſo wie ihn die Maler und Bildhauer abbilden, als einen nackenden Jüngling mit einem kleinen Schulter=Mantel, als einen Bogen=Schützen, und der den Einen Fuß vorwärts ſetzet als laufe er. So was frage ich nicht, ich denke auch nicht, daß du ſo ungeſchickt ſeyeſt, die Warheit nicht zu zeigen, oder das Räzel nicht in einen deutlichen Vortrag zu verwandeln: ſondern das frage ich, ob du im Ernſte glaubeſt, daß ſolche Namen und ſolche Erſcheinungen, gewiße göttliche und geiſtige Kräfte verdeckt vorſtellen ſollen, die den glückſeligſten Menſchen im wachen und ſchlafen beyſtehen? Hälteſt du das nicht dafür, ſo iſt es Zeit, daß du dem Homer wiederſprichſt, alle Warſagerey aufhebeſt, keinen

*) In der Natur iſt der Aegis eine düſtere, blitzende und donnernde Gewitter=Wolke; in der Fabel iſt er ein Schild, auf welchem der Kopf der Meduſa, dieſer fürchterlichaus ſehende Kopf, ſiehet: und hier ſtehet eben dieſer Kopf auf dem Bruſt=Harniſche der Minerva.

Ausſprüchen glaubeſt, *) die Träume verwirfeſt, und den Socrates laufen läßeſt. Achteſt du aber alles das nicht für ganz unzuverläßig, auch nicht für unmöglich; biſt aber nur wegen des Socrates zweifelhaft: ſo werde ich die Frage ändern, und von dir zu wißen begeren, ob du glaubeſt, Socrates ſey einer göttlichen Begabung und Beyſtehung unwürdig; oder ob das, was anderswo möglich ſeyn könnte, hier nicht möglich geweſen ſey. Giebeſt du die Möglichkeit an ſich zu, ſo muſt du ſie auch hier zugeben, du wirſt auch dem Socrates die Würdigkeit nicht abſprechen können. Iſt aber die Sache an ſich möglich, und Socrates nicht unwürdig: ſo bleibet übrig, daß wir nicht ferner wegen des Socrates zweifeln, ſondern daß wir überhaupt unterſuchen, wie es mit einem Dämon beſchaffen ſeyn könne.

§. 7.

Ich will davon im folgenden mit dir ſprechen: itzo aber gehe vor allen Dingen in dich, und

*) Die Ausſprüche, die hier gemeynet werden, ſind keine Orakel; ſondern ſie bezeichnen gehörete Worte, die iemand in ganz anderer Abſicht geſprochen, die ſich aber, als was vorbedeutendes, auf unſre vorhabende Sache paßen. Zum Exempel, beym Livius das berümte: hic optime manebimus: nach dem Abzuge der Gallier aus dem verbrannten Rom: und beym Valer. Max. I. 5.

und mache dieſes Urtheil bey dir recht lauter, damit dir das als ein Vorſpiel zu der folgenden Rede dienen könne; nemlich daß die Götter den Menſchen Vorzug und Uebels zutheilen, als wie den Ringern auf dem Kampf=Platze: und zwar das letztere als einen Lon eines böſen Herzens und einer argen Geſinnung; das erſtere als einen Sieges=Kranz einer guten Geſinnung und eines edlen Herzens, wenn ſie den Sieg der Tugend davon tragen. Und dieſes ſind die, denen die Gottheit gerne beyſtehet, und ihnen im Leben forthilfet, über die ſie ihre Hand hält und für ſie ſorget: einen rettet ſie durch gehörete vorbedeutende Worte, den andern durch Vögel=Flug oder Geſang, einen andern durch Träume, einen andern durch Stimmen, noch einen andern durch Opfer. Denn die menſchliche Sele iſt zu ſchwach, alles mit ihrem Nachdenken zu erreichen, da ſie in dieſem elenden Leben mit ſo vieler verfinſternden Dunkelheit umgeben iſt, und in vielem Geräuſche und Lermen der hieſigen Uebel ſich befindet, und von denſelben immer geſtöret wird. Welcher Reiſende iſt ſo munter und vorſichtig, daß er im fortgehen nicht an eine Grube die er vorher nicht wargenommen, oder an eine dergleichen Verpalliſadirung, oder an einen ſteil herab gehenden Ort oder an einen tiefen Graben,

ben, gerathen könnte? Welcher Steuermann iſt ſo tüchtig und glücklich, daß er außer aller Plage von Wellen, von ſtürmiſcher See, von Stoß-Winden, von trüber Luft, immer davon kommen ſolte? Welcher Arzt verſtehet ſeine Kunſt ſo gut, daß er nicht bisweilen von einer ſchwer zu beurtheilenden und unverhoften Krankheit ſolte irre gemachet werden, zumal wenn bald dieſe bald iene Zufälle dazu kommen, die alle Rechnungen der Kunſt vergeblich machen? Und welcher Mann iſt ſo gut, daß er ſein Leben one alles anſtoßen und fallen durchwandeln könnte, zumal da es eben ſo Krankheiten unterworfen iſt wie ein Körper, eben ſo was ungewißes iſt wie eine Schiffart, eben ſo unterbrochen, wie ein Weg; und ſolte dabey Gottes als ſeines Steuermannes und Arztes und Weg-Leiters nicht bedürfen? Die Tugend iſt was ſchönes und reiches und ausrichtiges in hohem Grade: aber ſie iſt vermenget mit einer argen und dunkeln und Irthums-vollen Sache, die die Leute das Glück oder den Zufall nennen, ein blindes und unſtandhaftes Ding. Dieß nimmet es mit der Tugend auf, es wiederſetzet ſich ihr, es kämpfet wieder ſie, und giebet derſelben nicht ſelten einen empfindlichen Stoß. So wie Wolken in der Luft unter die Sonne treten, und das

Licht der Stralen derſelben dadurch hemmen; indeßen bleibet auch da die Sonne an ſich ſchöne, ob ſie gleich vor uns verdecket iſt: alſo auch die Tugend, kann durch einen Glücks-Vorfall gehemmet werden, und ſo ſchön ſie ſonſt in ſich ſelber iſt, kann ſie doch verdunkelt oder gehindert werden. Und da bedarf ſie Gottes, der ihr zu Hülfe kömmet, der ihr kämpfen hilfet, der ihr beyſtehet.

§. 8.

Gott zwar ſelbſt beweget ſich nicht von ſeinem Orte; er verwaltet den Himmel, und das Heer des Himmels. Aber er hat gewiße unſterbliche Naturen vom zweiten Range, die Unter-Gottheiten genennet werden, und die ihren Aufenthalt zwiſchen Himmel und Erde haben: ſie ſind unvermögender als Gott, aber vermögender als Menſchen; ſie ſind Diener der Götter, aber Vorſteher der Menſchen; ſie ſind den Göttern am nächſten, um die Menſchen aber überaus beſorget. Denn gewiß, der Unterſchied zwiſchen dem ſterblichen und unſterblichen wäre zu ſtark befeſtiget, daß kein Aufſehen und Umgang zwiſchen beiden ſtatt fände, wenn nicht dieſe Dämonen eine Art von Verknüpfung ausmacheten, und die menſchliche Schwäche mit dem göttlichen hohen Vorzuge, durch ihre

gemein-

gemeinſchaftliche Anverwandſchaft verbänden. Denn ſo wie, halte ich, das Verſtändniß der Barbariſchen Sprachen von der Griechiſchen ganz getrennet iſt, die Dollmetſcher aber zwiſchen beiden die Reden vernemen, und beiden mittheilen was ieder ſaget, und dadurch einen Umgang zwiſchen beiden verknüpfen und gemein machen: ſo müßen wir uns die Gemeinſchaft der Dämonen zwiſchen Göttern und Menſchen vorſtellen. Dieſe erſcheinen den Menſchen, und reden zu denſelben, und ſind Mitler der Menſchen, und kommen ihnen zu ſtatten in allem, deßen das ſterbliche Geſchlechte von der Gottheit bedarf. Das Heer dieſer Dämonen iſt zalreich: dreiſſig tauſend unſterbliche befinden ſich auf der vielnärenden Erde, als Zwiſchenhändler des Jupiters *). Dieſe heilen Krankheiten, ſie geben Rath bey ungewißen Fällen, ſie verkündigen daß verborgene, ſie helfen bey Ausübung der Künſte, ſie geben Weg=Weiſer ab: einige ſind mit in der Stadt, andre mit auf dem Felde, andre auf dem Meere, andre auf dem feſten Lande: ſie haben, einer dieſe der andre iene Perſon, vorzüglich zu beſorgen, einer den Socrates, ein andrer den Plato, ein andrer den Pythagoras, ein andrer den Zeno: einer iſt ſchrö=

*) Heſiodus, 252.

ſchröckend, ein andrer freundſchaftlich, einer iſt gut in Staats- ein andrer in Krieges-Sachen: ſo vielerley Arten von Menſchen, ſo vielerley ſind auch Arten von Dämonen. Denn Gottheiten ſtellen ſich oft als fremde Menſchen dar, ſie ſind mannigfaltig, und wandeln in den menſchlichen Geſellſchaften umher *). Wo du aber eine boshafte Sele antriffſt, von der denke nur, daß ſie keinen Beiſtand und keinen Vorſteher habe.

Neunte Rede.

Ferner, was der Gott des Socrates ſey.

§. 1.

Wolan, laß uns nun den Dämon fragen (denn der iſt ein Menſchen-Freund, und er pfleget durch menſchliche Perſonen zu antworten, ſo wie die Kunſt eines Ismenias durch ihre Flöten) laß uns ihn nun fragen, mit Worten wie Ulyßes beym Homer **): biſt du denn

*) Odyß. XVII, 485, 486.

**) Odyß. VI, 149 150, 153.

denn ein Gott, oder ein Menſch? Wenn du einer von den Göttern biſt, die den weiten Himmel inne haben, ſo bedarf es keiner weitern Rede, wir wißen alsdenn, wie es mit dir beſchaffen iſt: Biſt du aber einer von den Sterblichen, die auf Erden wonen, ſo biſt du ein Weſen das mit uns gleichen Leidenſchaften unterworfen iſt, das eine Sprache redet wie wir, das eben ſo, wie wir, geboren wird, und einige Zeit im Leben fortdauert. Oder iſt dein Aufenthalt zwar auf unſrer Erde, aber deinem Weſen nach biſt du was beßers, als die Irdiſchen? Die Dämonen (denn ich muß doch nur in deren Namen antworten; ſie befelen es mir) ſind ja nicht von Fleiſche und Knochen und Blut zuſammengeſetzet, oder von ſo was, das ſich trennen oder auflöſen läßet, oder das nach und nach vergehet, und auseinander fället. Wie biſt du denn alſo? Laßet uns zu erſt das nothwendige des Weſens der Dämonen auf folgende Art betrachten. Was keinem Leiden unterworfen iſt, ſtehet dem entgegen, das Leiden unterworfen iſt; ſo wie auch das ſterbliche dem unſterblichen, und das unvernünftige dem vernünftigen, das unſinnliche dem ſinnlichen, das lebendige dem lebloſen. Alles nun, was ein Leben hat, muß auf zweierley Art beſtehen; entwe-

entweder es iſt keinem Leiden unterworfen und unſterblich, oder es iſt unſterblich und gewißen Leidenſchaften unterworfen, oder es iſt Leiden unterworfen und ſterblich, oder es iſt unvernünftig und ſinnlich, oder es hat ein Leben one Sinnlichkeit. Durch ſolche Stufen gehet die Natur, und ſteiget nach der Reihe von dem Edelſten zu dem unedlern herab. Läßeſt du Eine von dieſen Stufen aus, ſo macheſt du Lücken in die Natur: ſo wie in der Zuſammenſtimmung der Tone, der mittlere einen Zuſammenhang mit den höhern und niedrigern Tonen verurſachet: denn von dem helleſten Klange bis zu dem tiefeſten, wird durch die mittlern Stimmen die Abwechſelung des Geſanges angenem für das Gehör, und die Hand des Inſtrument-Spielers kann ſie geſchickt ausdrücken.

§. 2.

Stelle dir vor, daß eben ſo was in der Natur ſey, was ſich bey einem recht vollkommenen Geſange befindet: Gott iſt da das, was keinem Leiden unterworfen, und unſterblich iſt; ein Dämon iſt unſterblich, aber Leiden unterworfen; ein Menſch iſt Leiden unterworfen, und ſterblich; ein Thier iſt unvernünftig, hat aber Sinnlichkeiten; eine Pflanze hat ein Leben aber keine Sinnlichkeiten. Was nun die übrigen betrift, die wollen wir für ietzo ann ihren Ort geſtellet

 ſeyn

ſeyn laßen; und wollen unſre Gedanken alleine auf die Beſchaffenheit der Dämonen richten, von denen wir ſagen, daß ſie ein Mittel-Ding zwiſchen der Gottheit und Menſchheit ſind. Laßet ſehen, ob es möglich ſey dieſes Mittel-Ding weg zu laßen, ſo, daß wir alsdenn die beiden, zwiſchen denen ſie das Mittel-Ding ſind, in einer Verbindung erhalten können. Wolten wir etwa ſagen, Gott ſey zwar unſterblich, aber er ſey Leidenſchaften unterworfen? das gehet nicht ann; ſondern er iſt unſterblich, und keinen Leiden unterworfen. Wie aber der Menſch? iſt der etwa ſterblich, aber doch keinem Leiden unterworfen? Auch das gehet nicht ann; ſondern er iſt ſterblich, und Leiden unterworfen. Wo wird alſo das unſterbliche, aber zugleich Leidenſchaften unterworfene, bleiben? Denn es muß doch ein Ding vorhanden ſeyn, das dieſes beides zugleich hat, das beßer iſt als ein Menſch, geringer aber als Gott; wenn dieſe beide äußerſte mit einander einen Zuſammenhang haben ſollen: denn wenn zwey Dinge, ihrer Natur nach, gänzlich verſchieden ſind; ſo bleibet auch ihre Gemeinſchaft miteinander völlig getrennet, wenn nicht eine gemeinſchaftliche Gränze ſie beide berüret.

§. 3.

Ich meyne es zum Exempel ſo: ein trockenes und heißes Ding, nennen wir Feuer; dem heißen ſtehet das kalte, dem trockenen das naße, entgegen. Es iſt unmöglich, daß das Feuer ſich in Waßer verwandle, oder das Waßer in Feuer: ſo wenig als ſich das kalte in Hitze, oder das naße in Trockenheit von ſelbſt verwandeln kann. Den Streit zwiſchen dieſen, hat die Natur alſo entſchieden: ſie hat ihnen die Luft als einen Mittler zugeordnet: dieſe nimmet von dem Feuer die Hitze, von dem Waßer aber die Näße, an; und daraus entſtehet eine Gemeinſchaft des Feuers mit der Luft, der Hitze nach, und der Luft mit dem Waßer, der Feuchtigkeit nach. Gleichergeſtalt, die Luft iſt warm und feucht, die Erde iſt kalt und trocken: der Trockenheit ſtehet die Näße, die Kälte der Wärme, entgegen: die Luft hätte alſo keine Gemeinſchaft mit der Erde, wenn nicht die Natur auch dieſen beiden das Waßer zugeſellet hätte, das eine Feuchtigkeit hat wie die Luft, und eine Kälte wie die Erde. Betrachte auf ſolche Weiſe dieſes Alles, und ſprich: iedes von dieſen Theilen beſtehet aus zweierley Eigenſchaften; ſondert mann die Eine ab, und eignet ſie dem andern Theile zu, ſo ſiehet mann halb den Unter-

ſchied, und halb die Aenlichkeit: und ſo ſind Dinge, die einander entgegen ſtunden, mit einander befreundet, das Feuer mit der Luft in der Wärme, die Luft mit dem Waßer in der Feuchtigkeit, das Waßer mit der Erde in der Kälte, die Erde mit dem Feuer in der Trockenheit. Eben ſo iſt zwiſchen der Gottheit und den Dämonen eine Verwandſchaft in der Unſterblichkeit, zwiſchen den Dämonen und den Menſchen in dem Leidenden, zwiſchen dem Menſchen und dem Vieh in der Sinnlichkeit, zwiſchen dem Vieh und den Pflanzen in dem Lebenden.

§. 4.

Wilſt du, ſo betrachte auch die Einrichtung deines Körpers, wie bey demſelben gleichfals die Natur keinen Sprung thut, ſondern wie ſie gewiße Vermittelungen gebrauchet von einem zum andern in der Miſchung der Theile des Körpers. Ein Haar und ein Nagel am Finger, iſt weicher als ein Knochen, und dünner als eine Sene, und trockener als das Blut, und härter als das Fleiſch. Kurz, alle Dinge, die wol zuſammen geordnet gefunden werden, gehen immer durch einſtimmende Zwiſchen-Stufen, die Stimmen, die Farben, die Säfte, die dichten Körper, die Aenlichkeiten der Folgen im Wolklange, die Figuren und Stellungen, die Leidenſchaf-

denſchaften, die Vorträge mit Worten. Da nun dem alſo iſt, ſo folget, daß, wenn Gott keinem Leiden unterworfen und unſterblich, der Menſch hingegen ſterblich und Leidenſchaften unterworfen iſt, zwiſchen dieſen beiden äußerſten das Mittel-Ding, entweder keinem Leiden unterworfen und ſterblich, oder unſterblich und Leidenſchaften unterworfen, ſeyn müße: nun iſt es aber nicht zu gedenken, daß ein ſterbliches keinem Leiden unterworfen ſeyn ſolte; alſo bleibet übrig, daß die Dämonen ihrer Natur nach, einem Leiden unterworfen und unſterblich ſeyn müßen, und ſie auf ſolche Weiſe der Gottheit änlich ſind in der Unſterblichkeit, in dem Vermögen zu leiden aber, der Menſchheit.

§. 5.

Nun iſt es Zeit, daß ich ſage, auf was Art die Dämonen Leiden unterworfen und unſterblich ſeyn können. Das unſterbliche wollen wir zu erſt unterſuchen. Alles was zerſtöret wird, das wird entweder von einander zertrennet, oder es wird zerſchmolzen, oder es wird zerhauen oder zerſtoßen, oder es wird zerrißen, oder es wird in was anders verwandelt. Entweder zertrennet, ſo wie Erde vermittelſt Waßers zu Koth wird; oder zerrißen, wie der Acker vom Pfluge; oder zerſchmolzen, wie Wachs von der

 Sonne;

Sonne; oder zerhauen, wie ein Gewächſe vom Eiſen; oder es wird verwandelt, ſo wie ſich Waßer in Luft, und Luft in Feuer verwandelt. Das Weſen eines Dämonen aber, wenn es unſterblich ſeyn ſoll, muß weder können von einander gelöſet, noch zerſtreuet, noch zerrißen, noch verwandelt, noch zerhauen oder zerſtoßen, werden: denn ſo bald es etwas dergleichen leidet, höret es auf unſterblich zu ſeyn. Und wie könnte es auch ſo was leiden, da ein Dämon eben das iſt, was eine Sele, die ihres Körpers los worden iſt? Da dieſe aber ihren Körper, der ſeiner Natur nach zerſtörbar iſt, vor der Zerſtörung bewaret, ſo lange ſie mit ihm vereiniget iſt; ſo muß ſie ia wol ſelber unzerſtörbar ſeyn. Zeit wärender Vereinigung alſo, wird der Körper in ſeinem Seyn erhalten, und die Sele iſt es, die ihn darinn erhält. Iſt aber etwas anders vorhanden, welches auch die Sele in ihrem Seyn erhält, und nicht ſie ſich ſelber: was ſolte das wol ſeyn? Oder wer kann eine Sele der Sele gedenken? *) Denn, wenn Eines

*) Mann ſiehet wol, auf was für wunderbare Gedanken es leitet, wenn mann ſich einbildet, die unſterbliche Sele ſey es die ihren Körper bauet, und beweget, und erhält; und die, durch ihre Scheidung vom Körper, machet daß der Körper ſtirbet.

Eines von dem Andern in ſeinem Seyn erhalten wird, ſo muß dieſe thätliche Erhaltung aufhören, ſo bald mann an das Ding kömmet, welches das Andre erhält, von ſich ſelbſt aber erhalten wird: wo nicht, ſo wäre nicht abzuſehen, wo der Gedanke wegen ſolches erhaltens endlich ſtille ſtehen könnte, indem er inns unendliche fortgehen müſte. Wenn mann ſich ein Laſt-Schiff vorſtellet, das, auf dem Waßer ſtehend, mit vielen Tauen ann einen Felſen angebunden iſt: ſo ſtellet mann ſich einen Zuſammenhang von Tauen vor, der, mit ſeiner Anbindung an den feſten und unbeweglichen Felſen, ſein Ende hat.

§. 6.

So iſt es mit der Sele beſchaffen. Sie erhält ihren Körper, der gleichſam auf einem unruhigen wallenden Meere ſchwimmet, ſchwanket, und beweget wird; ſie machet, daß er dennoch in einer Sicherheit ſich befindet: wenn aber die Nerven, und der Othem, und die andern gleichſam Stricke, mit denen der Körper an die Sele befeſtiget war, mürbe werden und reißen; ſo gehet der Körper zu Grunde, ſie ſelbſt aber ſinket nicht, ſie erhält ſich ſelbſt, und beſtehet feſte durch ſich ſelbſt. Und alsdenn heißet eine ſolche Sele ein Dämon; ſie hat ihre Wonung in der obern Luft, dahinein ſie von der Erde verſetzet iſt, ſo wie

aus einem barbariſchen Lande in ein griechiſches, aus einem geſetzloſen, unter tyranniſcher willkürlicher Herrſchaft ſtehenden, innerlich unruhigen, Staate, in einen Staat wo die beſten Geſetze, und ein weiſer Fürſt, und ein ruhiger Friede, regieret. Mir dünket, es ſey alsdenn damit beſchaffen, wie mit iener Abbildung beym Homer. *) Er ſpricht, Vulcan habe auf dem güldenen Schilde zwey Städte vorgeſtellet; in der Einen waren Hochzeiten, und Gaſtmale, und Reihen von Ringe-Tänzen, und Lob-Lieder, und Fackeln: in der andern aber Krieg und Uneinigkeit, und Raub, und Schlägerey, und Geheul, Seufzen und Stönen. So iſt es mit der Erde, gegen die obere Luft, beſchaffen. Die letztere iſt voll Friede, und Geſänge, und göttlicher Reihen: die erſtere voll Geſchrey, und mühſeligen Geſchäften, und Mißhelligkeit. Wenn aber die Sele von hier dorthin verſetzet wird, wenn ſie ihren Körper ausgezogen, und ihn der Erde zur Verweſung überlaßen hat: ſo wird ſie zu gleicher Zeit eben dadurch ein Dämon an ſtatt eines Menſchen, ſie beſchauet mit reinen Augen die für ſie eigentlich gehörenden Dinge; ſie bekömmet nicht vom Fleiſche allerley Zuſätze in

*) Ilias XVIII, 490-549.

in ihren Vorſtellungen, ſie wird nicht durch mancherley Farben und Stellungen verwirret, keine trübe dicke Luft hindert ihre Ausſicht: ſondern ſie ſiehet die ware Schönheit mit ihren eigenen Augen, und genießet eine reine Freude: ſie bedauert ſich wegen ihres vorigen Lebens, ſie preiſet ſich glückſelig wegen ihres gegenwärtigen: ſie bedauert die mit ihr verwandten Selen, die noch auf der Erde ſich herum tummeln; und aus Menſchen-Freundſchaft will ſie ſich gerne zu ihnen nahen, und ihnen in ihrem ſtraucheln aufhelfen. Ihr iſt von Gott aufgegeben, auf Erden fleißig umher zu wandeln, und zu allen Arten und Glücks-Umſtänden und Geſinnungen und Handthierungen der Menſchen ſich zu geſellen; guten Menſchen beyzuſtehen, die Unrecht-leidenden zu rächen, den Unrecht-übenden aber Strafe aufzulegen.

§. 7.

Jedoch nicht ieder Dämon thut alles: ſondern ihnen ſind auch da verſchiedene Verrichtungen ausgetheilet, Einem dieſe, dem Andern iene. Und hierinn beſtehet denn auch das den Leidenſchaften unterworfene, in welchem ein Dämon was geringeres iſt als die Gottheit. Denn ſo wie es mit ieder Sele beſchaffen war, als ſie ſich auf Erden befande, ſo wollen ſie auch noch nicht

gänzlich anders ſeyn: ſondern ein Aeskulap heilet noch, ein Herkules übet Stärke, ein Dionyſus iſt luſtig; ein Amphilochus warſaget, Kaſtor und Pollux lieben die Schiffart, Minos richtet, Achilles rüſtet. Achilles bewonet inſonderheit eine Inſel am Ausfluße des Iſters auf dem ſchwarzen Meere; daſelbſt iſt ein Tempel des Achilles, da ſind Altäre des Achilles: und es wird da niemand mit Willen vorbey faren, der nicht ein Opfer auf der Inſel ſchlachten ſolte; wenn er das dargebracht, alsdenn gehet er wieder zu Schiffe. Die Seefarenden haben da ſchon oft den Jungen Mann geſehen, bräunlich von Haaren, herumhüpfend in voller Rüſtung, die ganz von Golde iſt: einige haben ihn zwar nie geſehen, aber ſie haben ihn Helden-Lieder ſingen gehöret: einige haben ihn zugleich geſehen und gehöret. Bisweilen iſt auch iemand auf der Inſel unvermuthet eingeſchlafen: den hat Achilles aufgewecket, er hat ihn in ein Zelt gefüret, und daſelbſt wol bewirthet: Patroclus ſchenkete Wein ein, und reichete ihn dar; Achilles ſpielete nachher die Laute: ein ſolcher erzelete auch, die Thetis ſey gleichfals mit da geweſen, und ein Chor andrer Dämonen. Hector liebet ſein Land, wie die Ilienſer erzelen, und erſcheinet oft, herumhüpfend auf der Ebene, und mit

glän-

glänzenden Rüſtungen. Ich für meine Perſon habe weder den Achilles noch den Hector ie geſehen: hingegen den Kaſtor und Pollux habe ich auf dem Schiffe geſehen, als leuchtende Sterne, die dem vom Sturme leidenden Schiffe eine glückliche Fart verſchaffeten: ich habe auch den Aeskulap, nicht etwa in einem leeren Traume, geſehen; gleichwie auch dem Herkules, in ſeiner wirklichen Perſon. *)

Zehende Rede.

Von der Socratiſchen Liebe.

§. 1.

Ein Korinthiſcher Mann, Namens Aeſchylus, hatte einen Doriſchen Jüngling, Namens Actäon, von vorzüglicher Schönheit im Hauſe *). In dieſen Actäon verliebete ſich ein Korin-

*) Maximus zielet mit den Sternen auf das, was ſich, bey ſtürmiſchen Wetter, auf den Schiffen im Meere ſehen zu laßen pfleget: mit dem Aeskulap und Herkules aber, hat er einen großen Arzt und einen großen Herrn vor den Augen, denen er mit dieſem Anhange was ſchmeichelhaftes saget, das damals ein ieder wol verſtunde.

**) Andre, die dieſe Geſchichte erzelen, nennen den

Korinthiſcher iunger Herr aus dem Bacchiadiſchen Hauſe, welches Haus damals das herrſchende zu Korinth war. Der Jüngling war tugendhaft, und achtete ſeinen untugendhaften frechen Liebhaber nicht. Dieſer nam eine Anzal andrer iunger Männer von ſeiner Verwandtſchaft zu ſich, die áuf ihre Herrſchaft ſtolz thaten; ſie fielen betrunkener Weiſe in das Haus ein, wo Actáon war, ſie drungen in deßen Zimmer, und wolten ihn mit Gewalt aus demſelben fortfüren; die andern Leute im Hauſe aber hielten ihn, und wolten ihn nicht faren laßen. Ueber dieſem gewaltthätigen ziehen und halten, erſtickete der Jüngling ihnen unter den Händen. Dieſer Zufall zu Korinth wurde, wegen der Aenlichkeit des Namens mit einem Boeotiſchen Unfalle verglichen; da beide Jünglinge umgekommen, der Eine durch Hunde auf der Jagd, der Andre durch Liebhaber die betrunken waren. Der Ambraciotiſche Tyrann Periander liebete einen iungen Son eines Bürgers ſeiner Stadt: in ſo ferne er aber keinen tugendſamen Umgang ſuchete, konnte es nicht

Liebe,

den Namen des Vaters oder des Hausherrns, (denn es iſt zweideutig hier im Texte, ob der Jüngling ſein Son, oder nur ein Liebling und Hausgenoße geweſen) an ſtatt Aeſchylus, Melißus.

Liebe, ſondern Uebermuth und Frechheit, heißen. Periander verließ ſich indeßen auf ſeine Macht, und verfur unverſchämet: aber dieſe Unverſchämtheit hatte die Wirkung, daß Periander nie weiter einigen Uebermuth ausübete, und daß der Son, an ſtatt eines Geliebten, ein Entleiber des Tyrannen wurde. Dieß war eine gerechte Strafe ungerechter Liebe.

§. 2.

Soll ich dir von einer beßern Art der Liebe gleichfals ein und anders Exempel erzelen? Ein Athenienſiſcher Jüngling hatte zwey Liebhaber, deren der Eine ein Privat-Mann, der Zweite ein Tyrann war *): der erſtere bewieß ſich ſittſam und beſcheiden, vermöge ſeiner Gleichheit des Standes; der zweite war ungeſittet und unverſchämt, vermöge ſeiner Macht und Vorzüge. Der Jüngling aber war von einer warhaften Schönheit, und würdig geliebet zu werden; er ſahe über den Tyrannen weg, und hielte ſich freundlich zu dem Privat-Manne. Jener beſchimpfete aus Zorn nicht nur dieſe beide, ſondern er ließ auch die Schweſter des Harmodius, als ſie an einem großen Feſt-Tage zu dem

*) Der Jüngling hieß Harmodius: der Tyrann Hipparchus, ein Son des geweſenen Tyrannen Piſiſtratus: der Privat-Mann war Ariſtogiton.

dem feierlichen gewönlichen Umgange kam, und ein Heiligthum der Minerva mit tragen wolte, ſchimpflich zurücke ſtoßen. Da wurde das Haus des Piſiſtratus geſtrafet; und der Uebermuth des Tyrannen, die Herzhaftigkeit des Jünglinges eine gerechte Liebe, und die Tapferkeit des Liebhabers, waren der Anfang zur Freiheit der Athenienſer. Epaminondas befreiete Theben von den Lacedämoniern durch eine Mannſchaft voll Liebe. Es waren zu Theben viele iunge Männer, Liebhaber vieler ſchönen Jünglinge: Epaminondas gab den Liebenden und Geliebeten Rüſtungen, und ſtellete ein der Liebe geweihetes Krieges-Heer in Ordnung, das muthig und unüberwindlich war: es ſchloß ſich mit ſeinen Schilden aufs genaueſte an einander, niemand konnte da einbrechen: dergleichen Ordnung weder Neſtor vor Troja zuſammengeſtellet hatte, der erfarenſte unter allen Feld-Herren; noch auch die Herakliden im Peloponnes, noch auch die Peloponneſier im Attiſchen: denn es muſte da ein ieder Liebhaber brav thun, und vor den Augen ſeines Geliebeten recht tapfer fechten; und er war gezwungen, das Liebſte das er hatte, recht ſorgfältig zu beſchützen: die Jünglinge gleichfals bemüheten ſich, es ihren Liebhabern gleich zu thun, ſo wie es auf der Jagd die iun-

gen

gen Hunde machen, wenn ſie in Geſellſchaft der ältern ihr Wild verfolgen.

§. 3.

Was will ich mit dieſen Erzelungen vom Epaminondas und Harmodius, und von einer unrechtmäßigen Liebe, eigentlich ſagen? dieſes: daß die Menſchen eine Sache, die doch von zweierley Beſchaffenheit, und entweder mit Tugend oder mit Untugend verknüpfet, iſt, gleichwol mit dem Einem Namen, Liebe, benennen; und, indem ſie die reine Zuneigung und die unreine Seuche, Eines wie das andre, mit gleicher Benennung belegen; ſo verſiecken ſich untugendhafte Liebhaber hinter den ſchönen Namen, und ſchmücken ſich zur Ungebür damit; tugendhaften Liebhabern aber wird oft nicht getrauet, weil das Laſter eben den Namen füret. Wenn wir zwey Silber-verſtändige auf die Probe ſetzen wolten, welcher von ihnen das ächte Silber von dem unächten richtig zu unterſcheiden wüſte: würden wir nicht den, der ein ihm vorgelegetes ſcheinendes Silber dem ächten vorzöge, für einen großen Stümper in ſeiner Kunſt achten; hingegen von dem, der das ware Silber kennete, urtheilen, er verſtehe ſich gut auf ſeine Sache? Laßet uns auf gleiche Weiſe das Liebhaben durch eine vorgezeigete Schönheit, wie

durch eine Münze, erforſchen. Es giebet ein Schönes, das einen Schein hat, aber nicht wirklich ſchön iſt; es giebt aber auch ein Schönes, das wirklich ſchön iſt, und auch als ſchön erſcheinet. Muß da nicht, wer nach einer ſcheinenden, aber nicht wirklichen, Schönheit begierig iſt, als ein Liebhaber einer unächten und falſchen Münze erſcheinen; hingegen wer das wirkliche, und auch von außen ſo erſcheinende, Schöne liebet, muß nicht der für einen Liebhaber einer ächten und waren Schönheit erachtet werden? Ich ſolte es denken.

§. 4.

Da mann auf ſolche Weiſe prüfen und bewären kann, ob eine Sage oder eine Perſon, die von Liebe redet, von der ächten Art ſey: ſo laßet es uns wagen, auch wegen des Socrates eine Unterſuchung anzuſtellen, was er mit den Worten, die ſo oft in ſeinen Unterredungen vorkamen, und in denen er von ſich ſelbſt redet, eigentlich zu verſtehen geben wollen; wenn er zum Exempel ſaget, er ſey ein Diener der Liebe, er mache keinen Unterſchied zwiſchen ſchönen Perſonen, er verſtehe ſich völlig auf die Kunſt zu lieben. Er nennet auch ſeine Ler-Meiſter in dieſer Kunſt, eine Aſpaſia von Miletus, eine Diotima von Mantinea: er nam Lerlinge in der

Kunſt

Kunſt ann, einen muthigen Alcibiades, einen angenemen Kritobulus, einen zärtlichen und einnemenden Agathon, einen göttlichen Phädrus, einen ganz iungen Lyſis, einen ſchönen Charmides. Er verhelet ſeine Liebe gar nicht, ſondern er füret ſich ſo auf, er drücket ſeine Leidenſchaft ſo aus, als einer der recht von Herzen thut und redet. *) Er ſaget, das Herz fange ihm ann zu klopfen, wenn er den Charmides ſehe; er komme ganz außer ſich, wie eine Bacchiſche Frau, bey dem Alcibiades; er richte ſeine Augen auf den Autolycus, wie bey Nacht-Zeit auf einen erſcheinenden Glanz. Wenn er einen Staat aus lauter guten Leuten vorſtellet, und Geſetze giebet, wie es mit den Beſten darunter gehalten werden müße; ſo verordnet er für dieſelben nicht etwa einen Kranz zum Geſchenke, oder eine Bild-Säule, oder andre ſolche griechiſche Kinder-Sachen, wie er ſie nennet: ſondern er ſaget, es ſolle einem ieden vortreflichen Manne erlaubet ſeyn, zu küßen welchen Schönen er wolle. O ein ganz ſonderbares Eren-Geſchenke! Er ſelbſt aber, wenn er von der Liebe als von einer Perſon eine Fabel dichtet, wie ſtellet er

*) Von allen dieſen Perſonen und Ausdrücken, finden die eine nähere Nachricht, die die philoſophiſchen Schriften des Xenophon, und den Plato, leſen.

er ſie da vor? Er ſaget, ſie ſehe garſtig aus, ſie ſey arm, (ſo wie dieſes beides ſich bey ihm ſelbſt alſo fande) ſie gehe ungeſchuhet, ſchlafe auf der bloßen Erde, ſie ſtelle liſtig nach, ſey immer wie auf der Jagd, ſie ſey der gröſſeſte Bezauberer, Betrieger mit Worten, und Taſchenſpieler: lauter Beſchreibungen, die die Dichter der Schauſpiele an den Dionyſus-Feſten, vom Socrates ſelber macheten. Er redete dergleichen, nicht nur an öffentlichen Orten, mitten unter den Griechen; ſondern eben auch ſo zu Hauſe, bey Gaſtmalen, in der Akademie, im Piräeus, beym ſpatzieren-gehen, unter dem Eſchen-Baume, im Lyceo. Wegen aller andern Dinge ſtellete er ſich an, als wiße er nichts recht, wenn von Tugenden, oder wegen Meinungen von der Gottheit, die Rede war, oder wegen aller der Dinge, mit deren Wißenſchaft ſich die Sophiſten brüſteten: nur allein die Kunſt zu lieben geſtund er zu verſtehen, und täglich mit derſelben ſich zu beſchäftigen.

§. 5.

Was wolte denn Socrates mit dieſen geſchmückceten Räzeln oder verſtelleten Redens-Arten eigentlich ſagen? Ein Plato, oder Xenophon, oder Aeſchines, oder wer ſonſt aus ſeinem Munde zu reden pfleget, mag uns an ſei-

ner ſtatt antworten. Denn Ich für meine Perſon binn voll Verwunderung und Erſtaunung, wenn ich bedenke, wie er aus ſeinem ſonderbaren Staate, und aus ſeiner Einrichtung von Erziehung der Jugend, die Gedichte des Homers, verbannen können, mit ſammt dem ganzen Homer, den er zwar als einen Poeten bekränzet und mit köſtlichem Oele ſalbet, aber die große Freiheit die er ſich in Erzelungen herausgenommen, tadelt; daß er zum Exempel den Jupiter vorſtellet, wie er auf dem Ida-Gebirge bey der Juno geſchlafen, und eine himmliſche Welte ſie überdecket, hat; wie Mars und Venus bey einander liegen, und Vulcan ſie zuſammen bindet; wie die Götter mit einander trinken, wie ſie ſich nicht ſatt lachen können; wie Apollo fliehet, und vom Achilles verfolget wird, ein unſterblicher Gott von einem Sterblichen; und wie die Götter kläglich thun, wenn zum Exempel ein Jupiter ſaget, o daß mein liebſter Son Sarpedon ſterben ſoll! und eine Thetis ſeufzet, ach ich arme, ach ich unglückliche Mutter! und was ſonſt dergleichen Homer bildlich vorgetragen, Socrates aber getadelt hat: hingegen daß Socrates ſelbſt, dieſer Liebhaber der Weisheit, Beſieger der Armuth, Feind der Wolluſt, Freund der Warheit, ſolche ſchlüpfrige und anſtößige Redens-

Arten in ſeine Unterredungen eingemiſchet hat; ſo, daß des Homers Fabeln, wenn mann ſie gegen des Socrates Worte hält, völlig unſchuldig dagegen erſcheinen. Denn wer das vorgedachte wegen des Jupiters, und des Apollo, und der Thetis, und des Vulcans, aus dem Munde des Dichters höret; der betrachtet das wie einen Ausſpruch eines Orakels, da die Worte öfters was anders ſagen, was anders aber darunter verſtanden werden muß. Er überläßet alsdenn dem Ore ſein Vergnügen, mit dem Gemüthe aber ſuchet er den Dichter zu erreichen, und erhebet ſich mit ihm in ſeiner Einbildungs-Kraft, und ſtellet ſich den Grund der Erdichtung vor; er glaubet der Fabel nicht buchſtäblich, er freuet ſich aber über deren leuchtende Einkleidung. Ein Socrates hingegen, der uns wegen ſeiner Warheit ſo angeprieſen iſt, der iſt in den Dingen die er mit verſtelleten Worten vorträget, weit gefärlicher, theils wegen ſeiner Anſehnlichkeit und Glaubwürdigkeit, theils wegen ſeiner gar zu natürlich-ausſehenden Verſtellung, theils weil Worte und Werke einander ſo ungleich ſind. Denn der verliebte Socrates iſt ſich gar nicht änlich, wenn er von der Tugend im Ernſte redet; und der erſtaunende über ſchöne Perſonen, dem, der die Thoren züchtiget? Ein So-

crates,

crates, der es dem Lyſias in verliebten Worten zuvor zu thun ſuchet, der einem Kritobulus nahe zu kommen trachtet, der von Fangung der ſchönen Jugend des Alcibiades wiederkömmet, der von einem Charmides ganz eingenommen iſt; wie ſtimmet der mit dem Leben des Philoſophen zuſammen? Es kömmet das nicht überein mit ſeiner Freimüthigkeit gegen gemeine Leute, mit ſeiner Herzhaftigkeit gegen Tyrannen, mit ſeiner Tapferkeit die er im Gefechte bey Delium bewieſen, mit ſeiner Richtachtung der Richter, mit ſeinem Gange ins Gefängniß, mit ſeiner Bereitſchaft zum Tode. Mann ſiehet da gar keine Gleichheit. Hat er alſo iene Reden im Ernſte gefüret, ſo weiß mann kaum, wie mann ihn nennen ſoll: hat er aber ſchöne Gedanken in garſtig-klingende Worte verſtecket; ſo iſt das was ſchlimmes und gefärliches. Denn was ſchönes, garſtig einkleiden, und das nutzbare durch ſchädliche Worte vorſtellig machen, iſt ein Werk, nicht iemandes der nutzen will, denn das nutzbare iſt unſichtbar; ſondern iemandes der ſchaden will, denn das erſcheinet offenbar. So, glaube ich, hat ein Traſymachus, oder ein Kallikles, oder ein Polus oder wer ſonſt auf die Philoſophie des Socrates übel zu ſprechen geweſen, ihm Vorwürfe gemachet.

§. 6.

Wolan, laßet uns nun der Sache zu Hülfe kommen, damit wir nicht zu viel unnützlich ſchwatzen. Wiewol mir faſt zu Muthe wird, als wolte ich wol gerne, aber mein Vermögen ſey zu ſchwach: denn, wollen und vermögen muß beyſammen ſeyn. Laßet es uns vor erſt ſo angreifen, der Sorgloſigkeit des Socrates in ſeinen Worten beyzuſtehen, wie es die zu machen pflegen, die vor Gerichte angeklaget ſind: ſie verantworten ſich nicht allein wegen der Sache, auf die ſie angeklaget worden, ſondern ſie geben auch gerne zu verſtehen, daß andre wichtigere Leute in eben der Verſchuldung ſtecken, damit ſie, durch ſolche Gemeinſchaft mit denſelben, ihre Sünde verkleinern mögen. Alſo wollen auch wir wegen des Socrates, ob er Recht gethan hat oder nicht, die Unterſuchung vor ietzo ein wenig ausſetzen: und wollen ſeinen ſcharfen Verklägern auf folgende Weiſe antworten. Ihr dünket mir, ihr guten Männer, auf ungebürlichere Art eure falſche Klage vorzubringen, als ein Anytus und Melitus: dieſe gaben im Gerichte ein, Socrates verfüre die Jugend, vom Socrates rüre es her, daß Critias eine tyranniſche Regierung außgeübet, und daß Alcibiades übermüthig handle; Socrates zeige,

wie

wie eine faule Sache vor Gerichte zu gewinnen ſey; er ſchwöre beym Eſchen=Baume und beym Hunde: von den Liebes=Sachen des Socrates aber ſageten doch dieſe harte falſche Angeber nicht ein Wort. Ja auch Ariſtophanes, als er die Dinge des Socrates in einem Luſt=Spiele lächerlich machete, und zugleich ſich als den allerſchärfeſten Ankläger in demſelben bewieſe, hat dennoch über die Liebe des Socrates nicht geläſtert; und ob er ihn gleich im übrigen als einen Bettler, Schwätzer, betrieglichen Weiſen und ſo ferner beſchriebe, ſo beſchrieb er ihn doch nicht als einen, der auf unzuläßige Art liebe. Wie es alſo erſcheinet, ſo konnten weder falſche Ankläger vor Gerichte, noch Komödien=Dichter auf der Schau=Büne, ihn bey dieſer Sache faßen.

§. 7.

Da alſo dieſe Beſchuldigung dem Schauplatze und auch der Richter=Verſammlung der Athenienſer, damals entwiſchet iſt; ſo wollen wir wieder die ietzigen neuern Ankläger, die gewiß nicht ſtärker ſind als iene alte, auf folgende Art ſtreiten. Erſtlich iſt dieſe Liebes=Befleißigung dem Socrates nicht eigen, ſondern ſie iſt weit was älteres. Wir können hier den Socrates ſelbſt zum Zeugen aufſtellen, der zwar dieſe Befleißi-

gung lobet und hoch achtet, von der Erfindung derſelben aber ſich aufs feierlichſte los ſaget. Denn als ihm der Myrrhinuſiſche Phädrus die vom Lyſias, des Kephalus Sone, geſchriebene Liebes=Rede vorzeigete, ſo ſagete er, er wundre ſich nicht, wenn er ſein Herz voll habe, wie ein Waßer=Gefäße, aus fremden Quellen, etwa aus den Schriften einer ſchönen Sappho, (denn dieſen Bei=Namen gab er ihr gemeiniglich, wegen der Schönheit ihrer Lieder, da ſie ſonſt eine kurze und ſchwärtzliche Perſon vorſtellete) oder eines weiſen Anacreons, wie er ihn nennete. Das Lob der Liebe aber von dem er bey einem Gaſtmale redet, eignet er einer Frau von Mantinea zu: und es mag die Verfaßerin deßelben Lobes, von Mantinea oder aus Lesbus geweſen ſeyn; ſo waren doch alle dergleichen Reden von der Liebe, dem Socrates weder eigen, noch von ihm zu erſt auf die Bane gebracht. Dieſes darzuthun, laßet uns vom Homer den Anfang machen.

§. 8.

Denn dieſer dünket mir mit der reicheſten Beredſamkeit und aufs deutlichſte, das ſchöne ſo wol als das garſtige, in Erzelungen zu leren, das erſtere, wie wir darnach trachten, das zweite wie wir es vermeiden, müßen: alles andre ſtel-

let

let er ganz einfältig und nach der älteſten Art vor, die Kunſt zu heilen, zu Wagen einen Wett-Streit zu halten, ein Krieges-Heer zu ordnen. Er giebet den Rath, mann ſolle, beym Wagen-Rennen, das Pferd zur linken Hand recht nahe um das Ziel herum lenken; er läßet ermüdete eine Miſchung von Pramniſchen Wein zu ſich nemen; er ſaget, mann ſolle die ſchlechtern Soldaten in die Mitte zwiſchen die beſſern ſtellen, und die Reuterey nicht unter das Fuß-Volk miſchen. Ueber dieſe weiſe Belerungen lachen gewiß die ietzigen Krieges-Verſtändigen, und Aerzte, und Wett-Renner: aber was die Liebe betrift, da gehet er alles ordentlich durch, und zeiget ihre Handlungen, und welches Alter für ſie gehöret; er redet von Geſtalten, von ſchönen ſo wol als garſtigen Leidenſchaften bey derſelben, von vernünftiger und unvernünftiger, von rechtmäßiger und unrechtfertiger, von gewaltthätiger, raſender, ſanfter, Liebe: in allem dieſen zeiget er ſich gar nicht nach altväteriſcher Art, ſondern als einen recht geſchickten Meiſter nach der neueſten Zeit. Gleich in ſeinem Erſten Buche hat eine Kriges-gefangene iunge Dame zwey Liebhaber: der eine iſt überaus kün und heftig; der andre iſt zärtlich und voll Leidenſchaft: dem einen brennen die Augen, er ſchmähet, er drohet;

der andre giebet zwar nach, und will ſich beru=
higen, aber er lieget und weinet, er weiß ſich
nicht zu faßen, er ſpricht er will wegreiſen, aber
er bleibet. Anderswo findeſt du ein Bild einer
unenthaltſamen Liebe, wo er den Paris ſchildert,
der aus dem Gefechte in das Zimmer zu ſeiner
Geliebten eilet, und immer einem Galan und
Ehebrecher änlich ſich darſtellet. Du findeſt
aber auch ein Bild einer rechtmäßigen waren
Liebe, die auf beiden Seiten gleich groß iſt, bey
dem Hector und der Andromache: dieſe ſaget
zu ihrem Manne und Liebhaber, er ſey ihr an
ſtatt ihres Vaters und ihrer Brüder, und leget
ihm alle Namen der genaueſten Freundſchaft
und Verwandſchaft bey; Er aber ſpricht, er ſey
lange nicht ſo viel wegen ſeiner Mutter, als
ihrentwegen, bekümmert. Er zeiget uns eine
Liebe auf der bloßen Erde, bey der Juno und
dem Jupiter; eine gewaltthätige und übermü=
thige, bey den Freiern der Penelope; eine ſchmei=
chelnde, bey der Kalypſo; eine zaubernde, bey
der Circe: aber auch eine männliche Freund=
ſchafts = Liebe, zwiſchen dem Patroclus und
Achilles, die durch gemeinſchaftliche Arbeit und
durch eine lange Zeit geſtiftet iſt, und bis an
den Tod fortdauert; beide ſind iung und ſchön
und vernünftig; der eine giebet Leren, der an=
dre

dre läßet ſich beleren; der eine iſt Unmuths, der Andre ſpricht ihm tröſtend zu; der eine ſinget, der andre giebt den Zuhörer ab. Auch dieß iſt eine Wirkung ihrer Liebe, daß der eine gerne Erlaubniß haben will zu fechten, und ſeinen Freund, von dem er vermuthet, er werde es nicht ausſtehen können, ihm dieſe Erlaubniß zu geben, mit Thränen dazu beweget; und daß der andre es endlich zugiebet, und ihn mit ſeinen eigenen Rüſtungen ausſchmücket, und voll Furcht iſt, als iener etwas zu lange ausbleibet, und, nach empfangener Nachricht daß er umgekommen ſey, gleichfals zu ſterben begeret, und ſeinen Zorn wieder den Agamemnon deßwegen völlig ableget. Die nächtlichen Erſcheinungen, die ſich ihm zeigen, ingleichen die Träume, die Thränen, und ſein Haupthaar das er ſeinem Freunde bey deßen Beerdigung als das lezte Geſchenke mitgiebet, ſind lauter Zeichen der Liebe. Und ſo iſt es mit den Homeriſchen Liebes=Sachen beſchaffen.

§. 9.

Beym Heſiodus aber, was ſingen die Muſen anders, als Liebes=Begebenheiten zwiſchen Manns= und Frauens=Perſonen, Liebes=Begebenheiten der Flüße, der Winde, der Bäume und Gebüſche? Die Liebe des Archilochus berüre ich

nicht,

nicht, denn ſie iſt gewaltſam und übermüthig. Aber der Lesbiſchen Sängerin Liebe (wenn ich älteres mit Neuerem vergleichen ſoll) was iſt die anders, als die Socratiſche Kunſt zu lieben? Denn beide gehen auf Stiftung einer Freundſchaft, Socrates mit Mannes-Perſonen, Sappho mit Weibes-Perſonen. Beide ſageten, ſie wären in viele verliebet, und ſie würden von allen ſchönen Perſonen eingenommen. Was dem Socrates war ein Alcibiades, ein Charmides, ein Phädrus; das war der Sappho eine Gyrinna, eine Atthis eine Anactoria: und was bey dem Socrates ſeine Gegner waren, die es ihm gerne zuvorthun wolten, ein Prodicus, ein Gorgias, ein Thraſymachus, ein Protagoras; das war bey der Sappho eine Gorgo, eine Andromeda; die ſie bald ernſthaft tadelt, bald überfüret, bald mit ſcherzhaft-verſtelleten Worten anredet, eben ſo wie Socrates pflegete. Jon lebe vergnügt, ſpricht Socrates: Sappho ſpricht, die Polyanactiſche Tochter lebe recht vergnügt. Socrates ſaget, er habe den Alcibiades, den er ſchon ſeit langem liebe, nicht eher angetreten, als bis er geglaubet, er ſey nun zu Unterredungen tüchtig: Sappho ſaget, du dünkeſt mir noch gar ein zu kleines und zartes Mägdchen. Er ſpottet

an einem Orte fein über die Stellung und über das Liegen eines Sophiſten: Sie ſpricht, es iſt eine mit einem bäueriſchen Rocke bekleidete. Diotima ſpricht zum Socrates vom Kupido, er ſey nicht ein Kind, ſondern ein Nachfolger und Diener, der Venus: zur Sappho ſpricht auch die Venus in einem gewiſſen Liede: und du, o Kupido, mein ſchöner Diener. Diotima fäͤret fort, die Liebe grünet bey Wolergehen, bey ſchlechten Umſtänden verwelket ſie: dieß nimmet Jene kurz zuſammen, und nennet die Liebe Süße = Bitter, und kummerſchenkend. Kupido heißet beym Socrates ein Sophiſt, ein betrieglicher Schluß = macher: bey der Sappho, ein Wort = ſchmücker. Socrates ſaget, die Liebe zum Phädrus ſetze ihn ganz außer ſich: der Sappho hat die Liebe ihr ganz Gemüthe erſchüttert, ſo wie der Wind die Eichen, in die er auf den Bergen ſtößet. Er tadelt ſeine Xanthippe, als ſie kläglich that, daß er ſterben ſolte: Sie ſchreibet an ihre Tochter, in einem Hauſe der Muſen = Freunde muß kein Trauer = Lied gehöret werden; uns würde das gar ſchlecht kleiden. Auch die Kunſt des Weiſen von Tejus iſt von eben der Sitte und Wendung: denn er liebet alle Schönen, und lobet ſie alle; und ſeine Lieder ſind angefüllet mit dem Haupt = Haar eines

Smerdis,

Smerdis, mit den Augen eines Kleobulus, mit der Schönheit eines Bathyllus. Aber auch da betrachte einmal die gute Zucht: Ich mag gar zu gerne mit dir frölich ſeyn, ſpricht er, denn du haſt eine überaus angeneme Gemüths-Art. Ein andermal ſpricht er: bey der Liebe iſt das ſchön, was gerecht und ſittlich iſt. Ja anderswo hat er ſein ganzes Geheimniß geoffenbaret: meiner Reden wegen müßen iunge Leute mich lieben, denn ich ſinge ihnen angeneme Sachen, und angeneme Worte weiß ich zu reden. Eben dieſes ſagete Alcibiades vom Socrates, da er deßen Annemlichkeit im reden verglich mit dem Flöten-Geſange eines Olympus und Marſyas. Wer wolte doch, o ihr Götter, einen ſolchen Liebhaber tadeln, außer nur ein Timarchus!

Eilfte Rede.

Von eben derſelben Liebe.

§. 1.

Laßet uns abermal die Abhandlung von der Liebe vor uns nemen. Wir haben eine weite Reiſe vor uns: laßet uns, nach einem kurzen

kurzen ausruhen, dem Ende derſelben näher ſchreiten; zu Weg = Weiſern aber den klugen Merkur, und die Göttin der Ueberredung, und die Göttinnen der Annemlichkeiten, und die Liebe ſelbſt, anrufen. Wir wagen nicht was kleines, oder gemeines bey dieſer Reiſe. Neben der Straße, die wir zu gehen haben, wenn wir von der Liebe handeln, läufet eine iähe Tiefe; und eines von beiden iſt nothwendig, entweder wir müßen gut lieben, und ſicher einhergehen; oder wir treten aus dem richtigen Wege, und lieben übel, und ſtürzen in die Tiefe hinab. Deßwegen war unſer Socrates in Furcht. Er fand eine überhand genommene Seuche, ſo wie in dem übrigen Griechenlande, alſo fürnemlich zu Athen; und alles voll böſer Liebhaber, und verfüreter Jünglinge: er beiammerte beide wegen dieſer Seuche: und da er ſolches Uebel durch kein Geſetz zu hemmen vermochte, weil er weder ein Lykurgus, noch ein Solon, noch ein Kliſthenes war, noch ſonſt einer, der, wegen ſeiner obrigkeitlichen Würde, bey den Griechen Beifall und Gehorſam finden konnte; auch nicht durch Gewalt iemanden zu dem Beßern zu zwingen vermochte, weil hierzu bey den Griechen ein Herkules, oder ein Theſeus, oder ſonſt ein ſolcher ſtarker Tugend = Lerer, nöthig geweſen ſeyn würde;

würde; auch nicht durch vernünftige Vorſtellungen alle zu bewegen vermochte, weil die Begierde gar übel zu bedenken iſt, wenn ſie erſt recht heftig worden, und einer Unſinnigkeit nahe gekommen iſt: ſo konnte doch Socrates es nicht übers Herz bringen, ſich um ſolche iunge Männer und Jünglinge gar nicht zu bekümmern; er verzweifelte auch nicht an ihrer Heilung: er erfand daher ein Kunſt-Stück, wie er ſie mit ihrem freien Willen leiten könnte.

§. 2.

Dieß will ich in einer Fabel, nach Art des Phrygiſchen Alten, erzelen. Ein Hirte und ein Schlächter giengen beide Einen Weg. Sie ſahen ein fettes Lamm alleine ſtehen, das von der Heerde abgekommen war: und beide eileten auf daßelbe zu. Die Thiere konnten zu der Zeit reden, und hatten mit den Menſchen Einerley Sprachen. Das Lamm fragete alſo beide wer ſie wären, und was der mit ihm machen wolte, der es zu ſich nemen würde? Nachdem es die Warheit vernommen, und was ieder von ihnen für ein Gewerbe triebe; überlieferte es ſich geſchwinde von ſelbſt dem Hirten, und ſagete zu dem Schlächter: du biſt ia ein öffentlichen Mörder der Schaf-Heerde; dieſer aber iſt mit unſrer Milch und Wolle zu frieden. Vergleiche

gleiche nun, wenn es dir beliebet, iene Liebhaber mit vielen Schlächtern, den Socrates mit Einem Hirten, die Atheniensiſchen Jünglinge mit verirreten Schafen, die wirklich reden können. Wie ſoll es nun ein ſolcher Hirte machen, wenn er ſiehet, wie die Schlächter Begierde haben, die Schönheit der Jünglinge zu genießen; und mit vollem Laufe darauf zueilen? Wird ihn das etwa nichts angehen? wird er müßig da ſtehen, und zuſehen? So wäre er ia noch mörderiſcher, als die Schlächter ſelber. Alſo muß er eilen, und eben ſo zulaufen, wie dieſe; und muß darhinter her ſeyn, wie dieſe; obgleich nicht mit ihnen in Einerley Abſicht. Ein unkundiger der Handthierung, der die Urſache dieſes hinzueilens nicht weiß, und ſiehet es; der denket vielleicht, es ſey hier eben, wie dort; und auch dieſer eile, des Verderbens wegen: erwartet er aber den Erfolg, ſo wird er dieſes eilen loben, er wird den Vorſatz und Eifer nachahmen; er wird den Jäger bewundern, und das eriagete glückſelig preiſen. Zu dem Ende ſagete denn nun Socrates, er ſey verliebt, er ſey in alle Schönen verliebt; er lief wie iene Liebhaber, er verfolgete alle Schönen, er kam ſeinen Mit-Bulern zuvor, und ſchnitt den Schlächtern allen Zutritt ab. Bey Andern alſo

war die Liebe eine Benennung ihrer Begierde, die auf Lüſte ausſchweifete: der Grund zu derſelben war eine friſche Blüte des Leibes, die in die Augen fiel, und aus denſelben in die Sele eindrunge: denn die Wege der Schönheit ſind die Augen. Beym Socrates hingegen war die Liebe, zwar dem Eifer nach, den Andern änlich; aber der Begierde nach, weit unterſchieden: in dem Vergnügen, das ſie zur Abſicht hatte, war ſie reiner; in der Geſchicklichkeit, die ſie anwendete, kam ſie eher und beßer zu ihrem Zwecke; und ihr Grund war eine edle Blüte der Sele, die aus dem Körper hervorleuchtete. Stelle dir die Schönheit eines klaren Waßers vor, das über eine Wieſe fließet; wie da ſchöne Blumen unter dem Waßer bedecket ſtehen, die aber doch durch das Waßer ins Geſichte leuchten: Eben ſo iſt es mit der ſchönen Blüte der Sele beſchaffen, die in einen ſchönen Körper gepflanzet iſt; ſie ſchimmert durch denſelben durch, und leuchtet hervor, und erſcheinet aus demſelben. Die gute Bildung eines iungen Leibes iſt nichts anders, als das blühen einer nächſtkünftigen Tugend; und gleichſam das Vorſpiel von einer weit reiferen Schönheit. Denn ſo wie vor dem vollen Aufgange der Sonne, Stralen derſelben an den Gipfeln der Berge erſcheinen, und

den Augen einen angenemen Anblick verſchaffen, aus welchem mann das bald nachkommende völligere erwartet: alſo blicket aus dem äußern Körper die künftige Zeitigkeit einer glänzenden Sele zum voraus hervor, und iſt für Philoſophen ein angenemer Anblick, in Erwartung des nachfolgenden Guten.

§. 3.

Ein Theßalier liebet ein Pferde-Füllen, ein Aegyptier eine iunge Küh, ein Spartaner einen iungen Jagd-Hund: ein Mann, der die Menſchen lieb hat, nimmet ſich dieſes Geſchöpfes mit aller Sorgfalt ann, weit beßer als ein Aegyptiſcher Ackersmann, oder ein Theßaliſcher Reiter, oder ein Laconiſcher Jäger. Denn bey dieſen will ihre Pflege nichts weiter, als daß ihre Thiere zur Arbeit wol aufgezogen und abgerichtet werden: der Menſchen-Freund ſorget für ſeine Geliebten, daß ſie mit ihm der Tugend theilhaftig werden mögen; er ſuchet aber zu dieſer Beſorgung das tauglichſte aus; das ſchönſte aber iſt das tauglichſte, Tugend von ihm zu erwarten. Einerley Schönheit indeßen machet in die Augen der Böſen einen ganz andern Eindruck, als in die Augen der Guten: ſo wie Einerley Schwerdt von einem Helden und einem Scharf-Richter ganz anders angeſehen wird.

Ulyſſes ſahe die Penelope auf ganz andre Art an, als Eurymachus: Pythagoras betrachtete die Sonne mit andern Augen, als Anaxagoras; iener betrachtete ſie als eine Gottheit, dieſer als einen großen glüenden Stein. Eben ſo ſuchete Socrates die Tugend in ganz andrer Abſicht, als Epicurus: iener trachtete ihr nach als ein Liebhaber der Glückſeligkeit; dieſer als ein Liebhaber der Wolluſt. Eben ſo gieng Socrates in ganz andrer Abſicht ſchönen iungen Leuten nach, als ein Kleſthenes: iener als ein Liebhaber der Tugend; dieſer aber der Wolluſt.

§. 4.

Wenn du alſo bemerkeſt, daß ein Philoſoph liebe, und daß auch ein böſer Menſch liebe: ſo benenne dieſes beides ia nicht mit Einem Namen. Der Eine wird getrieben zur Wolluſt, der Andre liebet Schönheit: der eine iſt krank an einer Seuche, wieder einen eigentlichen Willen; der Andre liebet mit Willen und Vorſatze: der Eine liebet zum Beſten des Geliebeten, der Andre aber zum beiderſeitigen Verderben. Jener Liebe Werk iſt Tugend, dieſer Liebe Werk iſt Ungebürlichkeit: iener Liebe Erfolg iſt Freundſchaft, dieſer Liebe Ausgang iſt Feindſchaft: iene Liebe ſuchet keinen Lon für ſich, dieſe Liebe ſuchet was für ſich zu empfangen: iene Liebe iſt voll Lob,

dieſe

dieſe iſt voll Schande: iene iſt Griechiſch, dieſe iſt Barbariſch: iene iſt einem Manne gemäß, dieſe iſt für Weichlinge: iene iſt ſtandhaft und feſte, dieſe iſt geflügelt und unbeſtändig. Wer iene Liebe heget, der liebet Gott, er liebet das Geſetz, er iſt ehrwürdig, er iſt freimüthig; er umarmet ſeinen Geliebeten auch am Tage, er rümet und freuet ſich wegen ſeiner Liebe; er ringet mit ſeinem Geliebeten in der Ringe-Schule, er läuft mit ihm auf der Lauf-Bane, er gehet mit ihm auf die Jagd, er thut brav mit ihm in Krieges-Unternemungen; bey gutem Glücke iſt er mit ihm glücklich; muß es geſtorben ſeyn, ſo ſtirbet er mit ihm: er bedarf zu ſeinem Umgange mit ihm, keiner Nacht und keiner Einſamkeit. Hingegen der Andre Liebhaber iſt ein Feind der Götter, denn er ſündiget; ein Feind des Geſetzes, denn er übertritt es wißentlich; er hat keinen waren Muth, keine gute Hofnung, keine Ehrwürdigkeit; er ſuchet Einſamkeit, und Dunkelheit, und verborgene Winkel; er will nie im Umgange mit ſeinem Geliebeten am Tage erſcheinen, er meidet die Sonne, er gehet der Nacht und dem dicken Nebel gerne nach, ſo wie es für Diebe, nicht aber für gute Hirten, vortheilhaft iſt. Denn Jener iſt einem Hirten der Schafe, dieſer aber einem Diebe derſelben, än-

lich, und wünſchet, unbemerket zu ſeyn. Denn er weiß es, daß das Böſe iſt, was er thut; aber die Wolluſt treibet ihn, wieder ſein Wißen zu thun.

§. 5.

Zu Frucht-tragenden Bäumen und Gewächſen gehet der Gärtner mit Behutſamkeit: ein Dieb hingegen fället in den Garten ein, bricht ab, verderbet und zerreißet die Gewächſe. Sieheſt du einen ſchönen, blühenden und Frucht-verheißenden, Leib? Mache ihn nicht mißfarbig, beſudle ihn nicht, faße die Blüte nicht ann: lobe ihn, wie ein vorbeygehender Wanderer ein ſchönes Gewächſe: einen ſolchen iungen Schößling eines Palmen-Baumes habe ich einſt bey dem Altare des Apollo aufgeſchoßen und wachſend geſehen *). Schone dieſer Pflanze des Apollo und des Jupiters, erwarte ihre Früchte; denn ſo liebeſt du ſie beßer. Es iſt dieß keine ſchwere Sache, ſie iſt nicht etwa blos für einen Socrates, oder für einen Philoſophen, möglich. Schon iener Spartaniſche Fürſt, der nicht im Lyceo erzogen, auch nicht in der Akademie geübet, auch nicht in der Weltweißheit unterrichtet war, als der einen barbariſchen, aber überaus ſchönen, Jüngling in der beſten Blüte, gewar wurde, verliebete er ſich zwar in ihn (denn wie war es anders mög-

*) Odyß. VI, 163, 164.

möglich?) aber nicht weiter, als mit den Augen. Wegen dieſer Tapferkeit lobe ich den Ageſilaus höher, als den Leonidas wegen ſeiner Krieges-Thaten: denn die Liebe iſt ſchwerer zu bekriegen, als ein Perſiſches Heer: und die Pfeile der Liebe verwunden ärger, als die Geſchoße der Kaduſier und Meder. Daher trat zwar ein Xerxes auf den todt-liegenden Leonidas, und gieng durch die engen Päße über ihn weg: aber beym Ageſilaus drunge die Liebe nur bis in die Augen, da blieb ſie ſtehen an dieſen Thüren der Sele, und kam nicht weiter. Dieſe That war wichtiger: daher ſpreche ich ihm den beſten Kampf-Preiß zu. Den Ageſilaus, da er dieſes that, lobe ich höher, als da er den Tiſſaphernes verfolgete, oder die Thebaner beſiegete, oder wenn er die Geißel ſtandhaft aushielte: denn dieß waren Thaten, die von der Erziehung und Abrichtung des Körpers herrüreten; ienes aber ſind Wirkungen der Sele, die in der Warheit wol geübet iſt, und ihre Begierden fleißig gegeißelt hat.

Zwölfte Rede.

Noch von eben derſelben Liebe.

§. 1.

Smerdies, ein Jüngling aus einem fürſtlichen Thraciſchen Hauſe, von recht edler und ſchöner Geſtalt, wurde ein Krieges-Gefangener der Griechen; und dieſe ließen ihn einem Joniſchen Fürſten, dem Polycrates in der Inſel Samus, zum Geſchenke überbringen. Dieſem war dieſes Geſchenke angenem: Polycrates liebete den Smerdies, zu gleicher Zeit aber liebete ihn auch der Poet Anacreon. Smerdies empfieng vom Polycrates Gold und Silber, und andre ſolche Sachen, dergleichen ein ſchöner junger Menſch von einem Fürſten, der ihn lieb hat, zu empfangen pfleget: vom Anacreon aber empfieng er Lieder und Lob-Geſänge, und was ſonſt iemand von einem Poeten, der ſein Liebhaber iſt, empfangen kann. Vergleichet mann beiderſeitige Liebe, die fürſtliche und die poetiſche, gegen einander: welche von beiden erſcheinet wol göttlicher, und himmliſch, und würdig ein Kind der Venus zu heißen, und von einer

Gott-

Gottheit herzuſtammen *)? Ich halte dafür, daß eine Liebe, die mit den Muſen und Grazien in Verbindung ſtehet, und von denen unterhalten wird, einen großen Vorzug habe vor der, die mit Zwang und Furcht vermenget iſt. Dieſe leztere ſiehet einem Gefangenen oder um Lon dienenden, nicht aber einer edlen und glückſeligen, änlich: iene hingegen einer freien Perſon, und einem Griechen

§. 2.

Es dünket mir daher auch, daß in den Barbariſchen Gegenden die Liebe gar nicht recht zu Hauſe gehöre. Denn wo das Volk ſclaviſch unterworfen iſt, der Regente aber unumſchränket herrſchet: da mangelt das, was zwiſchen beiden in der Mitte ſtehen muß; nemlich das Recht, gleichfals reden zu dürfen, und eine Art von gleichem Werthe zu beſitzen, und beiderſeits von Geſetzen geleitet zu werden. Die Liebe inſonderheit haßet nichts ſo äußerſt, als den Zwang: ſie iſt was ſtolzes, ſie will ſchlechterdinges frey ſeyn, ſie iſt der Freiheit ergebener als irgend ein Spartaner. Die Liebe allein unter

 allen

*) Der Redner perſonificiret hier das Wort Liebe: und zielet auf die Fabel, da es zweierley Venus, eine himmliſche und irdiſche, giebet; und folglich auch zweierley Amor oder Liebe, als ein Kind der Venus.

allen menſchlichen Dingen, wenn ſie bey iemandem recht rein und aufrichtig ſich befindet, bewundert keinen Reichthum, ſie fürchtet keinen Fürſten, ſie erſtaunet nicht über königliche Pracht, ſie ſcheuet ſich vor keiner Richter-Verſammlung, ſie fliehet nicht vor dem Tode: kein wildes Thier iſt ihr ſchrecklich, kein Feuer, kein ſteiler ſtürzender Ort, kein Meer, kein Säbel oder Spieß, kein Strick: was andern unmöglich vorkömmet, das iſt für ſie ganz leichte, ſie kämpfet wieder das gefärlichſte ganz bereitwillig, ſie bietet allem fürchterlichen die Stirne, das beſchwerliche wird ihr völlig erträglich und annemlich: alle Ströme ſind für ſie zu durchwaten, alle Stürme ganz beqvem zum abſchiffen, alle Gebürge lauter ebene Wege: ſie iſt überall getroſt, ſie ſiehet über alles weg, ſie bezwinget alles. Da die Liebe von ſolcher Natur iſt, wie viel iſt ſie nicht werth! Ich wenigſtens denke, daß ieder, der Verſtand beſitzet, Gelübde thun muß, nie von Liebe leer zu ſeyn; da er ia, zugleich mit der Liebe, recht frey, und furchtlos, und unwankelbar, ſeyn kann.

§. 3.

Nur ich beſorge, ſie möchte nicht bey allen durchgängig von ſolcher Natur ſeyn, ſondern es möchte etwa eine garſtige Neigung, die Geſtalt

dieſer

dieſer ſchönen Sache an ſich nemen, ſie möchte ſich mit der Aenlichkeit derſelben ausſchmücken, und zwar einen gleichen äußerlichen Anſchein bekommen, der Abſicht aber und des Erfolges gänzlich verfelen. Ein Giftmiſcher ſiehet oft aus wie ein Arzt, ein falſcher tückiſcher Angeber wie ein guter Redner, und ein Windmacher wie ein Weltweiſer. Findet mann doch allenthalben ein Uebel, verwandt mit einem Guten; es hat viel änliches von dem Guten an ſich: aber in der Abſicht und im Wollen weichen beide weit von einander ab, ſo wie ein gewißenhafter Sachwalter, von einem tückiſchen falſchen Behandler einer Sache; oder im Erfolge, ſo wie ein Arzt von einem Giftmiſcher; oder in der Geſchicklichkeit, ſo wie ein wirklicher Philoſoph von einem windigen Sophiſten: das Wollen und die Geſchicklichkeit und den Erfolg, können nur wenige richtig einſehen. Wenn nun bey doppelten und zweideutigen Handlungen, das änliche, das dieſe Handlungen mit einander haben, ſtark neben dem unänlichen hervorleuchtet: ſo müßen nothwendig die, welche aus Unerkenntniß dieſe Handlungen nicht unterſcheiden können, dieſelben, in Anſehung ihrer Aenlichkeit, für Einerley halten.

§. 4

§. 4.

So muß mann von der Liebe nie urtheilen, und muß nicht meynen, als ſey ſie eine Benennung, die der Tugend und dem Laſter gemein ſeyn könne; als werde die Liebe von beiden zu ihrem Willen gezogen; ſie richte ſich alsdenn nach iedem von den beiden ein, ie nachdem ſie mit Einem vergeſellſchaftet ſey; und alsdenn werde ſie nach der Natur deßen benennet, der ſie an ſich gezogen habe. Unſre Sele hat ein doppeltes Vermögen, nach der Lere des Plato: das eine davon heißet Vernunft, das andre Leidenſchaft: es muß alſo nothwendig die Liebe, wenn ſie was böſes iſt, eine Leidenſchaft ſeyn, die gar keiner Vernunft theilhaftig iſt; iſt ſie aber was gutes, ſo muß ſie entweder ganz vernünftig, und aller Leidenſchaft frey, ſeyn; oder, iſt ſie mit Leidenſchaft vermiſchet, ſo muß ſie doch der Vernunft überall gemäß ſeyn. Iſt nun die Liebe ein Trieb der Freundſchaft, und ein natürliches Verlangen eines änlichen nach einem andern änlichen, das mit ihm gerne vereiniget ſeyn will: ſo iſt das an und für ſich eine Leidenſchaft, und nicht bloße Vernunft; es muß aber doch dieſer Leidenſchaft die Vernunft als Aufſeher und Regierer vorſtehen, damit ſie eine Tugend, nicht aber eine Seuche, ſeyn möge. Denn, ſo wie

bey

bey der Miſchung des Leibes, die Geſundheit ein Zuſammenhang iſt von feuchten und trocknen, kalten und heißen Theilen, die entweder durch die Kunſt, der Natur gemäß, mit einander vermiſchet werden, oder von der Natur, der Kunſt gemäß, mit einander verbunden ſind; nimmeſt du aber der Natur oder der Kunſt etwas von dieſen Theilen weg, ſo ſtöreſt du den Zuſammenhang, und vertreibeſt die Geſundheit: eben ſo iſt es mit der Liebe beſchaffen; ſie bleibet eine Leidenſchaft, wenn ſie gleich Vernunft bey ſich hat; nimmeſt du ihr aber die Vernunft, ſo haſt du ihren gehörigen Zuſammenhang geſtöret, und völlig eine Seuche aus ihr gemachet.

§. 5.

Es ſey alſo die Liebe ein Verlangen und ein Trieb der Sele: aber dieſes Verlangen hat einen Zaum nöthig, ſo wie der Muth des Pferdes. Ueberläßeſt du die Sele dieſem Triebe alleine, ſo läßeſt du (daß ich mich eines Homeriſchen Bildes bediene) ein wolgefüttertes Pferd durch das flache Feld in vollem Sprunge, übermüthig, nicht zu den gewönlichen Wäßerungen, auch nicht mit Regelmäßigen Bewegungen, ſondern Zügellos, und one Regierer, laufen. Gleichwie aber ein ſolches, ſich ſelbſt überlaßenes Pferd, gar kein ſchönes Schauſpiel darſtellet; alſo giebet

bet eine unordentliche Liebe keine gute Nachrichten von ihr anzuhören. Dieß iſt die Liebe, die in ſteile Tiefen ſpringet, die durch Ströme ſchwimmet, die den Degen ergreifet, die ſich aufhänget, die einer Stief-Mutter nachſtellet, oder Stief-Sönen Netze leget *); ſie achtet kein Geſetz, ſie iſt ihrer ſelbſt nicht mächtig, ſie giebet gar arge Geſchenke. Dieß iſt die Liebe, die in Trauer-Spielen ſchrecklich vorgeſtellet wird, deren die Fabeln mit Abſcheu gedenken; voll Plagen von den Furien, voll Thränen; ſie heulet und ſeufzet; ihre Beglückung iſt wenig, ſie wird aber durch ein ſo kurzes Glück über alle Gebür freudig und ermuntert, ſie wendet ſich zu mannigfaltigen und plötzlich abwechſelnden Veränderungen, ſie iſt alleine auf Beluſtigung des Fleiſches erpicht, ſie will in ihrer Erhitzung nur ihren Leib mit einem andern vermiſchen, und ihre Umarmungen ſind nicht anſtändig, nicht gewönlich, nicht einer waren Liebe gemäß. Der unächte Name einer Schönheit ziehet ſie an ſich, und machet ſie unſinnig; denn von der waren Schönheit hat ſie keinen richtigen Begriff.

§. 6.

*) Verzweifelte Liebhaber tödten ſich bisweilen durch ſtürzen, durch erſtechen, u. ſ. f. erhitzete Liebhaber ſchwimmen durch groſſe Gewäſſer, wie ein Leander: Stief-Mütter verlieben ſich in ihre erwachſene Stief-Söne, oder dieſe in ihre junge und ſchöne Stief-Mütter, u. d. g. davon die alte, Fabel- ſo wol als ware Geſchichte, voll ſind.

§. 6.

Die Liebe aber, die dieſer iezt beſchriebenen entgegen ſtehet, findet ſich, auf eine rechtmäßige Art, aus einem eingepflanzeten Triebe, allein bey dem, der ſeines gleichen zu erzeugen willens iſt, und der da weiß, daß das weibliche Geſchlechte darzu von der Natur beſtimmet worden. Dieſe Liebe iſt die Verordnung der Hochzeit- und Fortpflanzungs- und Geburts-Götter, und die über alle lebende Geſchöpfe ſich erſtrecket. Einige derſelben begatten ſich von ſelbſt, aus einem Antriebe ihrer eigenen Liebe, wenn ſie zeitig ſind ihr Geſchlechte zu vermeren; andern kömmt die Sorge der Hirten zu Hülfe, wie es bey den Schafen, Ziegen, Rindern, Pferden, zu geſchehen pfleget, wenn der Herr derſelben, iedes zu ſeines gleichen, der Zuzucht wegen, bringet, und ſie nachher wieder, aus Furcht vor Uebermaße, von einander abſondert. Der Schäfer ſtallet alte, und mittlere, und Lämmer iedes beſonders *). Hingegen die Vorſteherinn und Pflegerinn der Menſchen-Heerden, die königliche Hirten-Kunſt, kann kein ander Mittel ausfindig machen wieder den Uebermuth und Muthwillen, als wenn der Menſch freiwillig der Vernunft Raum giebet,

und

*) Odyſſ. IX, 221.

und ſeine Sele der Hütung und Weide der Schamhaftigkeit und der Mäßigung übergiebet. Denn ſo wie immer ein Thier ein andres Schutz-Mittel von der Natur zu Erhaltung ſeines Lebens empfangen hat, der Löwe ſeine Stärke, der Hirſch ſeinen Lauf, die Hunde ihr iagen; die Waßer-Thiere das ſchwimmen, die in der Luft das fliegen, die kriechenden Geſchöpfe ihre Löcher in der Erde: alſo den Menſchen, die in allen andern Stücken von den Thieren übertroffen werden, die an Stärke die ſchwächeſten, im laufen die ſchwerfälligſten, zum fliegen ganz ungeſchickt, im ſchwimmen ziemlich unvermögend, zum Hölen-graben gar nicht erſchaffen, ſind; hat Gott die Vernunft mitgetheilet, die wenigſtens eben ſo viel gilt, als die Vortheile aller Thiere insgeſammt. Dieſer hat er den Trieb zur Liebe unterworfen, wie ein Pferd dem Zaume, wie einem Bogenſchützen den Bogen, wie dem Steuer-Ruder das Schiff, wie dem Meiſter ſein Werkzeug. Die Vernunft, nicht vergeſellſchaftet mit Liebe, iſt ſtumpf und unthätig: die Liebe, die der Vernunft nicht folget, iſt unſinnig. Dieſe Folgſamkeit vereiniget Liebe und Vernunft miteinander, in ihrer Neigung zu dem waren ſchönen; und durch dieſelbe werden ſie glänzend in ihrer Beſtrebung nach demſelben.

Wer

Wer da aber glaubet, das ſchöne ſey alleine in die Beſchaffenheit des Fleiſches eingeſenket; der verwechſelt Schönheit und Wolluſt, und von dieſer wird er betrogen: denn die Wolluſt hat ein großes Vermögen zu überreden; und ſie iſt voll von Schmeicheley.

§. 7.

Eben dieſe Wolluſt hat auch den Trojaniſchen Jüngling, der ſo lange dem Hirten-Leben nachgegangen war, und auf dem Ida-Gebirge ſich aufgehalten hatte, dem ſeine Vergnügungen zu Hauſe zu ſchlecht dünketen, von dem Gebirge herab anns Meer gebracht, ſie hat ihn in ein Schiff geſetzet, und nach Peloponnes übergeführet, als einen räuberiſchen Liebhaber. Denn freilich, in Aſien war nirgend eine andre ſchöne Perſon zu finden, keine Trojaniſche, keine Dardaniſche, keine Helleſpontiſche, keine Lydiſche, keine die mit dem Liebhaber Eine Sprache redete, und die mit ihm in Einerley Sitten und Gewonheiten erzogen war: ſondern es muſte dieſer Trunkene übers Meer nach Europa und nach Sparta gehen, er muſte aus einem Traume verliebt werden, er beleidigte einen Mann der ihn freundlich aufgenommen hatte, er ſtörete deßen Ruhe, und trennete einen Griechiſchen Ehe-Bund. O der ausſchweifenden Liebe,

O der ungerechten Träume, der argen Augen, der Wolluſt die ſo viele Unluſt nach ſich ziehet! Alſo auch ienen großen Xerxes, der bey Salamin und Platäa den Griechen Schlachten geliefert hatte, der ſo viele ſchöne Leiber mit den Augen ausſuchen, und zu ſeinem Befele haben, konnte; den machete keine lang-gewachſene Indiſche iunge Frauens-Perſon, keine Mediſche mit ihrem erhabenen Haupt-Schmucke, keine Mardiſche mit ihrer ſchönen Haar-Binde, keine gerüſtete Karierin, keine ſingende Lydierin, kein Joniſches oder Hellespontiſches Mägdchen, verliebt; ſondern er gieng zur Ameſtris, der Gemalin ſeines eigenen Sones. O der allerärgeſten Begierde! die das eßbare ſtehen läßet, und nach bitterm und uneßbarem greifet! Und die, mit Mißbrauch ihrer Macht, den Namen der Liebe aufs äußerſte beſchimpfet! Denn wenn mann der Sele die richtige Erkenntniß nimmet, ihr aber Macht darreichet, ſo giebet mann den Sünden allen Zugang und alle Freiheit und einen ungehinderten Lauf. Benimm dem Trojaniſchen Alexander die Priamiſche Macht, und die Zuverſicht die er darauf ſetzen kann; ſo bleibet er ein Hirte, und ihm träumet von keiner Helena. Nimm dem Xerxes ſeinen hohen Vorzug; wird alsdenn nicht die Ameſtris gar nicht

ſchön,

ſchön, und eine ganz gemeine Perſon, in ſeinen Augen ſeyn?

§. 8.

Ein erhabener Stand iſt ungezogen und ungezämet, wenn ihm die vernünftige Einſicht mangelt, und die Augen nach ſchönen Lecker-Bißen ſehen. Läßet mann ſolchen Augen die Freiheit nicht, ſo wird weder ein Kritobulus beym Euthydemus, noch beym Autolycus ein Kallias, noch beym Agathon ein Pauſanias, noch ſonſt iemand bey einem andern, ſeinen Begierden ein Genügen thun wollen. Daher gefället mir die Kretenſiſche Weiſe überaus wol, die Eleiſche aber mißfället mir. Die Kretenſiſche gefället mir wegen ihres Zwanges, die Eleiſche mißfället mir wegen ihrer Freiheit. Einem Kretenſiſchen Jünglinge wird es für einen Schimpf geachtet, wenn er keine Liebſte hat, hingegen wird es ihm zur Schande gerechnet, wenn er ſich auf einige Weiſe an Knaben hänget. Wie ſchön iſt dieſe Sitte, mit Zucht und Liebe vermenget! Von der Eleiſchen Weiſe will ich nicht reden; aber von der Laconiſchen will ich reden. Ein Spartaniſcher Mann liebet einen Laconiſchen Jüngling, aber nicht anders als wie mann ein ſchönes Bild liebet: viele lieben auf ſolche Weiſe Einen, und Einer viele.

Die laſterhafte Wolluſt theilet ihr gutes nicht leicht mit einem andern: aber die Liebe der Augen iſt alleine gemeinſchäftlich, und erſtrecket ſich über alles was einer Liebe fähig iſt. Was kann ſchöners gedacht werden als die Sonne? was bietet ſich allen ſeinen Liebhabern bereitwilger dar? Und dennoch lieben iedermannes Augen dieſe Sonne.

§. 9.

Zu Locri in Italien lebete ein ſchöner Jüngling, und das Geſetz daſelbſt war gleichfals ſchön: es gab aber auch böſe Liebhaber, die ſich durch die Schönheit des Menſchen gezwungen fanden, ihn zu lieben; die aber vom Geſetz abgehalten wurden, übel zu lieben. Da ſie von ihrer Leidenſchaft ſich zu böſem Vorhaben treiben ließen, ſo blieb dennoch das Or des Jünglinges vor ihnen verſchleßen; denn er lebete nach dem guten Geſetze. Die unglücklichen erhingen ſich darüber, einer nach dem andern: und ſie waren auch eines ſolchen Todes würdig: denn wozu ſoll ein Menſch leben, der nicht einmal ſeiner Augen mächtig iſt? Wer ein künſtlich Bild ſiehet, und deßen Schönheit lobet, der darf ſich deßhalb nicht aufhängen: eben ſo auch ein Ritters-Mann, der ein Pferd ſiehet, deßen Schönheit ihm gefället, das er aber anzuſchaffen nicht vermögend iſt;

der

der darf ſich deßhalb nicht aufhängen. Ein Gärtner, der bey ſeinem Nachbar ein ſchönes Gewächſe ſiehet, begnüget ſich mit dem Anſchauen deßelben; ein Jäger, der bey iemanden einen ſchönen Jagd-Hund ſiehet, begnüget ſich mit dem Anſchauen deßelben: und keiner von dieſen begeret ſich ſelbſt zu entleiben, weil er, zum Beſitze dieſer Dinge zu gelangen, keine Möglichkeit findet. Ein Geiziger iſt in das Gold viel heftiger verliebet, als irgend ein Liebhaber in eine Perſon: und doch tödtet ſich keiner deßhalb, weil er eines Stücke Goldes nicht theilhaftig werden kann. Hieng ſich doch auch iener Perſiſche König nicht auf, als er das geſuchete Gold nicht antraf; ob er gleich unerſättlicher von Golde, und eifriger auf daßelbe, war, als irgend ein Geld-Jude. Er beherrſchete ſo viele Länder, er wälzete ſich in ſo vielen Lüſten, die des allerungezogenſten Fürſten Begierden hätten erfüllen können: gleichwol faßete er einen Vorſatz wieder das Grab eines Todten. Er hatte gehöret, es ſey mit dem Todten viel Gold beerdiget worden: dieſe Sage zog ſeine Aufmerkſamkeit auf ſich: der große König, mit ſeinem erhabenen Bunde auf dem Haupte, eröfnete das Grab wieder alle gute Sitten: er fand aber kein Gold in demſelben, wol aber eine Aufſchrift,

in welcher der Todte zu ihm ſagete: o du allerunerſättlichſter unter allen Sterblichen! haſt du die Unverſchämtheit gehabt, aus Gold-Begierde, dich an einem Todten zu vergreifen? Eben ſo möchte ein vernünftiger Grieche zu einem ſeiner Landes-Leute, der von unreiner Begierde angetrieben wird, eine wolgeſtalte Perſon zu mißbrauchen, wenn der Ruf von einer Schönheit, die einem ſolchen Leibe einverleibet iſt, ihn an ſich ziehet; mit vollem Rechte ſagen: o du allerunvernünftigſter unter allen Menſchen, du gräbeſt einen Todten auf! du würdeſt dich gewiß ſonſt nicht an einem männlichen Leibe vergreifen, an dem ſich keine Mannes-Perſon vergreifen muß! Dieſe Vermiſchung iſt ungerecht, ſie iſt unfruchtbar: du ſäeſt auf Felſen, du pflügeſt den Sand: wende deine Luſt zur Natur, richte deine Augen auf den guten Acker-Bau, ergötze dich mit fruchtbaren Vergnügungen; damit nicht dein Geſchlechte, wenn es keine Nachkommen erzielet, endlich untergehe *).

*) Die lezten Worte ſind ein Vers aus dem Homer, mit einer kleinen Veränderung: Ilias XX, 303.

Dreyzehende

Drey zehende Rede.

Noch ferner von der Liebe.

§. 1.

Der Dichter von Himera *) ſaget an einer gewißen Stelle in ſeinen Liedern: meine vorige Sage war falſch; und wiederrief dadurch einen vorhergegangenen Geſang, in welchem er keine warhafte Reden von der Helena gefüret habe. Er wiederleget alſo das vorige Tadeln derſelben, durch Lobes-Erhebungen. Mir dünket, auch ich müße, nach Art deßelben Dichters, einige meiner vorigen Worte von der Liebe, zurücke nemen: denn dieſe iſt auch eine Gottheit, und nicht weniger als die Helena mächtig, denen, die ſich an ihr verſündigen, eine Strafe aufzulegen. Wie iſt denn nun die Verſündigung beſchaffen, von der ich ſage, daß ich ſie allerdings wieder gut machen müße? Gewiß, ſie iſt ſchwer und groß, und es gehöret

 ein

*) Steſichorus hatte ein Gedichte wieder die Helena, lange nach ihrem Tode, gemachet; darüber wurde er blind: als er aber dagegen ein Lob-Lied auf ſie machete; bekam er ſein Geſichte wieder. Himera war eine Stadt in Sicilien.

ein ſtarker und heiliger Dichter dazu, wenn mann dieſe Gottheit verſöhnen will, die ſich durch keine andre Geſchenke beſtechen läßet, wenn mann ihr auch ſieben dreifüßige köſtliche Geſchirre, und zehen Talente Goldes, und Lesbiſche Frauens-Perſonen, und Troiſche Pferde *), geben wolte: ſondern blos, wenn mann durch gute Worte die vorigen argen Worte, und durch Warheit die vorige Unwarheit, auslöſchet.

§. 2.

Dergleichen Strafe muſte auch, wie mann erzelet, iener Dichter, Anacreon, der Liebe geben. Bey einem öffentlichen Feſte der Ionier, trug eine Amme ein kleines Kind über den Markt. Anacreon, der, betrunken und bekränzet, eben des Weges gieng, ſtieß, indem er im taumeln unverſehens ſtrauchelte, die Amme mit dem Kinde um, und ließ dabey auch einige Schelt-Worte wieder das Kind hören: die Frau aber äußerte ihren Unwillen weiter in nichts wieder den Anacreon, als daß ſie wünſchete, es möge doch der Tag kommen, da dieſer muthwillige Mann dieſes Kind eben ſo viel, und noch reichlicher, loben müße, als er es ietzo geſchmähet habe. Dieſer Wunſch wurde von der Gottheit erhöret,

*) Ilias IX, 122 : 129.

erhöret. Das Kind wuchs auf, es wurde der ſchönſte Jüngling, Kleobulus, aus demſelben; und an ſtatt einiger wenigen Schelt-Worte, legete nachher Anacreon dieſem Kleobulus deſto reichlichere Lobes-Erhebungen, zur Erſtattung des vorigen, bey.

§. 3.

Was hindert alſo auch mich heute, mir ſelbſt zu wiederſprechen, und, nach dem Exempel eines Anacreon, der Liebe freywillig eine Erſtattung für meine unrechtfertige Zunge zu geben? Denn wie wolte das nicht ein Vergehen ſeyn, wenn mann ſaget, die Liebe entzünde iemanden zum Ehebruch, wie den Paris, oder zur Blutſchande, wie den Xerxes, oder zur Geilheit, wie den Kritobulus; und ſolchergeſtalt etwas ſo ungöttliches einer Gottheit zuſchreibet? Laßet uns das auf dieſe Weiſe zeigen. Die Liebe, gehet die auf was anders, als auf was Schönes? Nein, denn ſonſt iſt es nicht Liebe, wenn ſie nicht was Schönes zum Gegenſtande hat. Wenn wir nun aber ſprechen, Darius habe eine Geld-Liebe, Xerxes liebe den Beſitz von Griechenland, Klearchus liebe den Krieg, Ageſilaus die Ehre, Kritias eine tyranniſche Herrſchaft, Alcibiades Sicilien, Gylippus das Gold: ſehen wir denn da was offenbar Schönes, daß wir die Nei-

gung zu demſelben eine Liebe nennen, und ſprechen, ieder von den ieztgenenneten liebe, dieſer dieß, der andre das? Keines weges: wir müſten uns ia an aller Warheit verſündigen, wenn wir die häßlichſten Dinge in der Welt, mit einem nicht für ſie gehörenden Namen ſchmücken wolten. Denn wie kann was Schönes ſeyn, am Reichthum, dieſem allerzaghafteſten Dinge; oder am Kriege, dieſem allerungewißeſten Dinge; oder an tyranniſcher Herrſchaft, dieſem allergrauſamſten Dinge; oder am Golde, dieſem allerhochmüthigſten Dinge? Sageſt du mir aber was von Sicilien, oder von Griechenland; ſo ſageſt du mir von einer Hofnung einer zu genießenden Luſt, nicht aber von was Schönem; eben ſo wenig, als wenn du mir von Aegypten ſageteſt, das die großen Pyramiden, und den reichen Strom, aufweiſen kann; oder von der Stadt Babylon, die ſo gute und feſte Mauren hat; oder von Medien, wo ſo gute Reit-Pferde ſind; oder von dem Phrygiſchen Lande, das ſo gute Vieh-Weide hat; oder von Sardes, wo ſo vieles Gold aufbewaret wird. Jedes dieſer Dinge iſt eben ſo wenig was Schönes, als es was ergötzendes iſt: iedoch noch eher was ergötzendes für den, der vermögend iſt, ſich eine Vergnügung daraus zu verſchaffen, als was Schönes

für

für den, dem ſie zu nichts nützen. Nichts kann Schöne und Gut heißen, was Schaden bringen kann, oder was auf Irr = Wege und Bosheit verleitet, oder zur Unglückſeligkeit füret, oder in Unglück ſtürzet, oder Reue gebieret. Dieß iſt der Erſte Punct.

§. 4.

Ferner, wir ſageten, Liebe des Schönen ſey eine Liebe: wer aber was anders liebet als das Schöne, der liebet eine Wolluſt. Laßet uns doch, wenn es dir beliebet, die Benennung ändern; und laßet uns ſprechen, es begere ein ſolcher, nicht aber er liebe; damit wir nicht, durch das unrechte Wort, unvermerkt die Sachen mit einander verwechſeln, und nicht blos die Benennung. Es bleibe alſo der Name Liebe alleine für das Schöne, hingegen der Name Begierde alleine für die Wolluſt. Wie aber? Wer das Schöne liebet, begeret er es denn nicht auch? Allerdings: denn die Liebe kann ja wol nichts anders ſeyn, als ein Verlangen. Ich bitte aber alle, die ſich auf die Wal der Benennungen gut verſtehen, um Erlaubniß, wenn ich Einerley Sache bald ein Verlangen, bald eine Begierde, nenne. Denn ich folge, ſo wie in andern Dingen, alſo auch in dieſer Freiheit der Benennungen, dem Plato. Es ſey alſo, wenn

wenn ſie es vergönnen, die Liebe ein Verlangen, nicht aber eine Begierde. Und dieſe beide Worte wollen wir ſo unterſcheiden: wenn unſre Sele zu einem erſcheinenden Schönen und Guten ſich neiget, ſo ſoll das Liebe, nicht aber Begierde, heißen; erſcheinet aber daßelbe nicht als was ſchönes und gutes, ſo laßet es uns Begierde, nicht aber Liebe, nennen. Wie aber, wenn ein unmäßiger Sophiſte einen Zuſatz zu derſelben Erſcheinung machet, und ſpricht, das angeneme erſcheine ihm als was ſchönes und gutes; ſollen wir dem auch das lieben zugeſtehen? Und hinwiederum, wenn iemand die warhaften Liebhaber, die alleine dem Schönen und Guten nachgehen, anſchauet, und, bey dem Verlangen nach dem Schönen und Guten, auch das Angeneme gewar wird, ſo wie daßelbe wirklich damit verknüpfet iſt; und ſpricht, daß auch dieſe begeren, nicht aber lieben: wie wollen wir das gehörig von einander unterſcheiden? Denn wenn angeneme und vergnügende Dinge als ſchön und gut erſcheinen; das Schöne und Gute aber mit Vergnügung vermiſchet iſt: ſo ſind wir in Gefar, daß die Begierde mit der Liebe vermiſchet wird. Wird es nicht vielleicht das Beſte ſeyn, wenn wir bey dem Schönen und Guten das erſcheinen weglaßen, damit ſich nicht unvermerkt die Luſt

unter

unter der Geſtalt deßelben verſtecke: bey der Luſt hingegen das erſcheinen beybehalten? Denn das Schöne und Gute, das was Ehrwürdiges iſt, muß ſeiner Natur nach wirklich ſchöne seyn, damit es liebenswürdig ſey: für die Luſt aber iſt das ſcheinen genug, wenn ſie gleich nicht wirklich das iſt was ſie ſcheinet. Denn ſie hat ihr Weſen blos in der Freude deßen, der ſie genießet, nicht aber in ſich ſelbſt: und daher iſt es genug für ſie, wenn nur der Schein und die Meynung von ihr vorhanden iſt.

§. 5.

Ich merke wol, daß ich dieſe Sache ziemlich kurz und trocken vorgetragen habe, und daß ſie eines Gleichnißes und Exempels bedarf. Ich meyne es alſo ſo. Ein lebender Körper kann unmöglich genäret werden, wenn ihm nicht Speiſe dargeboten wird, die er mit den Zänen zerkauet, die er in ſich ſchlucket, und die inwendig vertheilet wird, daß dadurch ſein Abgang immer wieder erſetzet werde. Es reicheten aber ehemals, ſpricht die gemeine Sage, zur Zeit des Saturnus, die Buchen und die wilden Birn-Bäume den Menſchen ihre Narung dar: und daher entſtund die Fabel, als habe die Erde ihre Früchte von ſelbſt hervorgebracht; weil nemlich damals die Menſchen keinen Ackerbau trieben, ſondern ſich mit

Früchten,

Früchten, die von ſelbſten wachſen, näreten. Stelleſt du nun, an deren ſtatt, Köche, und ſüße Bißen, und mancherley Gerichte, für einen dieſes, für den andern ienes; Sicilianiſche vermiſchete und gewürzete Speiſen, Sybaritiſche Leckerbißen, und Perſiſche Schwelgereyen; ſo wirſt du dieſes alles mit dem Namen, Wolluſt, benennen: der allgemeine Name heißet, Speiſe; der beſondre für iedes dieſer Dinge heißet, Wolluſt oder Gut-ſchmecken: in Anſehung der Natur iſt närende Speiſe, in Anſehung der Kunſt iſt wolſchmeckende Speiſe. Verſetzeſt du die Tiſche, und bringeſt den Sicilianiſchen für die Perſer, und den Perſiſchen für die Sicilianer; ſo giebeſt du zwar beiden auf beiderley Weiſe eine närende Speiſe, aber der Unterſchied des Geſchmackes machet aus Ungewonheit, daß das Vergnügen ſich in Mißvergnügen verwandelt. Narung iſt es, in Anſehung des Weſens der Speiſe die nären kann: Luſt aber entſtehet aus der Empfindung deßen, der gewönet iſt, ſo und nicht anders beluſtiget zu werden.

§. 6.

Die Gewonheiten aber ſind gar verſchiedentlich. Die Griechen, die Perſer, die Lydier, die Phönicianer, und was ſonſt noch für ſolche Völker, ſind, pflanzen Weinſtöcke, bearbeiten ſie,

leſen

leſen die Trauben, machen den Wein zu rechte, und bereiten ſich einen Trunk, der zur Nothdurft nicht nothwendig, zum Vergnügen aber der allervortreflichſte iſt. In den Scythiſchen Landen leben viele von Milch, die ihnen an ſtatt des Weines dienet: einigen verhelfen die Bienen, die in Felſen und hole Bäume ihren Honig eintragen, zu einem ſüßen Getränke: es giebt aber auch einige, die das, was die Nymphen ihnen zuführen, nicht verfälſchen, ſondern ſich des natürlichen Waßers alleine bedienen. Ein gewißes Volk im Scythiſchen, wenn ich mich recht erinnere, trinket zwar auch nichts als Waßer, aber wenn ſie die Luſt haben wollen, betrunken zu ſeyn, ſo tragen ſie einen großen Haufen wolriechender Kräuter zuſammen, und zünden den ann: um dieſen rauchenden Haufen ſetzen ſie ſich rings herum, wie andre um eine große Wein-Flaſche; ſie ziehen den Geruch mit Vergnügen in ſich, an ſtatt daß andre das Getränke in ſich gießen; ſie werden davon trunken, ſie ſpringen auf, ſingen und tanzen.

§. 7.

Was will ich mit dieſer langen Erzelung ſagen? ich will euch dadurch den Unterſchied zwiſchen dem Schönen und Guten, und zwiſchen Luſt und Vergnügen, begreiflicher machen.

Denn

Denn ſetze nun, an die Stelle der nothwendigen und von ſelbſt ſich darreichenden Speiſen und Getränke, das Schöne und Gute an ſich, welches Gut ſeyn, nicht aber nur ſo ſcheinen, muß: und an die Stelle des mannigfaltigen und durch die Kunſt bereiteten, von dem den Einen dieſes, den Andern ienes, ergötzet, die Luſt, die nur in einer Meynung, und in einem Scheine, beſtehen darf. Bey ſo bewandten Sachen, iſt die Liebe nichts anders als Vernunft, und Tugend, und Geſchicklichkeit: Vernunft in Anſehung der Warheit, Tugend in Anſehung ihrer Richtung, Geſchicklichkeit in Anſehung deßen, daß ſie das Schöne und Gute nie verſelet. Hingegen Begierde gehöret für die Luſt; ſie wird eben ſo wenig, wie dieſe, durch die Vernunſt geleitet. Da nun das Schöne und Gute wirklich gut ſeyn muß, damit es Liebe erwecke: wie ſoll ich nun ſeine Beſchaffenheit näher beſchreiben, oder wie erwecket es Liebe? Soll ich dir das nach der Socratiſchen Meynung vortragen? Er vermuthet ſo: Das Schöne und Gute an ſich, läßet ſich mit Worten nicht ausſprechen, noch weniger mit unſern Augen ſehen; aber unſre Sele hat es einsmals ſchon geſehen, und nun hat ſie davon noch, wie in einem Traum, ein Andenken; recht deutlich kann ſie es in ihrem ietzigen

gen Zuſtande nicht erblicken, indem ſie, dem Orte und den Umſtänden nach, zu weit von ihm entfernet iſt; ſie iſt, von ienem Anſchauen weg, in die Fremde verwieſen, auf dieſe Erde, alwo ſie mit vielem und mannigfaltigen Schlamme umgeben iſt, der ſie beunruhiget; ſie iſt an eine undeutliche und verwirrete Lebens-Art gebunden, voll Trübniß und Vergehungen. Das Schöne und Gute hat indeßen von dort ſeinen Anfang, und erſtrecket ſich von da bis hieher herab; ie näher es an uns kömmet, ie dunkeler wird es, und verlieret immer was von ſeiner urſprünglichen Klarheit.

§. 8.

So wie die größeſten und edelſten Ströme, die ins Meer fallen, bey ihrem anfangenden Ausfluße, ihr Waßer, unvermiſchet mit dem bittern und ſalzigen, eine Weile behalten, und den aus der See ankommenden Schiffen es unverfälſchet zum Trunke darreichen; wenn ſie aber weiter vorwärts fließen, und in das offenbare Meer kommen, und ihr Waßer den Winden, den Wellen, der Fluth und Ebbe überliefert haben, ſo verlieren ſie ihre vorige Natur durch die Vermiſchung: eben alſo auch, das nicht auszuſprechende und ewige Schöne und Gute, gehet zu erſt in den Himmel, und in die daſelbſtigen

Körper; und indem es dahinein fließet, bleibet es lauter, und unvermiſchet, und unvermindert: ſo bald es aber aus dem Himmel weiter, bis an die hieſigen Orte, gehet, wird es geſchwächet und verdunkelt. Ein gemeiner Schiffer kann ſchwerlich den Zufluß deßelben erkennen und unterſcheiden, wenn er es ganz dunkel über die Erde ſich ausbreiten, und mit fremden Umſtänden vermiſchet, ſiehet: wer aber dieſes Stromes gewonet iſt, und ſeine eigentliche Beſchaffenheit annoch im Andenken hat; wenn der etwas von demſelben antrift, und es erkennet, ſo wie Ulyß den aufſteigenden Rauch von ſeinem Vaterlande, ſo hüpfet er, und wird entbrannt, und erfreuet ſich, und liebet es. Von dieſer Schönheit mag wol ein Theil einem recht lautern Strome, und einer friſchen Pflanze, und einem edlen Pferde mitgetheilet ſeyn; aber nur ein gar ſchwacher und dunkeler Theil: wandelt aber ia etwas von ihr ein wenig deutlicher auf Erden umher, ſo findet es ſich ſonſt nirgend, als bey dem Menſchen, dieſem ſchönſten und verſtändigſten unter allen Körpern auf Erden, und dem eine Sele zugetheilet iſt, die mit dem Selbſtändigen Schönen in einer Verwandſchaft ſtehet. Wer daher Vernunft hat, und ſiehet ein Bild; der lobet zwar die Kunſt, er liebet das

Bild nicht; und wenn er eine Pflanze oder Baum ſiehet, ſo lobet er zwar die darauf wachſende Frucht, aber er liebet den Baum nicht; und einen Strom lobet er wegen ſeines ſanften Laufes, aber er liebet den Strom nicht: wenn er aber bey einem Menſchen die lebende, mit Verſtand und Vernunft ausgerüſtete, und zur Tugend aufgelegte, Schönheit ſiehet; ſo erinnert er ſich, und wird verliebt, dem Anſcheine nach in das äuſſere das er ſiehet, in der That aber liebet er die warhaftere Schönheit. Dieſerhalb ſahe ſich Socrates nach ſchönen Perſonen um, er wurde ſie bald, und wurde ſie alle, gewar; ihm blieb keine Schönheit verborgen, die in der Ringe-Schule ſich entkleidete, oder in der Akademie umher wandelte, oder bey Gaſtmalen ſich was zu Gute that: ſondern, wie ein munterer Jäger, ſuchete er ſchöne Menſchen auf, und erinnerte ſich bey denſelben immer wieder an die warhafte Schönheit.

Vierzehende Rede.

Aus wiedrigen Glücks-Umſtänden läßet ſich vieler Nutzen ziehen.

§. 1.

Es iſt ia ein Elend, daß die Gottheit zwar, dem Menſchen zum Vortheile, das Gute vom Uebel genau abgeſondert, und verordnet hat, daß keines von beiden ſich mit dem andern vermengen, ſondern ihr Weſen eben ſo verſchieden ſeyn ſolle, als das Weſen des Tages von der Nacht, und des Lichtes von der Finſterniß, und des Waßers vom Feuer (denn wolte mann Eines von dieſen zu ſeinem Gegentheile bringen, und ihre Verſchiedenheit in ein gemeinſchaftliches Weſen vermiſchen; ſo würde mann die Eigenſchaft aller beiden vernichten) daß aber die Menſchen ſelber, die doch nach einem glückſeligen Leben trachten, allerley wiedriges zu demſelben hinzuſetzen. Wenn die Gottheit ihnen verliehe, an einem immerwärenden Tage, in beſtändigem hellen Lichte, zu leben; ſo daß ſie keines Schlafes nöthig hätten, und keiner nächtlichen Ausruhung bedürften: ſo würden ſie alsdenn

denn über die Sonne unwillig werden, daß ſie ihnen nie aus dem Geſichte käme, und nicht dem abwechſelnden Schatten der Finſterniß Raum gäbe. Laß uns hier ein wenig ſtille halten, damit wir nicht mit unſrer Antwort in Verwirrung gerathen. Wenn ein menſchliches Auge ein immerdaurendes Licht aushalten könnte, und wenn es möglich wäre, die Sonne auf ihrer Stelle ſtehend zu machen, daß ſie nicht rund um die Erde gienge, ſondern beſtändig über unſerm Geſichts-Kreiſe bliebe, wie ein angezündetes Feuer auf einem hohen Berge; und ihren Schein uns genießen ließe: wenn, ſage ich, dieſes möglich wäre, daß die Sonne ſtill ſtünde, und unſre Augen es aushalten könnten, ſie immer zu ſehen: wer wolte doch ſo unvernünftig, und unſinnig, und unglückſelig im wünſchen, ſeyn, daß er eine Nacht, und eine Finſterniß, und einen Mangel des Gebrauches ſeiner Augen, und ein dem Tode ganz änliches liegen ſeines Leibes, begeren ſolte? Daferne aber entweder unſre Augen leichter die Schlafloſigkeit ausſtehen könnten, als daß die Sonne ſtehen bliebe; oder die Sonne eher ſtehen bleiben könnte, als daß unſre Augen die Schlafloſigkeit aushielten: ſo wäre die Liebe zum Lichte keine Sache, die mann ſich erwunſchen könnte;

ſondern wir wären gezwungen, mit der Nacht eine Freundſchaft zu unterhalten.

§. 4.

Eben auf ſolche Weiſe verhält es ſich mit der Liebe zum Guten. Die Sele ſenet ſich nach demſelben: und wie wäre es auch anders möglich? Sie hat einen Abſcheu vor dem Uebel: und wie wäre das auch anders möglich? Aber es iſt ihr nicht verliehen, weder das, wornach ſie ſich ſenet, recht reine zu erlangen; noch in das, was ſie verabſcheuet, nicht nothwendig zu verfallen. Ich rede ietzo nicht von einer boshaften Sele: denn die iſt durch und durch böſe, ſie hat keinen Antheil am Guten, ſie iſt in ihren Hofnungen betrogen, ſie ſtehet bey gutem Glücke in der größeſten Gefar zu fallen: ſondern ich rede von einer ziemlich guten, und einer geſunden Geſinnung theilhaftigen, Sele. Laßet uns zuſehen, ob wir auch von dieſer, die ſich an die Tugend zu halten ſuchet, ſagen dürfen, daß ſie eines geruhigen Lebens = Laufes, und einer blühenden Glückſeligkeit im äußerlichen, immer genießen könne: oder ob dieß der menſchlichen Natur gänzlich verſaget ſey. Denn es lieget vielerley im Wege, ſo wie einem leicht = laufenden Manne Graben, und ſteile Anhöhen, und tiefe Löcher, und andre Abſchnitte, aufſtoßen, bey welchen ein

ein unkundiger des Weges, oder der bald matt wird im Laufe, oder der zu ſchwach iſt worüber zu ſpringen, oder der leicht fället wenn er über was weg laufen will, bald gehemmet wird, oder irret, oder zaghaft wird: hingegen ein muthiger, imm laufen geübeter, des Weges kundiger, Mann, läufet wegen ſeiner Stärke ſchnell, wegen ſeiner Kenntniß richtig, wegen ſeiner Geſchicklichkeit ſicher vor fallen; er weiß es, wo der Weg eben und frey, und wo er mit Graben durchſchnitten iſt, wo er nothwendig drüber muß, ſo ungerne er auch ſolche Schwierigkeiten in ſeinem Laufe ſiehet.

§. 3.

Dieſe Beſchaffenheit des Lebens hat Homer in einem Bilde vorgeſtellet. Es liegen zwey Fäßer im Vor-Sale des Jupiters *), ſpricht er: das Eine iſt voll Uebel, darunter nichts Gutes gemiſchet iſt; in dem Zweiten iſt Gutes und Uebels durcheinander: ein Drittes Faß, in welchem lauter unvermiſchetes Gutes wäre, iſt nirgend in dem Vor-Sale des Jupiters zu finden.

*) Ilias XXIV, 527. Der Poet hat zwey Fäßer, in dem einen lauter Uebel, in dem andern lauter Gutes: und nun theilet Jupiter aus dieſen Fäßern nach Gutbefinden aus. Maximus aber ſtellet es ſich anders vor.

den. Und da theilet denn Jupiter, nach dem Homeriſchen Geſange, dem menſchlichen Geſchlechte aus, und ſchöpfet aus dieſen Fäßern; aus dem Einen einen ſtarken und gewaltſamen Guß von immer zufließenden Uebeln, voll Zank und Furien, und Erſchröcken und Furcht, und tauſend andern beſchwerlichen und lautern Uebel: aus dem Andern theilet er aus, wie wenigſtens Homer ſagen will, einen gemiſcheten Guß von gutem und Uebeln. Ich aber erblicke gar wol die Miſchung, und gebe der Vorſtellung Beifall: ich will aber doch mit etwas gelindern Worten dieſelbe Austheilung des Jupiters, die mir die Beßere zu ſeyn dünket, ausdrücken; und zwar folgender Geſtalt.

§. 4.

Tugendhaftigkeit und Untugendhaftigkeit, edle und unedle Beſchaffenheit, der Sele, ſind die doppelten Quellen für die Fäßer des Jupiters. Die Eine, die Untugendhaftigkeit und unedle Beſchaffenheit, giebet einen reißenden und heftig-ſtoßenden Ausfluß, der das Leben verſpület und verſchlämmet, ſo wie wenn ein Regen-Bach ſich über Saaten und bepflanzete Gärten ſtürzet, der den Land-Arbeitern, den Hirten, den Reiſenden, verdrießlich iſt; der die Fruchtbarkeit hindert, nichts wachſen läßet, kei-

nen

nen Nutzen ſtiftet, und allerley Gefar veranlaſſet. Hingegen, wo die Qvellen der Tugendhaftigkeit in der Sele ihren Urſprung haben, da machen ſie das ganze Leben fruchtbar, wie einen wolbeſtelleten und reife Früchte tragenden Acker. Aber der Ackermann muß es ſich dabey ſauer werden laßen, er muß arbeiten, er muß keine Mühe ſcheuen. Denn auch der Aegyptier verläßet ſich nicht etwa blos auf ſeinen Nil, er ſtreuet nicht etwa ſeinen Samen in denſelben aus; ſondern er ſpannet vorher ſeine Ochſen an den Pflug, er ziehet ſeine Furchen, er verrichtet mannigfaltige Arbeit; und wenn er damit fertig iſt, alsdenn rufet er erſt den Strom an, daß er ſein bereitetes Saat-Feld überſchwemmen möge. Dieß iſt eine Miſchung des Stromes mit dem Ackerbau, der Hofnung mit der Arbeit, der Früchte mit Ertragung der Mühe; ſo iſt gutes und übels mit einander vermenget. Oder laß nur immer das Wörtchen, Uebel, aus, und ſprich an deßen ſtatt: das Gute laße ſich nicht lauterlich von den wünſchenden erlangen. Wenn du an den Hafen geheſt, und abſchiffen wilſt, ſo sucheſt du doch wol keinen Steuermann, der nie einen Sturm ausgeſtanden, oder der nie aufgethürmete Wellen geſehen, hat; ſondern lieber einen, der ſeine Kunſt aus vieler ausgeſtan-

denen Geſar, und aus Erfarung der Uebel, gelernet hat. Ich traue auch einem Heer-Fürer nicht viel zu, der in allem glücklich geweſen iſt: einem, der bisweilen auch unglücklich geweſen, würde ich ſchon eher viel zutrauen, dergleichen ein Athenienſiſcher Nicias, wenn er aus Sicilien wieder zurücke nach Hauſe gekommen, geweſen ſeyn würde; und ein Kleon, der bey Amphipolis die Schlacht und das Leben verlor, würde, wenn er davon gekommen wäre, nachher ſchon behutſamer in ſeinen Ueberredungen, mit dem Volke zu Athen umgegangen ſeyn. Sehe ich einen beſtändig glücklichen Feld-Herrn, oder Steuermann, Privat-Mann oder Fürſten, Einzelnen Mann oder ganzen Staat; ſo wird mir daßelbe gute Glück verdächtig, ſo wie dem Solon beym Kroeſus, und dem Amaſis beym Polycrates.

§. 5.

Kroeſus hatte zwar ein Land voll Reiterey, und Polycrates ein Meer voll Schiffe: aber keines von beiden war zuverläßig; nicht dem Kroeſus ſein Land, nicht ſein Meer dem Polycrates: Orötes nam den Polycrates, Cyrus den Kröſus, gefangen; und darauf folgete eine Menge vieler Uebel auf einmal, nach einem langen guten Glücke. In dieſer Rückſicht wolte Solon den

den Krösus nicht glückſelig preiſen; denn Solon war weiſe: und Amaſis kündigte dem Polycrates die Freundſchaft und den Bund auf; denn Amaſis war vorſichtig. Und in eben dieſer Rückſicht lobe ich ein Leben, das auch Uebel gekoſtet hat; aber doch nur gekoſtet, daß die Lippen benetzet werden, der Gaum aber trocken bleibet *): ein Leben, das Tugend feſte hält, derſelben ſich aber auch bey Vorfällen bedienet, die es nicht gerne ſiehet. Iſt doch auch den Augen die leuchtendeſte Farbe zwar was angenemes, aber wenn ſie nichts dunkles darneben erblicken, ſo benimmet mann ihnen einen großen Theil ihrer Ergötzung: alſo, wenn mann wiedriges Schickſal unter die glücklichen Begebenheiten miſchet, ſo kann die Tugend ſich beßer äußern, und ſo empfindet mann das gute Glück deſto deutlicher.

§. 6.

Der Durſt machet, daß einem der Trunk deſto lieblicher ſchmecket; der Hunger machet, daß einem das Eßen deſto beßer ſchmecket; und die Nacht verurſachet, daß die Augen ſich des

*) Iſt ein Homeriſcher Vers, von einem Menſchen, dem mann überaus wenig mittheilet, und alſo ihm auch den Trunk ſo ſparſam reichet, daß er kaum die Lippen damit naß machen kann, Ilias XXII, 496.

des Sonnen-Lichtes deſto empfindlicher erfreuen: der Menſch wünſchet ſich die Nacht nach dem Tage, einen Hunger nach dem Satt-ſeyn, einen Durſt nach der Trunkenheit; nimmet mann dieſe Abwechſelung weg, ſo wird mann alles Vergnügens überdrüßig. So ſaget mann von dem Perſiſchen Könige Artaxerxes, daß er, bey langer Friedens-Zeit, und bey immer fortwärenden Ergötzungen, nicht recht gewuſt habe, wie glücklich er ſey; als ihm Aſien ſeinen Tiſch mit Speiſen beſetzete, die reineſten Qvellen ihm ihr Waßer zum trinken überſchicketen, und tauſend Künſtler für ſein tägliches Wolleben beſchäftiget waren. Aber, als ein Krieg wieder ihn von der Meer-Seite her entſtund, als Zehentauſend Griechen und erfarne Aufürer, kamen; und er, nach verlorner Schlacht, auf einen wüſten Hügel die Flucht nemen muſte, alwo er die Nacht hindurch unter freiem Himmel ruhete, und der unglückliche damals zum erſten male empfand, was Durſt heiße, wo er keinen Choaſpes, keinen Tigris, keinen Nil, keine güldenen Becher, keine Mund-Schenken, zur Hand hatte: da war er gerne zu frieden, als er, von einem Mardiſchen Manne, in einem ledernen Schlanche, übel riechendes Waßer empfieng; und da

lernete

lernete dieſer Elende, wozu der Durſt gut ſey, und wie ſüß ein Trunk ſchmecke.

§. 7.

Kann mann etwa aller Wollüſte und Vergnügungen der Sinne ſatt und überdrüßig werden; des guten Glückes aber kann mann nie ſatt werden? Ich vermuthe, mann wird deßelben viel eher, als des überflüßigen Eßens und trinkens, überdrüßig. Einem Achilles war das müßig-ſitzen unerträglich, einem Neſtor das ſtille-ſchweigen, einem Ulyßes das ſichere ungefärete Leben. Dem Achilles ſtunde es ia frey, im Leben zu bleiben, über die Myrmidoner zu herrſchen, der Einkünfte des Theßaliſchen Landes zu genießen, und ſeinen Vater Peleus in ſeinem hohen Alter zu pflegen: Neſtor konnte ia im Frieden zu Pylus regieren, und ſein hohes Alter ruhig zubringen: Ulyßes konnte ia zu Hauſe ſitzen, bey dem Baumreichen Neritiſchen Gebirge, in ſeiner Inſel voll braver Junger Männer; oder wenigſtens bey der Kalypſo, in der Schatten- und Quellen-reichen Höle, alwo er von Nymphen bedienet wurde, und wo ihm eine nie veralternde Unſterblichkeit angeboten wurde. Aber er begerete nicht unſterblich zu ſeyn, wenn er müßig ſeyn, und ſeine großen Eigenſchaften zu nichts anwenden, ſolte. Es

ist

iſt aber nicht anders möglich, als daß, wer dieſe gehörig anwenden und üben will, zugleich auch in manche menſchliche Unfälle gerathe, und oft rufen müße: erdulde dieß, mein Herz, du haſt ia ſchon eher was noch härteres ausgeſtanden *).

§. 8.

Was hätte Ulyßes für ein Andenken in der Welt erlanget, wenn er von alle ſeinem Unglücke gänzlich frey geblieben wäre? Oder Achilles, wenn ihm kein Hector, und kein Scamander-Strom, entgegen geſtanden hätte, und wenn mann ihm die Krieges-Unternemungen, in welchen er zwölf Städte mit der Flotte, Eilfe aber mit dem Heere zu Lande, erobert, genommen hätte? Den Herkules hat mann ia nirgends anders woher, als mitten aus einer Menge von Uebeln, mit denen er zu kämpfen gehabt, geholet, und ihn neben den Jupiter in den Himmel verſetzet. Nimm ihm die wilden Thiere, und die ſtarken Männer, und die weiten Reiſen, und alle dieſelben ſchweren Arbeiten; du verſtümmelſt alsdenn alle große Eigenſchaften des Herkules völlig. Es iſt unmöglich, daß iemand einen Olympiſchen und Pythiſchen Sieges-Kranz, oder die

daſigen

*) Odyß. XX, 18.

daſigen Aepfel, bekommen kann, ſo lange er ſich nur für ſich alleine übet: er muß Gegenkämpfer haben, wenn er will als Sieger ausgerufen werden. Und was könnte ein guter Menſch, auf der Bane des Lebens, und in dem hieſigen Kampfe, ſonſt für einen Gegner finden, als die Verſuchung von Uebel und Unglück?

§. 9.

Halt, wir wollen einige Kämpfer auf den Platz treten laßen. Welche rufen wir aus Athen? Erſtlich den Socrates, der mit einem Melitus, mit dem Gefängniße und dem Gift-Becher, kämpfen ſoll. Zweitens den Plato von der Akademie, der ringen ſoll mit dem Zorne eines Tyrannen, mit dem weiten Meere, und mit vielen Gefärlichkeiten. Es trete auch ein Dritter Kämpfer aus Athen auf *), der ringen ſoll mit einem meineidigen Tißaphernes, mit einem hinterliſtigen Ariäus, mit einem verrätheriſchen Menon, mit einem ihn verfolgenden großen Könige. Ich muß auch den Kämpfer aus Pontus **) aufſtellen: der kämpfet gleichfals einen großen

*) Xenophon, der ſeine eigene Geſchichte, auf die hier gezielet wird, in den Büchern von dem Krieges-Zuge des jüngern Cyrus, beſchrieben hat.

**) Diogenes von Sinope.

großen Kampf wieder bittere Gegner, wieder Armuth und Verachtung, wieder Hunger und Kälte: mir gefallen auch ſeine beſondern vorgängigen Uebungen, da er ſich mit heftigen Schlägen beleget, und ſchlechte Lumpen um ſeine Schultern hänget *); und vermittelſt derſelben lernete er, leichte ſiegen. Ich erkenne daher dieſen Männern den Kranz zu, und rufe ſie öffentlich aus als Sieger in der Tugend. Nämeſt du ihnen aber ihren Kampf wieder mancherley Uebel, ſo würdeſt du ihnen ihren Kranz wegnemen, und allen Auſruf von ihnen ſtille ſchweigen laßen. Nimm den Athenienſern ihr muthiges Hervorrücken in das Marathoniſche Gefilde, und den Tod den ihrer viele da gefunden, und die abgehauene Hand des Kynägirus, und den Unfall des Polyzelus, und die Wunden des Kallimachus **): du läßeſt ihnen alsdenn nichts anſehnliches, außer den unglaubhaften Fabeln vom Erichthonius und Cecrops. Dadurch bleibet Sparta aufs längſte eine freie Stadt, weil ſie bey Friedens-Zeit nicht müßig iſt. Die Laconiſchen Geißeln und Schläge ſind

*) Im Texte ſind hier zwey Homeriſche Verſe, aus Odyß. IV, 244-245.

**) Die Schlacht bey Marathon wieder die Perſer, findet mann umſtändlich im Herodot beſchrieben.

Funf-

ſind nichts anders, als Angewönungen, ein Uebel zu ertragen, die ſie unter ihre Befleißigungen der Tugend miſchen.

Funfzehende Rede.

Wie mann frey von Betrübniß leben kann.

§. 1.

Wie muß mann es anfangen, wenn mann ſeine Sele frey von Betrübniß machen will? Gebrauchet mann etwa hierzu einen Arzt, wie bey Leibes = Schmerzen? Und außer dem Arzte noch gewißer Arzeneyen, und einer Leibes=Pflege, die nach der Geſundheit eingerichtet iſt? Wer kann denn alſo ein Selen = Arzt ſeyn, welche Arzeneyen kann mann ihr beybringen, und was wäre hier für eine Pflege vorzuſchreiben? Ich, aus Liebe zu dem Alterthume in allen Dingen, trenne die Arzeney = Wißenſchaft für den Leib und für die Sele, nicht von einander; ſondern ich folge den Poeten, die uns von einem Arzeney = Verſtändigen auf dem Peliſchen Gebirge erzelen. Sie nennen dieſen Mann

Chiron; und ſeine Kunſt erſtreckete ſich über beides: denn er ſetzete die Leiber derer, die ſich ſeiner Beſorgung übergaben, in den allergeſundeſten Zuſtand, durch fleißiges iagen, klettern auf den Bergen, laufen; durch liegen auf harter Erde oder auf untergeſtreueten Blättern von Bäumen, durch Speiſen die ihnen die Jagd lieferte, und durch Getränke aus den reinen Qvellen und Bächen: und für die Selen ſorgete er, daß ſie nicht weniger wol, als die Leiber, ſich befinden möchten, in Geſchwindigkeit und Richtigkeit der Gedanken, und in männlicher Beherrſchung der Leidenſchaften: auf ſolche Weiſe hatte er den Rum, der gröſſeſte Arzt, und der gerechteſte Mann, in Einer Perſon zu ſeyn*); welche beide Benennungen die Poeten ſeiner Einen Kunſt beylegen. Daß aber zu unſrer heutigen Zeit dieſe Kunſt getheilet iſt, deßen laß dich nicht eher Wunder nemen, als bis du mir dargethan haſt, daß die Arzeney-Kunſt an ſich nur Eine allgemeine Kunſt, und nicht etwa unter gewiße Theile des Leibes vertheilet, iſt, ſo daß das Auge eine Andre Arzeney-Kunſt habe, und der Rücken eine Andre, und ſo ferner; daß ſie bis auf kleine und unedle Theile zertheilet werde,

und

*) Ilias XI, 831, 832.

und in Gefar komme, endlich gar zu verſchwinden; wie es der Macedoniſchen Herrſchaft ergangen, nachdem ſie unter viele Herren vertheilet worden, deren keiner der ganzen Regierung nach dem Tode Alexanders, fähig befunden wurde.

§. 2.

Wie iſt denn nun Chiron hier in unſre Rede gekommen? Laßet es uns mit einander unterſuchen, ob er mit Recht hieher gekommen iſt. Du geſtcheſt doch wol zu, daß es Schmerzen des Leibes gebe? Freilich. Wenn nun ein Schmerz auf gleiche Weiſe den ganzen Leib durchdringet, und ſich überall mit allen Theilen vermiſchet; ſo greifet er das ganze Weſen des Leibes ann, ſo wie das Feuer ein glühend=gemachetes Eiſen. So was geſchiehet bey dem hitzigen Fieber; welches ein Feuer im Körper iſt, obgleich die Aerzte den Namen gelinder ausſprechen, und ihn nicht Feuer, ſondern Fieber, nennen Eine Zweite Art des Schmerzens iſt, wenn nur Ein Gliedmaß die Urſache und den Urſprung des Uebelbefindens in ſich hat, die Empfindung des Schmerzens aber ſich aus demſelben dennoch über die ganze Perſon ausbreitet. Denn der Lauf einer ſchmerzhaften Empfindung iſt der allerſchnelleſte, der aus dem leidenden Gliede zu allen andern geſunden Gliedern läufet; wie mann ge-

war wird, wenn mann ſich hart an die äußerſte Zehe ſtößet: denn aus dieſem äußerſten fähret der Schmerz bis oben in den Kopf mit einer völlig unmerklichen Geſchwindigkeit. Meyneſt du, daß das möglich wäre, wenn nicht die Sele den ganzen Körper allenthalben bewonete, und mit demſelben durchaus ſo verknüpfet wäre, wie das Licht mit der Luft? Oder, noch genauer zu reden; gleichwie der Geruch vom Räucher-Werke auch an die gelanget, die entfernet davon ſtehen, weil die wolriechenden Theile ſich mit der Luft, die darzwiſchen iſt, vermiſchen; oder, gleichwie die Farben aus der Ferne ins Auge fallen, indem auch dieſe die Zwiſchen-Luft mit ihrer Eigenſchaft gleichſam bemalen: alſo bilde dir ein, daß auch die Sele, nach Art der Luft, allenthalben den Körper durchdringe, und daß kein Theil deßelben nichts von der Sele in ſich habe. Nur die Haare und die Nägel neme ich hier aus; ſo wie an den Bäumen die Blätter: denn an Bäumen und Pflanzen, ſind die Blätter nach ihrer Art auch unempfindlich. Da ſich nun die Sele gegen den Körper alſo verhält; ſo hat ſie ihren Antheil an den Schmerzen und an den angenemen Empfindungen deßelben. Das Schmerzen-empfinden hat zwar ſeinen Grund im Leibe, aber die Sele iſt eigentlich der empfindende

dende Theil. Dieß iſt der Eine Weg, wie ein Menſch Schmerzen empfinden kann. Der Zweite aber iſt der umgekerete Erſte. Denn da entſtehet ein Schmerz in der Sele, und gehet aus derſelben in den Leib. Wenn ſich alſo in der Sele eine Betrübniß findet, ſo leidet der Leib mit, und wird gleichſam geſchmolzen. Daher fließen Thränen aus den Augen, daher wird der ganze Leib blaß und mager: dergleichen die Betrübniße der Verliebten zu wirken pflegen, und die Bedrängniße der Armuth, und eine tiefe Trauer, bey der mann dem Leibe ſeine Pflege entziehet. Gleichfals heftige Gemüths-Bewegungen, und Zorn, und Neid, verurſachen dem Körper ein Leiden; und eine iede Unruhe der Sele, ſie habe Namen wie ſie wolle.

§. 3.

Aber, zu was Ende füre ich dieſes alles ann? Damit es begreiflich werde, daß der Schmerz, der aus der Sele über den Leib ſich ausbreitet, und aus dem Leibe bis in die Sele dringet, nur Einer Arzeney bedarf, damit mann frey von Betrübung ſey; ſo wie mann durch ein unruhig Meer nur durch Eine Steuermannes-Kunſt geſchickt faren kann. Dieß habe ich auf dieſe Art darthun wollen. Aber wer wird uns nun die Arzeney ſagen, die alles Schmerzen-

verurſachende, das von beiden Theilen herrüren kann, heilet? Denn ich binn zweifelhaft, ob ich einen finden werde, der in der Kunſt ſtark genug iſt, nach Art ienes Chirons, daß er mir ein ſolches doppeltes Gutes verſchaffen könne; ich ſetze auch auf die Kunſt ſelber kein gar großes Vertrauen: denn die Sache iſt wichtig, ſie iſt was erhabeners als ein Oßa- oder Olympus-Berg: doch verzage ich auch nicht gänzlich an ihr. Denn was könnte die, alles unternemende Sele, wenn ſie nur will, nicht endlich ausfindig machen?

§. 4.

Indem ich alſo zwiſchen Zutrauen und Mißtrauen, zwiſchen Nicht-wißen und Wißen, ſchwebe; ſo dünket mir, ich könne dieſe ungewiße Sache auf folgende Art ausmachen. Ich vermuthe, die Kunſt ſey nur Eine, obgleich Sele und Leib Zweierley ſind: aber durch die Beſorgung des Beßern von dieſen beiden, werde auch das Geringere richtig geheilet. Denn es fället mir ein, was Socrates zum Charmides ſagete, iedoch nicht etwa, die Thraciſche Zauberey, ſondern auf Andre Art. Denn Socrates ſaget: zugleich mit dem Ganzen werde auch der Theil geheilet, und es ſey nicht möglich, daß einem Theile ein Heil wiederfaren könne,

ne, wenn nicht vorher in das Ganze ein Heil gebracht würde. Er ſaget recht, und ich gebe ihm Beifall, aber doch nur in Anſehung des Leibes. Hingegen, da Leib und Sele mit einander vereiniget iſt, da ſage ich, verhält es ſich umgekeret. Wenn ſich da der Eine Theil wolbefindet, ſo muß ſich nothwendig das Ganze wolbefinden; nicht zwar ein Theil, er ſey welcher es wolle, aber doch der Eine. Denn die Vereinigung des Schlechtern mit dem Beßern machet, daß von dem Heile des Beßern auch das Heil des Schlechtern abhanget. Glaubeſt du denn, daß ein Menſch, deßen Sele recht geſund iſt, ſich im geringſten bekümmern werde, wenn ein Schmerz von einer Verwundung, oder einem andern übeln Zufalle des Leibes, ihn betrift? Fürwar keines Weges. Alſo muß mann ja dieſelbe Heilungs-Kunſt ſuchen, und an ſich auf die Probe ſetzen; um dieſelbe Geſundheit muß mann bemühet ſeyn, ſie ſich zu verſchaffen. Denn auf dieſelbe wird auch alſobald das Wolbefinden des Leibes folgen, oder zum wenigſten, die Nicht-Achtung aller der Beſchwerungen, die denſelben drücken können.

Sechzehende Rede.

Ob Krankheiten des Leibes oder der Sele ſchwerer ſind.

§. 1.

Mann ſinget von Alters her einen Geſang als ein Gebet *): o Geſundheit, du edelſte unter den Seligen, mit dir müße ich wonen, ſo lange ich noch zu leben habe! Ich frage denn nun den Dichter dieſes Liedes, was denn das für eine Geſundheit ſey, die er in einem Gebete anrufet, ſie möge Wonung bey ihm machen? Denn ich vermuthe, ſie ſey was göttliches, und eines Gebetes würdig: denn wol nicht vergeblich, oder wegen einer geringen Sache, iſt ſie eines Geſanges gewürdiget, und von der Zeit an dieſer Geſang immer geſungen, worden. Da ſie aber wirklich das iſt, was ich vermuthe; ſo mag uns, anſtatt des Poeten, die Sache ſelbſt und die Vernunft antworten. Der Menſch beſtehet aus zwey Haupt-Theilen, aus Sele

*) Beym Athenäus im XV Buche, findet mann dieſen Geſang ganz, aus einem Alten verlornen Griechiſchen Dichter.

Sele und Leib. Giebt es nun keine Krankheit der Sele, ſo hat dieſes Lied blos ein Gebet für den Leib in ſich, der krank werden kann, und nach der Geſundheit begierig iſt. Sind aber beide Theile zwar aufs Beſte von der Natur mit einander verknüpfet, ſie ſtören ſich aber wechſelsweiſe, eines das andre, und ſetzen ſich in Unordnung, wenn eines von beiden mächtiger ſeyn will als das Andre, wie etwa in einer Stadt die Bürgerſchaft und der Regente; ſo nennen wir beides eine Krankheit, bald der Sele, bald des Leibes. Da nun aber, vermöge der Vereinigung, alsdenn zwar beides der Geſundheit mangelt, aber doch immer eines von beiden vorzüglich Schuld an der Unordnung hat: ſo fragen wir, weßen Geſundheit von beiden, wir die edelſte unter den Seligen nennen? Damit wir aber auch die Krankheit beider gegeneinander halten, und ſehen mögen, welche von beiden ein größeres Uebel für den Menſchen iſt: ſo laßet uns die Sache ſo unterſuchen.

§. 2.

Sele und Leib machet zuſammen einen Menſchen: iene regieret, dieſer wird regieret, ſo wie in einem Staate der Unterthan und der Regente. Der Regente iſt ein Mitglied des Staates, die Unterthanen gleichfals ſind Mitglieder: Wel-

ches von beiden Gliedern, wenn es ſich übel befindet, verurſachet dem Staate größern Schaden? Geſetzt, in einer Demokratie wäre das Volk krank; ſo würde ein geſunder Perikles, als ein guter Regierer, alsdenn die Krankheit des Volkes heilen. Geſetzt, zu Syrakus läge Dionyſius an einer tyranniſchen Seuche krank; ſo würde das Volk, wenn es auch noch ſo geſund wäre, dennoch zum Heil des Ganzen nichts vermögen. Vergleiche nun den Leib mit einem Volke, die Sele aber mit einem Regenten deßelben. Das Volk iſt zalreich; eben ſo iſt es mit dem Leibe beſchaffen: das Volk iſt unverſtändig; der Leib gleichfals: das Volk beſtehet aus verſchiedenen Köpfen, die verſchiedentlich ſchreien und denken, es iſt aus ungleichen mannigfaltigen Perſonen zuſammengeſetzet; auch der Leib iſt aus vielen einander unänlichen und mancherley Theilen zuſammengefüget: das Volk iſt in ſeinen Affecten hitzig, in ſeinen Begierden heftig, in ſeinen Vergnügungen ausgelaßen, in ſeinen Traurigkeiten zaghaft, in ſeinem Zorne ſchwerfallend: eben ſo ſind die Leidenſchaften im Leibe; bald begeret er was, bald klaget er über etwas, er will Lüſte genießen, er hat ſeine Triebe. Wie ſiehet es nun mit der Sele aus, die dem Regenten eines Volkes änlich iſt? Der Regente iſt

im

im Staate, der das meiſte zu befelen hat, die meiſte Ere genießet, die meiſte Macht beſitzet: bey dem Menſchen befielet die Sele, ſie iſt das Er=würdigſte, ſie iſt das mächtigſte. Der Regente iſt in ſeinem Ammte voll Sorge, er denket nach: eben ſo iſt es mit der Sele. Der Regente hat ſeinen freien Willen, und richtet ſich nach eigener Einſicht: die Sele deßelben gleichen. Da dem alſo iſt, weßen Krankheit von beiden ſollen wir für ſchwerer achten, im Menſchen ſo wol als im Staate? Iſt es nicht an dem, wenn das mächtigere krank iſt, ſo drücket es das Ganze am ärgeſten? Iſt das Volk krank, der Fürſt aber geſund, ſo bleibet bey derſelben Krankheit doch der Staat in Freiheit: iſt aber der Fürſte krank, ſo ziehet das eine Sclaverey des Staates nach ſich. Mit Einem Worte, die Sele iſt edler als der Leib. Das Gute des Edlern iſt das größere Gute; der Gegenſatz vom größern Gute, iſt das größere Uebel. die Geſundheit der Sele aber iſt ein größeres Gutes, als die Geſundheit des Leibes: alſo iſt die Krankheit der Sele ein größeres Uebel, als die Krankheit des Leibes. Für die Geſundheit des Leibes ſorget die Arzeney=Wißenſchaft: die Geſundheit der Sele wird durch die Tugend erhalten. Die Krankheit der Sele iſt Laſterhaftigkeit; Krankheit des Leibes

iſt

iſt ein Unglück: Laſterhaftigkeit nimmet der Menſch von ſelbſt an ſich; Unglück aber kömmet ihm wieder ſeinen Willen: mit dem was wieder unſern Willen über uns kömmet, haben andre Menſchen Mitleiden; was mann ſelbſt für böſes welet, das ziehet Haß von andern zu: Mit wem mann Mitleiden hat, dem ſuchet mann zu Hülfe zu kommen; wen mann haßet, dem wünſchet mann Beſtrafung: wem mann hilfet, mit dem gehet mann ſanfte um; wen mann ſtrafet, den greifet mann harte ann.

§. 3.

Laßet uns ferner die Geſundheit bey beiden erwägen. Die Eine iſt nichts weiters bedürftig, die Andre iſt vieler Dinge bedürftig: die Eine reichet Glückſeligkeit dar, die Andre verſchaffet Unglückſeligkeit: die Eine wird von keinem Böſen beſudelt, die Andre verfället gar leicht in Bosheit: bey der Sele iſt die Geſundheit was immer fortdaurendes, bey dem Leibe dauert ſie nicht lange; Jene iſt zuverläßig, Dieſe unbeſtändig; iene unſterblich, dieſe ſterblich. Erwäge aber auch die Krankheiten. Einer Krankheit des Leibes kann mann leicht los werden durch Hülfe der Kunſt; Eine Krankheit der Sele iſt gar übel durch das Geſetz zu heben: iene machet den, der damit behaftet iſt, voll Schmer-

zen und Unluſt, und machet daher, daß er der Heilung gerne Raum giebet; dieſe verderbet den ganz, der ſie an ſich hat, und gewönet ihn, über alle Geſetze hinweg zu ſehen: iener bieten die Götter die Hand, dieſe haßen ſie. Mann hat noch nie gehöret, daß wegen Leibes-Krankheit ein Krieg gefüret worden; aber aus Krankheit der Sele entſtehen die vielen Kriege: kein kranker am Leibe wird ein falſcher Ankläger, oder beraubet die Grabmale, oder giebet einen Straßen-Räuber ab, oder thut ſonſt ſo was groſſes Böſes; aber ein kranker an der Sele iſt zu allem dergleichen wol aufgeleget: Krankheit des Leibes plaget nur den, der ſie hat; Krankheit der Sele plaget auch die Nachbaren.

§. 4.

Betrachte dieß bisher geſagte noch deutlicher in einem Staats-Gleichniße. Nach Athen, dieſe freie Stadt, die an Menge von Männern, an Weite ihrer Herrſchaft, an Reichthum von Gelde, an Anzal glücklicher und erfarner Heerfürer, in der beſten Blüte ſtunde, und vom Perikles wol regieret wurde; kam eine Peſt, die aus Aethiopien ihren Anfang genommen, das Land des Perſiſchen Königes durchzogen, und zulezt ſich nach Athen gewendet, und da recht feſte geſezet, hatte; wodurch die Stadt ziemlich verheeret

wurde:

wurde: und zu dieſem großen und anhaltenden Uebel, kam noch ein Krieg aus Peloponnes. Da nun das Land auswärts vom Feinde verwüſtet, die Stadt inwendig von der Peſt ausgeleeret, wurde; da die Menſchen ſturben, die Macht abnam, und der ganze Staats-Leib verzweifelte; so ermunterte Ein Mann, der gleichſam die Sele des Staats war, der vortrefliche Perikles, ſo lange er frey von der Krankheit und geſund bliebe, die ganze Stadt, und richtete ſie auf, und machete ſie voll guten Muth, und ſtellete ſich der Peſt und dem Kriege entgegen. Beſchaue aber auch ein zweites Bild. Als die Peſt aufgehöret hatte, und das Volk am Leibe geſund und ſtark war, und die Macht ihrer Blüte wieder bekam; da verfiel die Regierung der Stadt in eine überaus ſchwere Krankheit, die einer Raſerey völlig nahe kam: ſie ſteckete die ganze Gemeine mit ann, und zwang das Volk, gleichfals krank zu ſeyn. Denn wie? war dieſes Volk nicht mit einem Kleon unſinnig, und mit einem Hyperbolus ungeſund, und mit einem Alcibiades vom hitzigen Fieber befallen? und bekam es nicht endlich von ſeinen ſchönen Rednern die Schwindſucht, verſiel nebſt ihnen, und gieng mit ihnen zu Grunde? Einer rief die unglückliche Gemeine dahin, der Andre dort hinn:

hinn: komm hurtig, liebe iunge Frau, daß du recht herrliche Dinge ſeheſt *). Und da wieſe ihr ein Alcibiades Sicilien, Kleon wieſe ihr Sphacteria, und ein Andrer noch ein Anders Land oder Meer; ſo wie einem im Fieber liegenden eine Begierde nach Quellen und Brunnen ankömmet. Dieß ſind, o ihr Elenden, eure herrliche Dinge, Verderben, Unruhe, eine Menge von Uebeln, und eine hitzige Staats-Krankheit. Eben ſo iſt es mit der Selen-Krankheit und deren Folgen beſchaffen, wenn mann ſie gegen Leibes-Krankheiten vergleichet. Iſt der Leib krank, wird er beunruhiget oder ausgezeret: ſetze du ihm nur eine geſunde Sele vor, die wird mit ſolcher Krankheit leicht fertig, und achtet das Uebel derſelben gar wenig. Auf ſolche Art achtete es der in Syrus krank liegende Pherecydes nicht, als ſein Fleiſch verſchwande, ſeine Sele aber aufrecht und richtig ſtunde, und ihre Befreiung von der ihr unnützen Hülle mit Freuden erwartete.

§. 5.

Denn ich kann noch ferner ſagen, daß die Verderbung ihres Körpers nicht einmal ungerne von einer edlen Sele geſehen wird. Stelle dir einen

*) Ilias III, 130.

einen Gefangenen vor, der die Wände ſeines Gefängnißes mürbe werden und verfallen ſiehet; wie der den Ausgang und die Freimachung aus ſeiner Einſperrung erwartet; damit er, aus der dicken und Glanz-loſen Dunkelheit, in der er bisher begraben lag, die freie heitere Luft zu ſchauen bekomme, und des hellen Lichtes genieße! Oder meyneſt du, daß ein Mann, der ſeinen Leib wol geübet und abgehärtet hat, unruhig darüber werden könne, daß ſeine Kleidungs-Stücke reißen; und daß er nicht vielmer dieſelben Lumpen gerne wegwerfen, und lieber ſeinen Leib der Luft, den bloßen Leib der bloßen und freien Luft, an die er gewönet iſt, frey übergeben, werde? Was meyneſt du denn, daß dieſe Haut, dieſe Knochen, dieſes Fleiſch, anders für die Sele ſind, als Kleidungs-Stücke auf eine kurze Zeit, und ſchwache, leicht zerreißende, Lumpen? Das Eiſen kann ſie durchſchneiden, das Feuer kann ſie auflöſen, Geſchwüre können ſie freßen. Eine gute und abgehärtete und wolgeübete Sele achtet das nicht, ſie wünſchet ie eher ie lieber davon entkleidet zu werden: vielmer, mann kann einem recht edlen Manne, den mann krank am Leibe ſiehet, das zurufen, was iener vom Ulyßes ſagete *): was für eine ſtarke

*) Odyß. XVIII, 73.

ſtarke Lende läßet dieſer Alte aus ſeinen Lumpen hervorblicken! Eine unedle Sele hingegen, ſtecket in ihrem Körper eingeſcharret, wie ein träger Wurm in ſeinem Loche; ſie liebet dieſes Loch, ſie will deßen nie frey werden, oder aus demſelben hervorkriechen: ſondern, brennet der Körper, ſie brennet mit; wird er zerrißen, ſie wird mit zerrißen; empfindet er Schmerzen, ſie empfindet ſie mit, ſchreiet er, ſie ſchreiet mit. O Fuß, dich ſoll ich verlieren! Spricht ein Philoctetes. Laß ihn dir abnemen, mein Menſch, und ſchreie nicht, ſchilt auch nicht auf deine beſten Freunde, und beunruhige die Lemniſchen Gegenden nicht. O Tod, du einziger Arzt! Sageſt du das, weil du den Tod für ein erträglicher Uebel achteſt; ſo mißfällt mir dein Wunſch: glaubeſt du aber nach der Wahrheit, daß der Tod ein guter Arzt ſey, und ein Befreier von einem nie zu ſtillenden und immer kranken Geſellſchafter, den du nären ſolſt; ſo glaubeſt du gut: wünſche und rufe dir den Arzt.

§. 6.

Mein Vortrag bringet mich auf ein noch deutlicheres Gleichniß von dem, das ich euch gerne als Warheit darthun möchte. Bey den Achäern waren damals viele tauſend Perſonen,

ſo viele als Blätter und Blumen im Frülinge zeigen *) ſie waren alle munter und geſund und ſtark und unverletzet; und umgaben die feindliche Mauer: in einer zehenjärigen Friſt brachten ſie die Sache zu keinem Ende, weder Achilles mit ſeinem verfolgen, noch Aeas mit ſeinem ſtehen, noch Diomedes mit ſeinem todtſchlagen, noch Teucer mit ſeinem ſchießen, noch Agamemnon mit ſeinem berathſchlagen, noch Neſtor mit ſeinem reden, noch Kalchas mit ſeinem weißagen, noch Ulyßes mit ſeiner Liſt. Aber die Gottheit ſprach: o ihr ſchönen und tapfern Pflege-Söne des griechiſchen Landes, ihr laßet es euch vergeblich ſauer werden, ihr verfolget vergeblich, ihr ſchießet inns leere, ihr berathſchlaget euch für die lange Weile: denn ihr ſollet dieſe Feſtung nicht eher erobern, als bis ein Helfer zu euch kömmet, deßen Sele geſund iſt, aber deßen Leib krank iſt und übel riechet und hinket, und von ſeinem Uebel ganz abgemergelt iſt. Sie gehorcheten der Gottheit, ſie holeten ihren Mit-Streiter aus Lemnus, der eine ſich wol befindende Sele, aber einen gar übel zugerichteten Körper, hatte.

§. 7

*) Ilias II, 468.

§. 7.

Betrachte nun auch, wenn es dir beliebet, die Krankheit der Sele in einem geſunden Körper. Lieget die Sele an der Luſt: Seuche darnieder, wird ſie von der ausgeſogen und abgemattet? Wozu kann dir dieſer Kranke dienen? Was für Nutzen kann ein Leib von einer ſolchen Sele genießen? Sardanapall iſt krankes Gemüthes. Sieheſt du nicht, wie ſich dieß Uebel auch über ſeinen Leib ausbreitet? Der Elende läßet ſich mit Salben einreiben, er läßet ſich überall glatt von Haaren machen, die Augen ſehen matt aus; und endlich, aus überhandgenommener Krankheit, verbrennet er ſich ſelber. Eben ſo iſt Alcibiades krank. Ihn verzeret ein ſtarkes und wildes Feuer, und verwirret ihm die Gedanken, nicht anders als eine Raſerey; es treibet ihn mannigfaltig herum, aus dem Lyceo in die Verſammlung des Volkes, aus dieſer auf das Meer, aus dieſem nach Sicilien, von da nach Lacedämon, darauf zu den Perſern, von den Perſern nach Samus, von Samus nach Athen, von da wieder an den Hellespont, und ſo immer weiter. Kritias hat eine bittere und vielfache Krankheit an ſich, ſie iſt ganz unheilbar, der ganze Staat findet ſie unerleidlich. Bey allen ſolchen Leuten war doch der Leib ge-

ſund, ihm mangelte nichts: Sardanapall war zart und niedlich, Alcibiades ſchön, Kritias ſtark: aber dieſe Geſundheit bey ſolchen Leuten gefället mir nicht. Lieber ſey Kritias krank, damit er kein Tyranne ſeyn könne; Alcibiades ſey krank, damit er keine Athenienſer nach Sicilien füren könne; Sardanapall ſey krank (denn es wäre ia wol beßer für ihn, eher aus Krankheit auf ſanf-ten Küßen zu liegen, als aus Weichlichkeit) oder vielmer, es verderbe ein ſolcher lieber ganz und gar, bey wem die Bosheit einen immerwären-den Zufluß hat. So wie freßende Schaden am Leibe immer weiter um ſich greifen, und immer einen annoch geſunden Theil anſtecken und ver-derben, und durch angewendete Sorge des Arz-tes nur immer ſchlimmartiger werden; ſo lange bis die Kunſt den Quell und den Sitz des Uebels völlig wegſchneidet: alſo auch, bey wem die Sele unterköthig und angefreßen und faulend iſt, die immer das nächſte mit anſtecket und verderbet; einer ſolchen Sele müßen die Leibes-Kräfte ab-genommen werden, einem Räuber die Hände, einem unenthaltſamen die Augen, einem unmä-ßigen der Magen. Stellet mann einer ſolchen Krankheit Richter und Gefängniße und Scharf-richter entgegen: ſo kömmet das Uebel immer eher mit ſeinem Schaden, als dieſe mit ihrer

Hülfe;

Hülfe; es frißet um ſich, es greifet ann, ehe mann es merket. Denn die Geſchwindigkeit der Bosheit läßet ſich übel hemmen, wenn ſie einmal der Sele was gewonetes worden, und mit einem böſen Werkzeuge ſich vereiniget hat, mit unverſchämter Freiheit und mit ungebändigter Künheit.

Siebenzehende Rede.

Von der Wolluſt.

§. 1.

Der Phrygiſche Aeſopus hat Unterredungen der Thiere gedichtet; es halten bey ihm auch Bäume und Fiſche ihre Geſpräche: bald redet ein Thier mit einem andern, bald aber mit Menſchen. In ſolchen Reden iſt eine kurze Warheit unter einem Bilde eingehüllet. Alſo erzelet er auch folgende Fabel: Ein Löwe verfolgete einen Hirſch; dieſer entlief ihm, und verſteckete ſich in ein dickes Geſträuche. Der Löwe, der zwar ſtark, aber nicht ſonderlich ſchnell zu Fuße, iſt, kam in die Gegend des Geſträuches, und fragete einen Hirten, ob er nicht einen Hirſch geſehen, und, wo ſich der verſtecket habe?

Der Hirte ſagete zwar, er wiße es nicht; ſtre=ckete aber den Arm aus, und wieſe auf den Ort. Alſo fand der Löwe den armen Hirſch. Der Fuchs aber, der beym Aeſop immer ein gar weiſes Thier iſt, ſagete zu dem Hirten: wie zaghaft und boshaft biſt du! zaghaft vor Löwen, boshaft gegen Hirſche!

§. 2.

Mir dünket, auch Epicur könne ſich dieſes phrygiſchen Bildes gegen einen Ankläger der Wolluſt bedienen, der zwar in Worten ganz männlich und tapfer ſich anſtellet, ſeine eigent=liche Geſinnung aber, wie iener den Arm, nach der Wolluſt gerichtet ſeyn läßet. Denn wer wol=te ſich ſelber ſo Feind ſeyn, daß er die Einzige Sache, die ihrer Natur nach uns am meiſten an ſich ziehet, wißentlich und vorſetzlich von ſich ſtoßen ſolte? Denn alle andre Dinge, denen die Menſchen nachtrachten, werden entweder aus der Erfarung erkannt und angenommen, oder durch Kunſt verſuchet und werth geachtet, oder durch Vernunft ausgeforſchet und geglaubet, oder durch die Länge der Zeit geprüfet und be=wäret gefunden: hingegen zur Wolluſt bedarf es keiner Vernunft Schlüße, ſie iſt älter als alle Kunſt, ſie kömmet den Verſuchen zuvor, ſie er=wartet keine lange Zeit; ſondern die Liebe zu ihr iſt allen Körpern von Natur zugleich aner=

ſchaf=

ſchaffen, ſie iſt eben ſo alt als die Körper, ſie iſt gleichſam eine Grund = Lage, auf welcher die Erhaltung eines lebenden Leibes ruhet: wer die wegnimmet, der machet alſofort, daß das geborne wieder vergehet. Wißenſchaft, und Schlüße, und ſelbſt die Vernunft von der ſo viel Weſens gemachet wird, ſammlet ſich der Menſch nach und nach, indem er es in der Erfarung mit ſinnlichen Dingen zu thun hat: aber die Wolluſt hat der Menſch, gleich vom Anfange ſeines Da = ſeyns, von der Natur, nicht aber durch irgend eine Lere, empfangen; dieſe liebet er, allem ſchmerzhaften iſt er zu wieder, von der wird er erhalten, vom ſchmerzhaften aber verderbet.

§. 3.

Iſt die Wolluſt was böſes oder unwürdiges? So wäre ſie uns ia nicht angeboren, auch nicht das Erſte unter den Dingen, die uns zur Erhaltung dienen. Was die Sophiſten von ihr ſchwatzen, wenn ſie die Weichlichkeit eines Sardanapalls beſchreien, oder die Mediſche Schwelgerey, oder die Joniſche Zärtlichkeit, oder die Sicilianiſchen Tiſche, oder die Sybaritiſchen Tänze, oder die Korinthiſchen Mägdchen, oder alles das zuſammen genommen, und noch mannigfaltigeres als alles dieſes; das ſind nicht Sa=

chen der Wolluſt, ſondern der Kunſt und der Erfindungs-Kraft, als die Menſchen aus Ueberfluß und mit der Zeit anfiengen, die Wolluſt zu mißbrauchen. Gleichwie aber niemand auf die Erfindungs-Kraft und auf die Vernunft ſchimpfet, als wäre ſie an und für ſich nicht was gutes, deßhalb weil ſie etwa iemand zu etwas anwendet, was an und für ſich nicht gut iſt: alſo muß mann auch nicht auf die Wolluſt ſchimpfen, ſondern nur auf die, die ſich der Wolluſt übel bedienen. Es ſind dieſe Zwey Dinge in der menſchlichen Sele, Wolluſt und Vernunft: wenn nun Wolluſt mit der Vernunft vermiſchet wird, ſo, daß ſie den nöthigen Gebrauch der Vernunft nicht hindert; ſo giebet ſie ihr eine gewiße Anmuthigkeit: iſt aber Vernunft bey der Wolluſt, ſo vergrößert iene dieſe, und verſchaffet ihr eine Leichtigkeit; ſie hindert aber das Zwingende, das zu den Vergnügungen der Natur ſich zu geſellen pfleget.

§. 4.

Aber die Wolluſt iſt ia keine eigene Sache für die Menſchen, ſondern ſie iſt allen Lebenden gemein? Du meyneſt außer Zweifel die Wolluſt, die das ſicherſte Mittel iſt zur Erhaltung, und die alles, was auf die Welt geboren wird, beym Leben friſtet; die dir zuwieder iſt, deßhalb weil

ſie

ſie was allgemeines iſt. O wie eigennützig und geizig biſt du! Du ſcheineſt bey einer ſolchen Geſinnung auch mit dem Sonnen-Lichte nicht zu frieden zu ſeyn, daß es allen Augen gemein iſt; ſondern der Menſch hätte billig nur alleine ſollen ſehen können: und deßhalb iſt das Sonnen-Licht für den Menſchen nicht was gutes. Eben ſo iſt es mit der Luft beſchaffen, die durch alle Körper dringet, und von allen eingezogen wird; und mit den Strömen, mit den Erd-Früchten, und ie weiter du in den unentberlichen Dingen geheſt, ie beßer ſieheſt du, daß alles gemeinſchaftlich, nicht aber Einer Creatur alleine eigen, ſey. Rechne unter ſolche nothwendige und allgemeine Dinge die Wolluſt, und nenne ſie ein allgemeines Gutes, das alle, mit einer Sinnlichkeit begabete, Geſchöpfe erhält.

§. 5.

Wenn aber die Tugend gegen die Wolluſt gehalten wird; ſo werde ich zwar gewiß nicht auf die Tugend ſchimpfen: denn eine Rede, die zur Wolluſt gehöret, kann nicht bitter oder läſternd ſeyn: aber ſo viel ſage ich, daß wenn mann der Tugend das ergötzende benimmet, ſo nimmet mann ihr auch alle ihre Macht. Denn wir können kein Gutes welen, wenn nichts vergnügendes bey demſelben warzunemen iſt. Wer in der

Tugendhaftigkeit ſich es gerne ſauer werden läßet, der läßet ſich es ſauer werden aus Liebe zu einer Wolluſt, die entweder ſchon da iſt, oder erwartet wird. Denn ſo wie bey Geld-Sachen niemand gerne einen Ducaten ausgiebet, damit er einen Groſchen einkaufe, oder Kupfer gegen Gold eintauſchet, er müſte denn von einem ganz außerordentlichen Gemüthe ſeyn; ſondern bey Vertauſchungen, wird nicht alleine auf den gleichen Werth gegen einander geſehen, ſondern auch auf den nützlichen Gebrauch, den der Empfangende für ſich von ſeiner eingetauſcheten Waare machen kann: alſo gewiß auch bey Uebernemung der Arbeit und Mühe, wird niemand arbeiten, blos weil er Arbeit und Mühe liebet, er müſte denn eine ganz beſondre Art von Liebhabern ſeyn; ſondern er verwechſelt ſeine gegenwärtige Arbeit und Mühe, gegen ein gewißes Gutes, wie die einfältigern Philoſophen reden; nach der Warheit aber, gegen ein gewißes Vergnügen. Denn ſo bald mann Gutes nennet, ſo nennet mann Vergnügen: und das Gute und Schöne wäre gar kein Gutes und Schönes, wenn es nicht das ergötzendeſte wäre.

§. 6.

§. 6.

Ich binn der Meinung, daß eben daher bewieſen werden könne, die Wolluſt ſey Erwelenswürdiger als alle andre Dinge; um deren Willen iemand auch den Tod über ſich nimmet, und Verwundungen, und Mühſeligkeiten, und tauſend andre Beſchwerlichkeiten. Geſezt mann giebet, bey unterſchiedenen Perſonen, der Urſache dieſer Dinge einen andern Namen, und ſpricht, Achilles ſtirbet gerne, wenn er nur den Tod des Patroclus rächen kann, und das thut er aus Freundſchaft; oder, Agamemnon wachet, und berathſchlaget ſich, und hilft fechten, weil er gerne der oberſte Befelshaber iſt; oder, Hector füret ſein Heer ann, und ſtreitet, und thut tapfer, weil er ſein Vaterland retten will: ſo ſind das doch lauter Namen des Vergnügens. Denn ſo wie bey Leibes-Uebeln der Kranke ſich geduldig ſchneiden oder brennen läßet, gerne Durſt und Hunger, und andre der Natur wiedrige Dinge, ausſtehet, damit er, zur Belonung dieſer Ungemächlichkeiten, einen ruhigen Schlaf hoffen kann; nämeſt du ihm aber die Hofnung eines folgenden Guten, ſo würdeſt du ihm auch den Willen nemen, ein gegenwärtiges Uebel auszuſtehen: alſo in unſern Handlungen, übernemen wir Mühe, damit wir Vergnügungen dagegen

gegen wieder bekommen: und dieſe Eintauſchung nenneſt du Tugend. Ich geſtehe dir die Tugend zu, aber ich frage dich dabey: würde denn wol die Sele, wenn ſie keine Liebe zur Tugend bey ſich fände, die Tugend begeren? So bald du mir aber dieſe Liebe zugeſteheſt, ſo geſteheſt du mir eine Vergnügung und Wolluſt zu.

§. 7.

Wolte mann den Namen ändern, und an ſtatt Wolluſt Freude ſetzen; ſo verdenke ich niemandem den Vorrath von Benennungen: genug die Sache iſt mir lieb, und ich erkenne auch da die Wolluſt. Dieſe machete, daß auch iener Herkules, der ſich ſo vieler und bewunderungsvollen Arbeiten unterzog, und der ſein Leben in denſelben zugebracht; der mit wilden Thieren kämpfete, allen mächtigen auf Erden die Stirne bot, alle grauſame Tyrannen beſtritte; der den Erdboden ſicher und ruhig machete, und von Ungeheuern ſauberte; der auf den Oeta-Berg gieng, und ſich daſelbſt ins Feuer legete; daß derſelbe, durch nichts anders als durch große und wunderns-würdige und unverfälſchete Wolluſt geleitet, die theils vor erſt mit den Arbeiten ſelbſt verknüpfet war, theils nach Vollendung derſelben ihm bevorſtunde, alle ſolche Bemühungen freiwillig antrat. Aber du ſieheſt nur die damaligen

ligen Arbeiten des Herkules, aber die Vergnügungen deßelben, die er daran gefunden, ſieheſt du nicht. Denn Herkules freuete ſich gewiß, als er ſeine Thaten verrichtete, und er verrichtete ſie eben zu dem Ende damit er ſich freuen könnte: er würde ſie nicht verrichtet haben, wenn er ſich nicht, bey Verrichtung derſelben, gefreuet hätte. Und die Vergnügungen des Dionyſus werden ſo gar in heiligen Feierlichkeiten vorgeſtellet: denn dieſelben luſtigen Malzeiten und Geſellſchaften, der Tanz, die Flöten, die Lieder; alles das ſind Abbildungen der Vergnügungen des Dionyſus, die in den geheimen Gebräuchen der Feſt-Tage deßelben herrſchen.

§. 8.

Warum rede ich vom Dionyſus, vom Herkules? Sie gehören in die Fabeln, und in die alte Helden-Zeit. Vom Socrates will ich reden. Du, o Socrates, liebeſt einen Alcibiades, und nach dem einen Phädrus, und ferner nach demſelben einen Charmides: du liebeſt, o Socrates, und dir bleibet keine Attiſche Schönheit verbergen. Aber geſtehe uns die Urſache dieſer Liebe, und befürchte davon keine Schande: mann kann mit Vergnügen auf eine tugendhafte Art lieben, ſo wie mann mit Misvergnügen auf untugendhafte Art lieben kann. Liebeſt du aber außer

aller

aller Wolluſt, und liebeſt blos die Sele, nicht aber den Leib; ſo werde doch auch in einen Theätetus verliebet. Aber den liebeſt du nicht, denn er hatte eine eingedrückete vorn aufwärts=gebogene Affen=Naſe. Werde verliebet in einen Chärephon: aber du liebeſt ihn nicht, denn er war gar zu blaß=gelb. Werde in einen Ariſtodemus verliebet: aber du liebeſt ihn nicht, denn er war garſtig gebildet. Wen liebeſt du aber denn? wer nur etwa von ſchönem Haupt=Haar, oder edler Bildung, wer nur niedlich, wer nur ſchön, war. Und ich traue es zwar deiner Tugend zu, daß du auf gerechte Art liebeſt; ich kann mich aber auch von deiner Sele nicht anders bereden, als daß ſie aus Wolluſt liebe. Denn ich zweifele auch an einem Körper nicht, daß er vom Feuer warm werden kann, oder an den Augen, daß ſie von der Sonne erleuchtet werden, oder an den Oren, daß ein Flöten=Spiel ihnen wolgefället, oder am Heſiodus, daß er von den Muſen was gelernet, oder am Homer, daß ſeine Kalliope ihn helle ſingen geleret, oder am Plato, der vom Homer ſeine prächtigen Ausfürungen empfangen: denn alles dieß, Augen, Oren, Leiber, Reden, wollen Vergnügungen an und in ſich haben.

§. 9.

§. 9.

Ja auch ienen Diogenes füret die Wolluſt in ſein Faß. Iſt aber auch die Tugend zugleich mit ihm dahinein gegangen, warum wilſt du mit deinen Worten die Wolluſt daraus verbannen? Diogenes fand ſo vieles Vergnügen an ſeinem Faße, als Xerxes an dem großen und ſtolzen Babylon: Diogenes fand ſo vieles Vergnügen an ſeinem Brodt-Kuchen, als ein Smindyrides an ſeinen künſtlich-gemiſcheten Gerichten: er fand eben ſo viel Vergnügen an einer ieden Qvelle, als Kambyſes an dem einzigen Waßer aus dem Choaſpes-Fluße: ihn ergötzete der Sonnen-Schein, wie den Sardanapall ſeine Purpur-Kleider: ihn ergötzete ſein Stecken, wie den Alexander ſein Spieß: ihn ergötzete ſein Bettel-Sack, wie den Kröſus ſeine Schätze. Und vergleicheſt du die verſchiedenen Vergnügungen gegeneinander, ſo haben des Diogenes ſeine einen Vorzug: denn der Andern ihre, waren zwar voll Wolluſt, aber überall war Betrübniß mit darunter gemiſchet. Xerxes thut kläglich, wenn er überwunden wird, Kambyſes ſeufzet, wenn er verwundet wird; Sardanapall heulet wenn er verbrennet wird; Smindyrides hat Angſt, wenn er vertrieben wird; Kröſus weinet, wenn er gefangen wird; Alexander iſt betrübet,

trübet, wenn er nicht fechten kann: aber die Vergnügungen des Diogenes wißen nichts von heulen, nichts von ſeufzen, nichts von Thränen, nichts von Traurigkeit. Du aber nenneſt ſeine Vergnügungen Mühſeligkeit: denn du ermißeſt die Sachen des Diogenes nach deiner Beſchaffenheit; nach einem übeln Maaß-Stabe: Denn du wirſt Schmerzen empfinden, wenn du das thun ſolſt, worann Diogenes ſich ergötzete. Ich kann getroſt hinzuſetzen, daß nie ein größerer Kenner und Liebhaber der Wolluſt gelebet, als Diogenes geweſen. Er hatte kein Haus zu beſorgen; denn die Haushaltung iſt voll von Betrübnißen: er begerete mit Staats-Geſchäften nichts zu thun zu haben; denn dieſe Sache hat viele Plage: er wagete es nicht, ſich zu verheirathen; denn er hatte von einer Xanthippe gehöret: er wagete es nicht, Kinder zu erziehen; denn er ſahe Exempel von böſen Kindern vor ſich: er war los von aller Gefar, frey von aller Sclaverey, von Sorgen, von Furcht, von Betrübniß: er betrachtete die ganze Erde als ſeine Wonung, und als Ein Haus: dieſer einzige Menſch lebete in Vergnügungen, die er nicht bewachen, nicht verſchließen durfte, und die ihm niemand mißgönnete.

§. 10.

§. 10.

Wir wollen den Diogenes verlaßen, und zu den Geſetzgebern uns wenden, und ganze Staaten in Augenſchein nemen. Denke aber nur nicht, als würde ich mit dir nach Sybaris gehen, oder der zärtlichen Syracuſaner Erwänung thun, oder der wollüſtigen Korinthier, oder der reichen Chier, oder der Lesbier mit ihren köſtlichen Weinen, oder der Mileſier mit ihren herrlichen Kleidungen: ich gehe zu Heerfürern und Staats-Häuptern, ich gehe zu den Atheniensern, ich betrachte die Lacedämoniſchen Einrichtungen. Hier ſind Laconiſche Geißeln, und Schläge, und Jagden, und Lauf-Banen, und einfache Malzeiten, und ſchlechte Schlaf-Stäte auf etwas Stroh-Werk oder Baum-Blättern: aber ich ſehe auch das vergnügende bey alle dieſem. Ey, o Lykurgus, zu was für großer Luſt leiteſt du, durch kleine Mühe! Du legeſt wenig auf, und giebeſt dafür viel zu genieſſen! Du weiſeſt kurze Arbeit ann, die mit iedem Tage ſich endet, und ſchenkeſt dagegen fortdauerndes Vergnügen zum Gewinne! Welches können denn, wirſt du ſagen, die Spartaniſchen Wollüſte ſeyn? Ihre Stadt hat keine Mauer, ſie darf ſich vor niemandem fürchten, ſie ſiehet keinen Feind und keine fremden Rüſtungen in ihrem

Bezirke, ſie höret kein Seufzen, und kein Drohen. Was kann wol betrübender ſeyn als Furcht? was iſt plagender als Sclaverey? was iſt drückender als Zwang? Nimmet mann einem Staate ſolche Uebel, ſo bringet mann viele Vergnügungen an deren ſtatt in denſelben. Und bey ſolcher Vergnügung wurde ein Leonidas, ein Othryadas, ein Kallikratidas, erzogen. Aber dieſe Männer kamen ia um? Aber ſie kamen auf ſchöne Art um. Und was ſtifteten ſie dadurch? Lauter Vergnügungen. Werden doch auch oft dem Leibe einige Theile abgeſchnitten, damit der ganze Leib ſich wol befinde. Leonidas war ein Glied von Sparta: Othryadas war eben ein ſolches Glied; Kallikratidas gleichfals ein ſolches: als dieſe kleine Glieder verloren giengen, ſo wurden im Vaterlande alle Vergnügungen in ihrem Wolſtande erhalten. Und was ſoll ich von den Athenienſern ſagen? Im Attiſchen iſt alles voll Feſt-Tage, alles voll Gemüths-Ergötzungen: die Jares-Zeiten haben iede ihre eigenen Wollüſte; im Frülinge ſind die Dionyſus-Feſte, im Herbſte die geheimen Feſte der Ceres; in den übrigen Theilen des Jares wird bald der, bald der Gott feierlich vereret; da ſind die Feſte, die dort Panathenäa, und Scirrophoria, und Halea, und Apaturia, heißen.

ſen. Es trift ſich, daß auf dem Meer eine Schlacht geliefert wird, die zu Hauſe haben indeßen eine Feierlichkeit; daß auf dem Lande ein Treffen vorfället, die zu Hauſe lachen an denſelben Tagen. Selbſt der Krieg, dieſes höchſternſthafte Ding, iſt nicht leer an Ergötzung: er hat zu ſeiner Geſellſchaft eine Tyrrheniſche Trompete, eine Schifs-Flöte, einen Geſang und Spiel beym fortrücken. Du ſieheſt, was für eine reiche Menge von Vergnügungen es überall gebe.

Achtzehende Rede.

Reden, die mit der That zuſammenſtimmen, ſind die beſten.

§. 1.

Es kam nach Griechenland aus dem Scythiſchen Lande ein Mann von den daſigen Leuten; er beſaß eine Weisheit, die aber von vielen Worten und von Schwazhaftigkeit wenig hielte, ſondern das Haupt-Werk derſelben beſtunde in einer ſorgfältig eingerichteten Lebens-Art, in geſunder Geſinnung, in kurzen aber ſcharfſinni-

gen und richtigen Reden, ånlich nicht einem leicht=gerůſteten Soldaten, der unvermuthet anſprenget, ſondern einem ſchwer=gerůſteten Fußgånger, der Schritt vor Schritt anrůcket, und in ſeinem Fechten vorſichtig und bedåchtig ſich beweiſet. Als derſelbe nach Athen kam, traf er daſelbſt keinen nach ſeiner Art gerůſteten Mann; aber gar viele leichte Streiter, deren Herumſchweifen und Lårmen ihm, dem Anacharſis, gar nicht gefallen wolte. Er durchreiſete darauf Griechenland aller Orten, und war begierig, eine ſtandhafte und geſetzte Weisheit zu ſehen. Ob er dergleichen anderwårts auch gefunden, kann ich nicht ſagen: ſo viel aber weiß ich, er fand zu Chenå, einem kleinen und geringen Stådtchen, einen recht guten Mann, der ſich Myſon nennete. Dieſer Myſon verſtunde ſich gut auf rechte Einrichtung ſeines Haus=Weſens, auf geſchickten Land=Bau, auf gute Fůrung ſeines Eheſtandes, und auf edle Erziehung ſeiner Kinder. Der Scythiſche Fremde hatte darann genug, und begerete weiter keine redende Weisheit zu ſuchen, da er Werke ſahe, die er damals alle gar genau betrachtete. Nachdem er das nun alles zur Genůge betrachtet hatte, ſagte Myſon zu ihm: wegen ſolcher Verrichtungen, o Anacharſis, důnke ich den Leuten

hi=

hieſiges Ortes, ich weiß nicht mit was für Rechte, weiſe zu ſeyn; binn Ich aber ein Weiſer, weil ich ſolche Verrichtungen fleißig übe, wie wird es denn mit denen ſtehen, die Unweiſe heißen? Anacharſis bewunderte dieſen ſeinen griechiſchen Wirth überaus, daß er ſo viel that, und ſo wenig redete.

§. 2.

Auch die Reden des Pythagoras waren alle den Geſetzen änlich, kurz und gut abgefaſſet: hingegen ſeine Handlungen giengen immer in Einem fort, ſie ließen die Sele weder Tag noch Nacht müßig oder nachläßig ſeyn. Denn ſo wie, wenn man in einer zuſammenhangenden Muſik auch nur Einen Ton ausläßet, die ganze Muſik ihren Wolklang verlieret: alſo auch, in der Zuſammenſtimmung des Lebens, muß überall That und Wort überein kommen, wenn ſie nicht übelklingend und voll untauglicher Sprünge ſeyn ſoll; es müßen weder die Werke ins unmerkliche verfallen, noch die Reden das ausüben weit übertreffen, als ob aus einem vollen Gefäße Waßer in ein enghalſiges geſchüttet werden wolte; ſondern beide müßen ihr gleiches Maaß und ihre gleiche Fülle haben. Wer ein Liebhaber dieſer Zuſammenſtimmung iſt, und will, daß die Thaten lieber laut reden ſollen;

glaubeſt du denn, daß ein ſolcher mit vielen ſchönen Worten, ſich ein Anſehen zu geben, ſuchen werde? Ich halte es nicht dafür. Denn auch die Pfauen, die unter allen Vögeln die prächtigſten ſind, begeret niemand vor allen andern Vögeln deßhalb zu preiſen, weil ſie eine Schönheit beſitzen, die zum fliegen, in welchem doch die eigentliche Stärke der Vögel beſtehet, ihnen nichts beyträget. Die Nachtigallen hören wir gerne, in Anſehung ihres erfreuenden Geſanges: aber was uns angenem iſt anzuhören, das hilft ihnen nichts zu ihrem Wolſeyn.

§. 3.

Wenn ein Adler ſeinen Schall hören läßet, oder ein Löwe brüllet, ſo kann mann aus dieſem, obgleich uns unangenemen, Tone, die Stärke des tönenden erkennen. Da nun die Reden eines Mannes nichts geringers oder ſchwächers ſind, einen Mann aus ihnen kennen zu lernen, als das Gebrülle eines Löwen, oder der Klang eines Adlers: iſt es da nicht der Mühe werth, durch das Gehör zu erforſchen, ob das ſchallende eine Nachtigall, eine Macht-loſe Stimme und ein zamer Geſang, ſey, oder ob es von einem Adler, oder ſonſt einem männlichen und Muthvollen Thiere, herrüre? Jener Zopyrus verſtunde ſich gut darauf, aus dem bloßen Anſchauen

ſchauen und aus der äußern Bildung eines Menſchen, von der innern Gedenkungs-Art zu urtheilen; und aus ſolchen undeutlichen und unzuverläßigen Zeichen zu errathen, wie die Sele beſchaffen ſey. Denn worinnen beſtehet eigentlich die Aenlichkeit der Sele mit dem Leibe? Iſt es aber möglich, die Beſchaffenheit der Sele zu beurtheilen, nicht aus dunkeln und ſchwachen Zeichen: ſo läßet mann den Augen ihre Betrachtung der Farben und der Stellungen, und was ſie darinnen angenemes oder unangenemes beobachten; hingegen mit dem Gehöre läßet ſich die Geſinnung der Sele zuverläßiger ausſpüren: iedoch nicht auf die Art, wie die Leute insgemein zu urtheilen pflegen. Denn denen iſt es genug, eine Rede zu loben, wenn ſie nur hören, die Zunge habe ihre Fertigkeit, die Worte fließen, ſie ſind ausgeſuchet und zierlich, die Perioden ſind wolgefaßet, die Zuſammenfügungen ſind wolklingend und ungezwungen. Alles dieſes aber ſind doch nur lauter überflüßige Schößlinge am Baume, und Plaudereien, und Schwalben-Geſänge, und Beſchimpfungen der waren Beredſamkeit, wie der Komiſche Poete ſich davon ausdrücket. Sondern auf das eigentliche Schöne in den Reden muß man aufmerken.

§. 4.

Worinnen beſtehet denn aber dieſes Schöne in den Reden? Mein Freund, frage mich das ietzo noch nicht: du wirſt es von ſelbſt ſehen, ſo bald du wirſt ſehen können. Wer vermag einem Cimmerier die Schönheit der Sonne mit Worten begreiflich zu machen; oder das Meer einem, der beſtändig mitten im Lande gelebet; oder einem Epicur die Gottheit? Die Kenntniß davon läßet ſich nicht auf einmal mündlich beybringen, ſondern man muß eine eigene Wißenſchaft ſelber ſchon davon haben. So lange deine Wiſſenſchaft davon dunkel und ungewiß iſt, ſo lange müßen auch deine Urtheile in Gefar ſeyn zu irren. Der Wandersmann lobet das, was auf den Feldern und Aeckern wächſet, auf verſchiedene Weiſe; der Ackersmann aber urtheilet am richtigſten und geſundeſten davon. Jener lobet, bald die Blüte der Bäume und Pflanzen, bald ihre Größe, oder ihre Schattigkeit, oder ihre Farben: bey dem Ackersmanne und Eigenthümer aber hat die Frucht, nebſt dem Nutzen den er davon ziehen kann, das eigentliche Lob. Wenn nun iemand, nur wie ein Wandersmann, zur Anhörung einer Rede ſich nahet, und wie im vorbeygehen ſie lobet; ſo mißgönne ich ihm zwar ſein Wolgefallen nicht, das er daran empfindet:

wem

wem aber wie einem Ackersmanne zu Muthe iſt, von dem höre ich keine Lob-Sprüche eher ann, als bis er mir deutlich ſaget, was denn für Nutzen aus dem gelobeten zu ziehen ſey.

§. 5.

Sage mir, haſt du einige Früchte an der Rede wargenommen? haſt du einige daraus genoßen? und wie waren dieſelben beſchaffen? Haſt du eine Erfarung angeſtellet, und unterſuchet, ob dieſelben Früchte vermögend ſind, zur Saat zu dienen, und neue Früchte zu treiben? Iſt in deiner Sele was nützliches und fruchtbares daraus erwachſen? Werden etwa Birnen reif, und ſo gleich ſind auch neue Birnen da, die Aepfel reifen bey neuen Aepfeln, und ſo auch neue Weintrauben auf reif gewordene, und Feigen auf Feigen *): Hingegen deine Rede dienet nur auf Einen Tag, ihre Frucht giebet keine Saat, ſie näret niemanden, ſie dringet nicht in die Sele; ſondern ſie fließet über dieſelbe hinweg wie Oel über ein Waßer? Zeige mir den Genuß und Nutzen vom Ackerbau; die Lobſprüche kanſt du immer ſparen. Denn ſo bald du den Nutzen nicht ſageſt, ſo argwone ich eine ſchlechte Urſache deiner Lobſprüche,

*) Es iſt dieß eine Beſchreibung der Garten des Alcinous, in denen die Bäume, Jar aus Jar ein, immer voll Früchte ſind, Odyß. VII, 120, 121.

ſprüche, ich habe Mitleiden mit dem Lobenden, und das Lob mißfället mir. Einen ſolchen Lob-ſpruch ſingen die elenden Selen, deren Urtheils-Kraft unvermögend iſt, und die recht erſchaffen ſind, betrogen zu werden. Es iſt den Trojanern und Achäern gar nicht zu verdenken, daß ſie, um eine ſolche Frau, ſo viele und anhaltende Noth ausſtehen *). Das untaugliche und elende dieſes Lobes iſt offenbar, in welchem Eine Frau, und die Vergnügung an derſelben, gegen alle Griechiſche und Trojaniſche Uebel ins Gleichgewichte geſetzet werden will. Es giebet auch ietzo noch ſolche Lob-ſprecher, wenn ſie eine unzüchtige Rede hören: das verfüreriſche in derſelben erkennen ſie nicht, aber das ergötzende gefället ihnen, da ſich das zu ihren gewönlichen Vergnügungen ſo annemlich und unverhoffet ſchicket. Es gehet ſolchen Leuten, wie den Schiffern, die keinen genugſamen guten Wind zu ihrer Fart haben, die ſich aber einem ſanften Strome in dem ruhigen Meere überlaßen, und von demſelben an wüſte Ufer, oder in harte Untiefen oder Klippen, gebracht werden. Ein ſolcher Lobſprecher geräth unvermerkt

*) So urtheileten einige alte Trojaniſche Herren, als die Helena in ihrer vollen Schönheit ihnen vor die Augen trat. Ilias III, 156, 157.

merkt immer tiefer in ſeine Ungezogenheit; und nachher, aus Liebe zu ſeinen Vergnügungen, geräth er in Gegenden, die wüſter ſind als irgend ein Ufer, und gefärlicher und beſchwerlicher als irgend eine Untiefe oder Klippe: er lernet endlich ſeinen Irthum lieben, und freuet ſich über das, was ſeinen Empfindungen ſchmeichelt, wie einer der am Fieber darnieder lieget, und ſich, wieder die Vorſchrift der Arzeney-Kunſt, mit Getränke und Speiſen anfüllet: ſie vergrößern ihr Uebel, und machen ihre Krankheit ſchmerzhafter, aber ſie wollen lieber krank ſeyn, und eßen was ihnen ſchmecket, als geſund werden, und einige Unluſt zum Hülfs-Mittel gebrauchen. Ein erfarner Arzt weiß zwar bisweilen auch eine kleine Ergötzung der Sinne unter das unangeneme der Arzeney und der Heilung zu miſchen: aber lauter Ergötzung, und mannigfaltige Ergötzung, reichet weder ein Aeskulap, noch ein ächter Son des Aeskulaps, ſeinem Kranken dar: das iſt blos ein Werk für einen Koch, und deßen gleichen. Eine ungezogene Rede iſt nichts anſtändigers und beßers, als eine ſolche Herrſchaft des Bauches und Geſchmackes. Nimmet mann einer Rede das nützende, giebet ihr hingegen das angeneme und ergötzende reichlich: ſo machet mann ſie nach und nach zu einem frechen und unge-

ungeſcheueten Lerer alles garſtigen, das nur durch die Sinnlichkeit ſich unſrer Sele bemeiſtern kann, und das durch die Wolluſt genoßen wird.

§. 6.

Laßet uns dergleichen Köche und Süßigkeits-Miſcher den Trink-Geſellſchaften überlaßen; die böſen Diener des Bauches ſo wol, als des Gehöres: für uns wollen wir eine höhere Rede ſuchen, die laut rufet, und die Selen mit ſich über die Erde erhebet, weit über die irdiſchen Leidenſchaften der Lüſte und Begierden, der Ehrſucht, der Liebe, des Zornes, der Traurigkeit, der Unwißenheit. Alle ſolche Dinge muß ein warer Redner, der mit einem philoſophiſchen Vortrage auftritt, weit unter ſich ſeyn laßen; er muß nicht ungeſchäftig, nicht träge und matt, nicht mit einer gewißen Rede-Kunſt geſchminket, oder als einer der nur vor Gerichte was zu beſchönigen weiß, erſcheinen: ſondern er muß überall und in allem bewäret erfunden werden, in der Gemeine als ein verſtändiger Rathgeber, vor Gerichte als ein gerechter Kämpfer, in öffentlichen Verſammlungen als ein vernünftiger Wett-Streiter, in dem Unterrichte als ein weiſer erfarner Lerer: er muß nicht blos von einem Themiſtocles, der nicht da iſt, zu reden

wißen,

wißen, auch nicht zu Athenienſern die zu des Themiſtocles Zeiten gelebet; oder wegen eines erdichteten Helden; er muß nicht wieder einen Ehebrecher vortragen, da er ſelbſt ein Ehebrecher iſt, auch nicht wieder einen Uebermüthigen, da er ſelbſt ein ſolcher iſt; ſondern er muß von dergleichen Laſtern weit entfernet ſeyn, damit er ſich als einen warhaften Anfläger der Ungerechtigkeiten darſtellen könne. Ein ſolcher Redner kömmet aus der guten Schule, er iſt voll von ungeheuchelten Worten, die er ſelber völlig ausübet; und die nun auch hinwiederum vermögend ſind, alle, die ſich ihm nahen, mit einer bewunderswürdigen Ueberredung und Macht zu lenken.

§. 7.

Will man zu einer ſolchen Lenkung und Ueberredung auch einiges Ergötzliches anwenden; ſo mache man es wie Tyrtäus, oder wie der Klang einer Trompete iſt, die ſich mitten unter den Gerüſteten hören läßet, und das Herz mit ihrem Geſange zur Tapferkeit aufmuntert. Ich fordre eine ſolche Ergötzung in der Rede, die das erhabene derſelben nicht unterbricht, und die keinen Vorwurf dem Redner machen kann: ich fordre eine ſolche Ergötzung, deren die Tugend ſich nicht ſchämen darf, ſie zu ihrer Begleiterinn

zu

zu haben. Denn es muß ia zu allem, das von Natur Schöne iſt, eine Annemlichkeit zugeſellet ſeyn, eine volle Blüte, eine Senſucht nach ihm, eine Erfreuung, und was mann ſonſt noch vor Benennungen des ergötzenden hat. Auf ſolche Weiſe iſt der Himmel nicht nur ſchön, ſondern auch der allerangenemſte Anblick; imgleichen das Meer voll Schiffe, die Saat-tragenden Felder, die mit Bäumen bewachſene Gebirge, die beblümten Wieſen, die klarfließenden Bäche. Achilles war ein angenemer Anblick nothwendiger Weiſe, nicht wegen ſeiner ſchönen Haupt-Haare; denn auch Euphorbus war mit ſolchem Haare geſchmücket; ſondern das Schöne bey dem Achilles war ſo angenem, weil es durch Tapferkeit leuchtend gemachet wurde. Unter den Flüßen giebt der Nil den ſchönſten Anblick; aber nicht wegen ſeines vielen Waßers; denn auch der Iſter-Strom iſt breit und tief: ſondern weil der Iſter keine Fruchtbarkeit giebet, der Nil hingegen ſein Land Fruchtreich machet. Er iſt daher ein angenemer Anblick; iedoch ich muß mich ſcheuen, viel von der Annemlichkeit dieſer Gottheit zu ſagen, da ich billig lieber von ihrer Kraft und Gabe reden ſolte *). Empfinde

*) Die Aegyptier vergötterten ihren Nil-Strom: und aus deren Munde redet hier Maximus.

de ich doch auch ſelbſt bey den Kunſt-Stücken eines Phidias zwar ein Vergnügen, dennoch lobe ich vorzüglich die Kunſt des Meiſters: und bey den Geſängen eines Homers binn ich mir zwar eines Vergnügens bewuſt, ich lobe aber doch dieſe Geſänge wegen wichtigerer Urſachen. Selbſt vom Herkules glaube ich nicht, daß er in ſeinem ganzen Leben keinen Geſchmack und keinen Antheil an der Wolluſt gefunden habe; und ich ſtimme deßfals dem Prodicus gar nicht bey. Denn auch ein Mann hat ſeine Vergnügungen, die ihm ſeine Arbeit, die er durch Tugend verrichtet, ſüße machen; und die nicht vom Körper, oder durch die äußerliche Sinnlichkeit, ihm zufließen, ſondern die aus ſeinem angebornen Edlen herrüren, und von innen aus ſeiner Sele aufſteigen, die gewönet iſt, ſich über ihre ſchöne und gute Werke und Beſtrebungen und Reden zu erfreuen. Auf ſolche Weiſe freuete ſich Herkules, da er ſich aufs Feuer legete; und Socrates freuete ſich, da er im Gefängniße blieb, und den Geſetzen ſich unterwarf. Laßet uns einmal den Becher des Socrates gegen den Becher eines Alcibiades vergleichen: welcher von beiden trunke aus ſeinem Becher mit frölicherm Muthe; Alcibiades den Wein, oder Socrates den Gift?

Neun-

Neunzehende Rede.

Das Vergnügen an philoſophiſchen Reden, übertrift alles andre Ergözen das an Reden gefunden werden kann.

§. 1.

Vom Ulyſſes erzelet Homer, daß, als derſelbe, aus Mangel eines guten Schiffes, auf einem von ihm ſelbſt verfertigten kleinen Far-Zeuge in die See gegangen, das Far-Zeug aber, bey einem entſtandenen Sturme, zerbrochen worden, und er mit ſchwimmen ſich zu retten ſuchen müßen; ſo habe ihm die Meer-Göttin Leukothea eine breite Binde um den Leib zu binden gegeben, er ſey an der Inſel der Phäacier zu Lande gekommen, er habe die daſelbſtige fürſtliche Tochter angetroffen und ſie um Beiſtand angeſprochen, von der ſey er in die Stadt gebracht worden, er habe beym Alcinous Gunſt gefunden, er ſey mit an die fürſtliche Tafel in Geſellſchaft der daſigen Großen gezogen worden; und da habe er ſeine Geſchichte alſo angefangen: König Alcinous, es iſt was ſchönes, einen guten Ton-Künſtler anzuhören,

wie dieſer Demodocus von ungemeiner Geſchicklichkeit iſt *). Denn welche Annemlichkeit iſt wol vollkommener, als wenn ein Volk frölich iſt, und wenn Gäſte im Hauſe beyſammen ſitzen, und einen Geſang zu hören bekommen, bey einer wolbeſetzten Tafel, und einer vollen Schenke? Ich frage da den Ulyßes: was nenneſt du Frölichkeit, du weiſeſter unter den Menſchen? Etwa eine Tafel voll Fleiſch Werk und gebackenes, und eine große angefüllete Flaſche, und eingeſchenketen Wein; und nebſt allem dieſen einen Sänger, der Lieder ſinget wie ein Demodocus, von dem Wort-Streite des Ulyßes und Achilles, von dem holen hölzernen Pferde, in welchem die beſten der Griechen ſteckten, und ſo in die Stadt gebracht wurden, und aus demſelben die Betrunkenen überfielen, und ſolchergeſtalt die Stadt eroberten? Dünket dir das in deinem Herzen das ſchönſte und Beſte zu ſeyn?

§. 2.

Du biſt ein ſtarker Lob-Redner, o weiſer Ulyßes, einer ganz pöbelhaften Freude, die auch ein ieder Barbar loben würde, der neulich erſt

*) Odyß. IX, 1, u. f. 471, u. f. verglichen mit VIII,

erſt aus Babylon angekommen, und gewönet iſt an koſtbare Tafeln, an viel eingeſchenkete Weine, und an Geſänge wie ſie insgemein zu ſeyn pflegen: da du doch, wie du ſageſt, anderwärts den Honigſüßen Lotus, und den Geſang der Sirenen, nichts geachtet haſt. Vielleicht aber mag Homer etwas anders und Beßeres unter dieſem Bilde eigentlich vorſtellen wollen, als was die Worte, dem erſten Anhören nach, etwa zu ſagen ſcheinen. Denn, indem er zwar die Tafel mit vielem Eß-Werke beſetzet, und vielen Wein in den Flaſchen auftragen läßet; dabey aber die Gäſte lobet, die, mitten in ſolchen Vergnügungen, einem Sang-Meiſter fleißig zuhören: ſo dünket er mir ein edles Gaſtmal zu beſchreiben, dergleichen ein ieder vernünftiger gerne mit beywonen würde, der ſein Vergnügen nicht in geringfügigen, ſondern in den anſtändigſten, Dingen ſuchet, und lieber ſeine Oren, als ſeinen Magen, zu ergötzen begeret. Ja vielleicht iſt auch dieß noch nicht genug, blos das Gehör ſo ſchlecht hin und reichlich zu füllen mit dem Schalle der Flöten und Pfeifen, und mit Geſchwätze der Leute: ſondern der auch hier eine Geſchicklichkeit ſuchet, die die Sättigung der Oren mit einer rechtmäßigen Harmonie begleitet und ſchmücket.

§. 3.

§. 3.

Und was für eine Harmonie könnte das wol ſeyn? Ich liebe allerdings eine muſicaliſche Vergnügung des Gehöres, wenn Flöten geblaſen werden, oder die Laute geſchlagen wird, oder wenn ſonſt ein muſicaliſch Werkzeug vermögend iſt, einen beluſtigenden harmoniſchen Klang von ſich zu geben. Ich beſorge aber, es möchten ſolche Töne zwar durch die Kunſt ſchöne gemiſchet ſeyn, und eine Beluſtigung der Oren verurſachen, ſie möchten aber auch, als bloße ſchöne Töne, die mit keinen bedeutenden Worten vergeſellſchaftet ſind, der Sele zur Erfreuung nur wenig beytragen. Denn, vergleichet mann eine Ergötzung an bloßen wolgeſetzten Tönen, mit der Erfreuung, die aus vernünftigen Reden geſchöpfet werden kann; ſo möchte eine ſolche Rede wol den Speiſen änlich ſeyn, die bloßen Töne aber dem guten Geruche. Die Speiſen nären unſern Körper, und geben ihm einen wirklichen Vortheil: der gute Geruch aber iſt, theils an ſich was gar entberliches und geringes, theils zur Ernärung des Leibes völlig unnütze. Alſo muß mann dem närenden Gehöre viel gute Speiſen vortragen: mann kann zwar den gedachten guten Geruch, die Töne, zugleich mitnemen, aber mann muß ia dabey die Speiſe, die

aus vernünftigen Worten genoßen wird, nicht vergeßen. Da nun an Reden, und an ſonſt nichts, verſtändige Gäſte ſich eigentlich ergötzen können: was für Reden muß mann ſolchen denn zu genießen vorſetzen? Einige amen die Zänkereien vor Gerichte nach, und Kunſtgriffe und Streite der Wiederſprechungs-Begierde; ſie behaupten unrechtfertige Dinge, ſie ſchmücken das Garſtige, ſie verfälſchen das Ware; ſie laßen nichts geſundes und lauteres, nicht einmal in dem Gebiete der Natur, übrig: ſie machen es völlig ſo, wie die Sclaven-Händler: wenn dieſe eine Perſon bekommen, die ihre natürliche gute Beſchaffenheit hat, und die im reinen Sonnen-Scheine und in der freien Luft erzogen iſt, ſo ſperren ſie dieſelbe ein, und füttern ſie eine Weile im Hauſe, und machen ſie glatt von Haaren am Leibe; und verderben dadurch die Beſchaffenheit, die ſie vorher beſaß, und mit welcher die Natur, die beßer iſt als alle Künſteley, ſie begabet hatte. Eben ſo machen es gewißlich die, mit lauter Streit umgehende, Redner.

§. 4.

Aber ſolcher Leute Befleißigungen ſind, außer dem daß ſie auf falſche Dinge gehen, noch dazu gar zu betrübend, und ſchicken ſich durchaus nicht für eine Sele, die durchs Gehör wol

bewir-

bewirthet werden ſoll. Mir gefallen daher auch die Schauſpiele der Aenianer nicht, mit denen ſich dieſe Aenianer beym Trunke ergötzeten; ſo wol, die das Spiel vorſtellen, als die es anſchauen *). Zwey Männer ſtellen ein Krieges-Gefechte vor, und ein Dritter flötet dazu: der Eine von den Zweien iſt ein Ackersmann, und ackert; der Andre iſt ein Räuber und gerüſtet; bey dem Ackersmanne liegen die Rüſtungen auch nicht weit auf der Erde. Wenn nun der Räuber ankömmet, ſo läßet der Ackersmann ſein Geſpann ſtehen, und läuft zu ſeiner Rüſtung; und darauf fallen beide einander fechtend ann, ſie thun als hieben ſie nach den Geſichtern, als würden ſie verwundet, als fielen ſie todt nieder. Das ſind keine Schauſpiele bey einer Freuden-Malzeit. Dafür lobe ich die alte Perſiſche Sitte, vermittelſt welcher ſie ſich in Freiheit geſetzet und erhalten haben. Ihre Berathſchlagungen wurden bey Gaſtmalen gehalten, ſo wie zu Athen bey Verſammlungen des Volkes; und ein ſolches Perſiſches Gaſtmal war was ernſthafters und nachdenklichers, als die Athenienſiſchen Verſamm-

*) Beym Homer heißen dieſe Leute Enienes: und von ihrem Spiel findet mann beym Xenophon von dem Zuge des Jüngern Cyrus, VI, 1, 4, einige Nachricht.

ſammlungen. Denn dort war es gar nicht Sitte, ſich zu betrinken, hingegen wurde ihr Geiſt bey dem Freuden-Male aufgemuntert; und ein guter Trunk, der mäßig gethan wurde, war wie ein Oel in die Lampe; er ließ den Muth der Sele nicht verlöſchen, er zündete ſie aber auch nicht ſtärker ann als nöthig war. Hingegen hier, zu Athen, haben die nicht trinkende Redner, die aber von keiner Sitte und keinem Geſetze wißen wolten, wodurch ihre Freiheit im Reden wäre gemäßiget worden, ſich ausgelaßener in den Verſammlungen aufgefüret, als irgend ein Betrunkener.

§. 5.

Jedoch, laßet uns von den Perſiſchen und Athenienſiſchen Dingen weiter nichts ſagen, und laßet uns wieder auf unſre Sache kommen. Wir ſageten, eine gute Sele müße mit Reden bewirthet werden, aber nicht nach Art der Reden vor Gerichte. Mit was für welchen denn alſo? Die, welche die Sele auf die vergangene Zeit zurücke füren, ſtellen ihr das, was ehemals geſchehen iſt, abermal vors Geſichte. Die Kenntniß der Welt iſt was angenemes, wenn mann, frey von Ermüdung, überall umher reiſen, alle Länder beſehen, allen Kriegen ganz ſicher mit beywonen, eine lange Dauer der Zeit in wenige Tage

zu-

zuſammenziehen, und eine ungeheure Menge von Thaten in kurzer Friſt erkennen lernen, kann, Aßyriſche, Aegyptiſche, Perſiſche, Mediſche, Griechiſche Geſchichte und Umſtände: mann ge= het zu ſolchen Völkern, bald wenn ſie zu Lande Krieg füren, bald wenn ſie See = Schlachten halten, bald wenn ſie in ihren Verſammlungen ſich berathſchlagen: mann iſt beym Themiſto= cles auf dem Meer, mann ſtellet ſich neben den Leonidas, mit dem Ageſilaus gehet mann ien= ſeit Meeres, mann rettet ſich mit dem Xenophon: mann iſt mit der Panthea voll Liebe mann ia= get mit dem Cyrus, mann regieret mit dem Cy= axares. Heißet nun ein Ulyßes weiſe, weil er mannigfaltig umhergezogen, vieler Menſchen Städte geſehen und Geſinnung kennen ge= lernet, zu der Zeit da er ſeine Perſon und Le= ben erhalten, und ſeine Leute gerne wieder nach Hauſe bringen wolte: ſo kann ia der noch eher weiſe ſeyn, der, entfernet von allen Gefär= lichkeiten, dennoch mit Begebenheiten der Welt ſeine Kentniß bereichert. Er kann eine Charyb= dis anſchauen, und brauchet nicht Schiff = Bruch gelitten zu haben; er kann die Sirenen ſingen hören, und darf ſich nicht anbinden laßen; er kann beym Cyklopen ſich befinden, der ihm nichts zu Leide thut. War Perſeus glückſelig, daß er

auf einem fliegenden Pferde ſaß, und in der hohen Luft umherreiſete, und alle Vorfälle und Gegenden auf Erden von oben herab in Augenſchein nam: ſo iſt die Hiſtorie viel ſchneller als die Flügel des Pegaſus, ſie erhebet ſich höher, ſie nimmet die Sele und träget ſie allenthalben umher; ſie zeiget ihr alles, nicht auf einfache oder nachläßige Art, ſondern ſie leget den Urſprung und die Umſtände von Menſchen und Flüßen vor Augen. Kröſus, ſpricht ſie, war von Nation ein Lydier, ein Son des Halyattes, ein Beherrſcher vieler Völker: oder, Jupiter, der Regierer der Wolken, zeugete, erſtlich den Dardanus. Sie erzelet auch von Städten, und ſpricht zum Exempel: Epidamnus iſt eine Stadt, die zur rechten Hand lieget, wenn mann in den Joniſchen Meer-Buſen hineinſchiffet, und ihre Nachbaren ſind die Taulantiſchen Barbarn: oder, Ephyra iſt eine Stadt, die an der Spitze von dem graßreichen Peloponnes gelegen iſt. Sie erzelet von Flüßen: dieſer läuft von Mittage gegen den Nordwind, und fället in das ſogenannte Euxiniſche Meer: oder, dieſen nennen die Götter den Xanthus-Strom, die Menſchen aber den Scamander. Solche Reden erhalten das menſchliche Geſchlechte, das nur immer auf Einen Tag lebet, das bald vergehet, und an

deßen

deßen Stelle immer andre und andre kommen, im Gedächtniße auf die Nachwelt; ſie verwaren die ehemaligen Tugenden vor der Vergeßenheit, ſie machen die Thaten durch Nach-Rum unſterblich. Hierdurch geſchiehet es, daß ein Leonidas beſungen wird, nicht blos von Lacedämoniern die zu ſeiner Zeit gelebet; daß ein Themiſtocles gelobet wird, nicht blos von den damaligen Athenienſern: die Regierung eines Perikles dauert noch, die Gerechtigkeit eines Ariſtides lebet noch; ein Kritias wird ietzo noch geſtraſet, und ein Alcibiades iſt noch ein Flüchtling. Mit Einem Worte: die Welt-Geſchichte ſind dem, der ſie das erſte mal höret, was überaus angenemes zur Ergötzung, und dem, der ſie inne hat, was reizendes und anleitendes in der Erinnerung.

§. 6.

Welche Bewirthung der Sele mit Reden, könnte denn wol ſchmackhafter ſeyn als dieſe? Es iſt zwar ſchwer, einem reichen und edlen Geſchichtſchreiber ins Geſichte zu wiederſprechen; dennoch muß ich ihm meine Gedanken ſagen. Dein Vortrag iſt ſchön, er iſt ergötzend anzuhören: aber eine gute Sele begeret noch was mereres als das, was du ihr darreicheſt. Was hat das Andenken alter Uebel ſchätzbares in ſich für ei-

nen, der nicht gelernet, wie er ſich vor gleichen Uebeln in Acht nemen ſoll? Was haben die Athenienſer aus ihren alten Attiſchen Nachrichten gewonnen? Oder die Halikarnaßenſer aus ihren alten Joniſchen Geſchichten? oder was ſind die Chier glückſeliger durch die ihrigen geworden? Hätten die Geſchicht-Schreiber das Schöne und Gute von dem Garſtigen und Böſen abgeſondert, und hätten von dem leztern ſtille geſchwiegen, das erſtere aber umſtändlich erzelet; ſo könnte die Sele einen Vortheil daraus ziehen in Nachamung der erzeleten Dinge, ſo wie die Augen in Nachamung eines ſchönen Gemäldes: nun aber iſt in den Beſchreibungen der Geſchichte alles durcheinander gemiſchet, des Aergern iſt mereres drinnen, das Garſtige hat die Oberhand; die meiſten Perſonen in der Hiſtorie ſind Räuber und Tyrannen, das meiſte ſind ungerechte Kriege, mit Unvernunft erlangetes Glück, boshafte Handlungen, unverdiente Unfälle, trauervolle Umſtände; ſolche Dinge nachzuamen iſt ſündlich, ihr Andenken ſtiftet Schaden, das Unglück wird verewiget. Ich aber verlange zur Bewirthung der Sele, eine närende Speiſe recht geſunder Reden, und ich bedarf eines ſolchen unſchädlichen Brodtes, durch welches

welches ein Socrates, ein Plato, ein Xenophon, ein Aeſchines, ſeine Geſundheit erhielte.

§. 7.

Die menſchliche Sele hat Begierde, Furcht, Traurigkeit, Neid, und andre dergleichen, ganz verſchiedene, Triebe. Hier ſieheſt du einen bittern und anhaltenden Streit, den du wieder dieſe Triebe füren lernen muſt: von einem ſolchen Streite erzele mir, und laß den Mediſchen Krieg immer gehen; von einer ſolchen Seuche erzele mir, und laß die Peſtilenz immer geweſen ſeyn. Sage mir, wem ich hier den Ober-Befel, oder die Heilung, auftragen muß. Laß einen Hippocrates für den Leib, einen Themiſtocles für das Meer, ſorgen: ſage du mir einen Arzt für die Sele, einen Anfürer in meinem Streite. Und, weißeſt du keinen unter den Menſchen, ſo wende dich zu den Göttern. Frage ſie, nicht wegen Verheerung des Landes, wegen Räuberey auf dem Meere, wegen beſtürmeter Mauern, wegen ſterben unter den Menſchen: das ſind Kleinigkeiten, das ſind bald vorüber gehende Dinge. Deine Saat kann vernichtet werden, wenn auch ſchon die Peloponneſier zurücke bleiben; auf dem Meere kann geraubet werden, wenn auch ſchon die Athenienſer nicht mit Krieges-Schiffen auslaufen;

die

die Mauren können darniedergeriſſen werden, wenn nicht durch einen Philippus, dennoch durch die Länge der Zeit; die Menſchen müßen ſterben, wenn auch ſchon die Peſt aufgehöret hat. Aber die Tugend des Menſchen läßet ſich, weder durch Krieges-Züge, noch durch bloßes Zugreifen, herbeyholen. Wegen derſelben frage doch, wenn deine Sele verheeret, beraubet, beſtürmet, von Seuchen geplaget, wird Hierzu bedarfſt du eines Orakels und einer göttlichen Antwort: bete zu der Gottheit: Höre mich, der du den ſilbernen Bogen haſt und Chryſa bewoneſt, Höre mich, o Apollo, und Jupiter, und welcher Gott ſonſt ein Arzt für eine kranke Sele iſt, daferne ich dir ie zum Wolgefallen deinen Tempel gebauet, oder dir fette Opfer-Stücken verbrennet habe *). Wenn du zu ſolcher Zeit beteſt, wird Apollo dich eher als einen Chryſes erhören. Denn du rufeſt alsdenn Gott nicht etwa ann um eine Peſt, oder um ein ſchießen mit tödtlichen Pfeilen, oder um Verderbung der Hunde und Menſchen und Maul-Eſel: das ſind keine Gaben für einen muſicaliſchen und warſagenden Gott. Homer hat zwar

ſo

*) Es ſind dieß angebrachte Zeilen aus Ilias I, 37-40. Chryſes rief aus Rachſucht den Apollo ann, er ſolle eine Peſt ins griechiſche Lager ſchicken.

ſo was von ihm erzelet; aber er verſtehet darunter die Stralen der Sonne, die viel ſchneller als Pfeile durch die Luft ſchießen, und ſtärker als alle andere körperliche Dinge ſind. Für mich aber ſinge ein Homer oder Heſiodus, oder wer ſonſt ein göttlicher Dichter iſt, von einem Gotte der ein Heiler der Krankheiten und Uebel der Sele iſt: alsdenn ſinget er was, das eines Apollo oder Zevs würdig iſt.

Zwanzigſte Rede.

Worann mann einen Freund von einem Schmeichler unterſcheiden könne.

§. 1.

Prodicus füret in einer Fabel den iungen, nun männlich werdenden, Hercules an einen Scheide-Weg, und ſetzet über beyde Wege die Tugend und die Wolluſt zu Fürern. Die Eine von dieſen Fürerinnen war Ehrwürdig anzuſehen, und zeigete vielen Anſtand, ſie gieng mit wolgeordnetem Schritte, ihr reden hatte einen lieblichen Klang, ihr Auge war ſanft, ihre Kleidung reinlich; die Zweite hatte ein ſchwelgeriſches Anſehen, ſie war geſchminkt, ihre Kleidung

dung mannigfaltig-bunt, ihr Auge frech, ihr Gang unordentlich, ihre Stimme übelklingend. Das alles bemerkete auch Hercules gar bald, als ein Son des Jupiters, und als ein edles Herz von Natur: er ſagete der Wolluſt ſeinen Abſchieds-Gruß, und überließ ſich der Tugend als ſeiner Fürerin. Es ſey nun auch mir erlaubet, eine Fabel zu dichten, in welcher zweierley Wege, und ein guter Mann, und Fürer auf beiden Wegen, an ſtatt der Tugend ein warer Freund, an ſtatt der Wolluſt ein Schmeichler, vorkommen ſollen. Dieſe zwey müßen gleichfals an äußerlichem Anſtande, und an Augen, Kleidung, Stimme und Gange, unterſchieden ſeyn: der eine ſoll überaus angenem ausſehen, der andre ſoll ſeine natürliche freie Mine haben: der eine ſoll lächeln, er ſoll ſeine rechte Hand darreichen, und den Mann erſuchen ihm zu folgen; er ſoll ihn loben, ſich tief bücken, ſchwören und bitten, und ihm allerley ſeltene Vergnügungen erzelen, die an dem Orte anzutreffen wären, dahinn er ihn füren wolle, blumenreiche Wieſen, klar fließende Bäche, ſanfte Lüfte, dichte ſchattige Bäume, ebene Wege, leichte Lauf-Banen, grünende und blühende Garten, neue Birnen auf Birnen, neue Aepfel auf Aepfel, und Weintrauben die gleich auf die reif-

gewor-

gewordenen folgen. Der Zweite Fürer ſoll nur wenige Worte machen, aber lauter Warheit reden; er ſoll ſagen, das meiſte des Weges ſey rauh, das wenigſte ſey recht eben; es müße ein guter Wandersmann in ſolcher Faßung mit ihm gehen, daß, wo es nöthig, er es ſich ſauer werden laßen wolle; wo es ihm aber leicht ankomme, da wolle er das als ein gutes Glück annemen.

§. 2.

Indem beide alſo reden, welchem wird er trauen, und welchen Weg wird er gehen? Wir antworten dem Dichter dieſer Erzelung, daß, wenn der, ſo gefüret werden will, etwa ein Aßyriſcher elender Mann wäre, oder ein Phöniciſcher Straton, oder ein Cypriſcher Nikocles, oder einer von der Sybaritiſchen Art; er den Einen Fürer ſo gar haßen, und für einen ganz ungeſelligen und garſtigen und unverſtändigen, halten, den Andern aber für einen gefälligen, angenemen und großen Menſchen-Freund, achten, wird. Es neme alſo dieſer ſchöne Fürer einen ſolchen elenden Mann, und füre ihn: er wird ihn zulezt entweder auf ein Feuer bringen, wie jenen Aßyrer, oder in Armuth wie den Phönicier, oder in Bande wie den Cyprier, oder in ein andres warhaftes Uebel das aus falſcher

Wolluſt entſtehet. Wäre aber der, dem die Fürung angeboten würde, ein Mann von der Art eines Hercules, ſo würde er den waren Fürer, den Freund, welen, ſo wie Hercules die Tugend.

§. 3.

Und hiermit mag denn das Fabel-erzelen ein Ende haben: meine Rede ſoll nun unterſuchen, wie man den Schmeichler vom Freunde unterſcheiden könne. Der Probler-Stein prüfet das Gold, das auf ihn geſtrichen wird: welches wird die Probe der Freundſchaft und der Schmeicheley ſeyn? Etwa der Ausgang und Erfolg von beiden? Aber wenn wir dieſen Ausgang erwarten wollen, ſo kommet ein andrer Schaden eher, als die Erkentniß: man muß urtheilen können, ehe mann anfänget, genauen Umgang zu haben: folget aber erſt das Urtheil auf den Umgang, ſo kan der Reuende ſein Urtheil gar wenig nützen. Meineſt du etwa, mann könne durch Luſt und Unluſt einen Freund vom Schmeichler unterſcheiden? Aber auch ein Schmeichler, wenn er ſeines Dinges zu viel machet, kann uns höchſt beſchwerlich und verdrießlich ſeyn, ſo wie ein Freund bey gutem Glücke höchſt ergötzend iſt. Alſo wird mann ſie wol nach Schaden oder Nutzen, den mann von ihnen

ihnen hat, ſchätzen müßen? Auch dieß iſt gar eine zweideutige Sache. Denn der Schmeichler, wenn er ſchadet, thut uns etwa an unſrer Habe einigen Schaden, oder er ſetzet uns in übermäßiges Vergnügen; und es kann geſchehen, daß wir den Verluſt für was ſchlechtes und leichtes, das Vergnügen aber für höchſt ergötzend, anſehen: hingegen wegen Freundſchaft, ſind viele mit aus dem Lande zu weichen gezwungen, oder ſie ſind ihrer Würden und Ehren entſetzet, oder auch mit hingerichtet, worden.

§. 4.

Woran werden wir alſo den Schmeichler vom Freunde unterſcheiden können, wenn es weder durch den Ausgang, noch durch Luſt, noch durch Schaden, geſchehen kann? Erlaube, daß wir beide, ieden beſonders, in Augenſchein nemen. Iſt alſo der etwa der rechte Freund, der vergnügend mit uns umgehet? Das ſcheinet allerdinges ſo: denn, wenn ein Feind uns ſuchet Misvergnügen zu verurſachen, ſo wird der wol ein Freund ſeyn, der am bereiteſten iſt, uns Vergnügen und Luſt zu erregen. Gleichwol verhält ſich die Sache ganz anders. Denn ein Arzt, der es am beſten meynet, erreget oft die meiſten Schmerzen: und eben ſo iſt es mit einem recht ſorgfältigen Feldherrn, und mit ei-

nem recht vorſichtigen Steuermanne, beſchaffen. Väter lieben ia wol ihre Kinder, und Lermeiſter ihre Schüler: und was kan oft betrübender ſeyn, als ein Vater ſeinem Kinde, oder einem Lerlinge ſein Meiſter? Ulyßes liebete ia wol ſeine Gefärten, und ſtunde viel hartes aus, blos dazu, daß er ſich das Leben erhalten, und ihnen die Rück-kunft inns Vaterland verſchaffen, möchte. Gleichwol wenn er unter unmäßige und bloße Wolluſt liebende Leute geriethe, die ſich wie unvernünftige Thiere auffüreten, und den ſüßen Lotus aßen, (denn mit dieſem Namen bezeichnet Homer an einer gewißen Stelle die Wolluſt) und wenn ſeine Gefärten ſich zu dieſer Leute ſchwelgeriſchen Leben geſellen wolten, nachdem ſie den böſen Lotus gekoſtet hatten: ſo ergriff er ſie, und fürete ſie wider ihren Willen, und als weinende, in das Schiff. So verhielte ſich ſchon ein Eurymachus gegen die Freier nicht, ſondern der handelte wie einer von der Art der Schmeichler: er ſchlachtete nebſt ihnen gemäſtete Schweine und fette Ziegen, er trunk mit ihnen nach Belieben Wein, er legete ſich, wie ſie, des Nachts zu den Mägden, er zerete nebſt ihnen das Haus ſeines großen Fürſten aus, und ſtellete in ihrer Geſellſchaft der Gemalin deßelben nach.

§. 5.

§. 5.

Soll ich alſo kurz und gut den Schmeichler auf die Seite des Laſters ſtellen, und den Freund auf die Seite der Tugend; hingegen alle Unluſt und Luſt weg laßen? Denn weder die Freundſchaft iſt ihres Vermögens beraubet, noch auch die Schmeicheley iſt frey von Mißvergnügen: ſondern beides iſt unter beides gemenget; es giebet Luſt in der Freundſchaft, es giebet Unluſt bey den Schmeicheleien: ſo wie Mütter und Ammen ihre kleinen Kinder lieb haben, und ſie doch auf alle Weiſe zu vergnügen und zu erfreuen ſuchen; du kannſt ihnen, wegen ſolcher Vergnügungen, ihr lieb-haben nicht abſprechen. Wenn Agamemnon den Menelaus ermanet, er ſolle allen die gebürende Ere erweiſen, und ſich in ſeinem Herzen über niemanden erheben; glaubeſt du, daß er ihm damit anrathet, er ſolle gegen iedermann einen Schmeichler abgeben? Als Ulyßes mit ſchwimmen ſich aus dem Meere in das Land der Phäacier gerettet hatte, und nackend von ſeinem Nacht-Lager, wo er ausgeruhet, ſich aufmachete, und ſpielende Jungfern antraf, unter denen er die Prinzeßin leicht unterſcheiden konnte; ſo verglich er dieſe mit der Diana, und hierauf mit einem ſchönen iungen Baume: und niemand wird deßhalb den Ulyßes

einen Schmeichler zu nennen begeren. Denn der Schmeichler iſt vom Freunde im Vorſatze, und im Nutzen, und in der Gemüths-Beſchaffenheit, unterſchieden. Ein freier Held füret Waffen, ein um Lon gedungener Soldate gleichfals: aber niemand hält ihre Handlungen für gleich in Anſehung der Arbeit, ſondern er unterſcheidet den Nutzen den beide gewären, nach dem Vorſatze den ſie hegen. Der Eine iſt ein Retter aus Freundſchaft und Liebe, der Andre läßet ſich um Lon von einem ieden gebrauchen: der Eine iſt freywillig; der Andre feil: der Eine iſt ſeinen Bundes-Verwandten treu und zuverläßig, der Andre iſt auch oft ſeinen nächſten Freunden ungetreu.

§. 6.

Auf ſolche Art achte den Schmeichler vom Freunde unterſchieden. Beide ſind zwar oft einander änlich in den Handlungen, und im Umgange; aber ſie ſind einander unänlich in Anſehung des Nutzens, und der Abſicht, und der Gemüths-Beſchaffenheit. Der Freund richtet das, was er als was gutes anſiehet, auf einen gemeinſchaftlichen Nutzen mit ſeinem Freunde: und es mag nun was betrübendes oder erfreuendes heraus kommen, ſo genießet er es mit ihm auf gleiche Weiſe: der Schmeichler

aber

aber folget allein ſeiner eigenen Begierde, und richtet den Umgang zu ſeinem alleinigen Vortheile ein. Der Freund begeret gleiches, der Schmeichler eigenes: iener ſtrebet nach gleichem Werthe in der Tugend, dieſer nach Vorzug in der Wolluſt; iener redet freymüthig im Umgange, dieſer beweiſet ſich kriechend in der Beehrung; iener nimmet aufrichtig Theil an allem, dieſer auf betriegliche Weiſe; iener ſiehet auf Nutzen im künftigen, dieſer auf Gunſt im gegenwärtigen; iener vergißet leicht, was er dir gutes gethan, dieſen muſt du vergeßen worinnen er argliſtig gegen dich gehandelt hat; iener ſorget für alles als für was gemeinſchaftliches, dieſer hilft alles verwüſten als was fremdes: der Freund iſt der unbeſchwerenſte Mitgenoße des guten Glückes, und der gleicheſte Mitgenoße des Unglückes; der Schmeichler hilft den Wolſtand unerſättlich mit genießen, und mit Unglücke will er gar nichts zu thun haben. Freundſchaft iſt was belobetes, Schmeicheley verdienet lauter Tadel: Freundſchaft giebet und empfänget von beiden Seiten gleiches, Schmeicheley hinket; denn wer ſich blos aus Bedürfniß zu iemandem hält, ſeines Nutzens und Genußes wegen, da zeiget ſich ſchon das ungleiche, in ſo ferne der andre ſich nicht wieder, eines Nutzens wegen, zu ihm

hält. Es iſt ein Unglück für uns, wenn wir es nicht wißen, daß uns iemand liebet; hingegen ein Glück, wenn wir ſehen, daß der andre nichts als ein Schmeichler iſt. Geprüfete Freundſchaft wird ſtärker, entdeckete Schmeicheley wird entkräftet: Freundſchaft iſt nicht habſüchtig, der Schmeichler will immer was haben. Und wenn Menſchen es mit der Gottheit zu thun haben, ſo iſt ein Frommer ein Freund Gottes; ein abergläubiſcher aber, oder der ſich knechtiſch vor Gott fürchtet, ein Schmeichler Gottes: ein frommer Freund Gottes iſt glückſelig; ein ſclaviſcher abergläubiſcher Schmeichler Gottes, iſt unglückſelig.

§. 7.

Gleichwie nun einer, der ein gutes Gewißen und eine Zuverſicht zu der Gottheit wegen ſeiner Tugend hat, zu Gott hinzutritt one knechtiſche Furcht; hingegen der wegen ſeiner Laſterhaftigkeit verzagte und übel ſich bewuſte, mit vieler Furcht, mit keiner guten Hofnung, und von der Gottheit wie von einem Tyrannen ſich lauter übels beſorgend: auf eben ſolche Art meyne ich ſey auch gegen Menſchen die Freundſchaft was zuverſichtliches und Hofnungs-volles, Schmeicheley aber was zweifelndes und zaghaftes. Eines Tyrannens Freund iſt Niemand,

bey

bey einem guten Könige findet kein Schmeichler ſtatt: königliche Würde aber und tyranniſche Herrſchaft ſind bey der Gottheit nicht in gleichem Werthe. Da indeßen die Freundſchaft aus einer Aenlichkeit der Sitten entſtehet, das Laſterhafte aber weder immer ſich ſelbſt, noch viel weniger dem tugendhaften, änlich iſt: ſo liebet ein Guter den andern, denn er ſiehet ihn ſich änlich: der Schmeichler aber, wie könnte der bey einem Guten einen Schmeichler abgeben? Er würde ia gleich entdecket werden. Iſt er aber ein Schmeichler bey einem Laſterhaften, ſo iſt er demſelben entweder gleich und änlich, und alsdenn iſt er kein Schmeichler, denn die Schmeicheley machet ſich nicht an ihres gleichen; iſt er ihm nicht gleich und änlich, ſo kann er ihn nicht lieben. Auch in den Verfaßungen der Staaten; in einer Ariſtocratie iſt alles voll Freundſchaft, in der Democratie hingegen voll Schmeicheley: eine Ariſtocratie aber iſt viel was beßeres als eine Democratie. Zu Lacedämon gab es keinen Kleon, keinen Hyperbolus, böſe Schmeichler eines übermüthigen Volkes. Eupolis ſpottete in einer Komödie am Bacchus-Feſte den Kallias, der im Privat-Stande viele Schmeichler bey ſeiner Tafel hatte, die zur Belonung ihrer Schmeicheley ſonſt nichts als volle

Becher, und Umgang mit geringen Frauens-Perſonen, und andre dergleichen niedrige und Sclavenmäßige Vergnügungen, bekamen: aber in was für Komödie und in was für einem Schauplatze, ſoll mann daßelbe Volk ſelbſt, das damals einem Eupolis zuſchauete und zuhörete, verſpotten? Nebſt deßen vielen Schmeichlern, die zur Belonung nichts geringfügiges, oder das ſich blos bis an den Magen und Unterleib erſtrecket hätte, ſondern das größeſte Unglück Griechenlandes, ſucheten? Hätten aber die Athenienſer, mit Verwerfung ihrer Schmeichler, einem Pericles und Nicias Gehör geben wollen; ſo würden ſie Freunde, und nicht Schmeichler, zu Fürern gehabt haben.

§. 8.

Betrachtet mann monarchiſche Staaten, ſo ſcheinet da ein Mardonius einem Xerxes, ein Barbar dem andern, ein unverſtändiger dem andern, ein elender Sclave einem übermüthigen wollüſtigen Herrn. Der Erfolg dieſer Schmeicheley iſt, daß Aſien beunruhiget, das Meer gegeißelt, der Helleſpont bebrücket, der Athos durchgegraben, wird: und der Erfolg dieſer Unternemungen iſt Ueberwindung und Flucht und Tod des Schmeichlers. Die Macedonier ſchmeicheln einem Alexander: auf dieſe Schmeicheley

erfol-

erfolgen als Wirkungen, daß ſie perſiſche Unterkleider anziehen, daß Herkules und Philippus und das ganze Geſchlechte der Argeader, vergeßen werden, müßen. Und was ſoll ich von Staaten ſagen, wo Tyrannen herrſchen? Denn wo Schröckung und unumſchränkete Gewalt die Unterworfenen ängſtiget, da muß nothwendig die Schmeicheley blühen, Freundſchaft aber völlig begraben ſeyn. Mann ſiehet ſo gar Schmeichler auch bey Gewerken und Künſten, die äußerlich ſich zwar ſolchen Künſten gemäß anſtellen, in der That und Ausarbeitung aber, denſelben gar ungemäß beſchaffen ſind. Eine unächte Muſik ſchmeichelte den Leuten, als die Dorier ihre väterliche, im Gebirge übliche, Muſik verließen, und bey ihren Heerden und Triften fremde Geſänge, Flöten-Töne, und Tänze lieb gewonnen; und mit der Muſik zugleich ihre alte Tapferkeit verfälſcheten. Eine unächte Arzeney-Kunſt ſchmeichelte den Leuten, als ſie die Heilungs-Art eines Aeſkulaps und der Schüler deßelben verließen, und ſich einbildeten, die Koch-Kunſt ſey eben ſo gut, dieſe arge Schmeichlerinn ungeſunder Körper. Ein betrieglicher Sachwalter ſtellet ſchmeichelhaft einen gewißenhaften Redner vor, er ſuchet Gründe gegen Gründe, er verſchanzet das Ungerechte mit ſcheinen-

dem Rechte, und das garſtige mit einem Vorwande des Guten und anſtändigen. Ein Sophiſte ſtellet einen guten Weltweiſen ſchmeichelnd vor; und dieſe Art von Heuchlern iſt die allereigentlichſte.

Ein und zwanzigſte Rede.

Wie mann ſich zur waren Freundſchaft bereiten ſoll.

§. 1.

Kannſt du mir wol ſagen, was für Leute Homer gerne den Göttern änliche, und göttliche, und dem Jupiter an Geſinnung gleiche, nennet? Wen denn ſonſt, als die gröſſeſten Helden, einen Agamemnon oder Achilles oder Ulyſſes, oder wer ihm ſonſt Urſache darbot, ihn dieſes Lobſpruches theilhaftig zu machen. Wie aber, wenn er ſie nicht mit dem Jupiter verglichen hätte, ſondern etwa mit dem Arzte Machaon, oder mit dem Warſager Kalchas, oder mit dem guten Reiter Neſtor, oder mit dem Schlacht-Ordnungs-verſtändigen Meneſtheus, oder mit dem Baumeiſter Epeus, oder mit dem wolgebil-

gebildeten Nireus; würdeſt du mir da wol nicht gleich die Urſache anzeigen können, warum er ſie ſo verglichen? Oder würdeſt du wol hier die Aenlichkeit gleich bemerken; dort aber höreſt du wol, daß ſie dem Jupiter änlich ſeyn ſollen, und du lobeſt den, der ſie mit dem Jupiter vergleichet, wegen ſeiner Erkenntniß; aber du weißeſt nicht, worauf ſich dieſe ſeine Erkenntniß gegründet habe? Erlaube alſo, daß ich dir, an ſtatt des Homers, eine Eröfnung thue; iedoch nur in ungebundener Rede, denn ich bin kein Poete. Er nennet den Jupiter oft einen Vater der Götter und der Menſchen; doch wol nicht deßhalb, weil er ſich aus dem Himmel geſchlichen, und bald die Geſtalt eines Vogels, bald des Goldes, bald wieder etwas anders, angenommen, und ſterbliche Frauens-Perſonen erkannt hat, damit er mächtige Fürſten zeugen möchte; denn auf die Weiſe würde Jupiter nur wenige Kinder haben: ſondern er nennet ihn einen Vater, und brauchet dieſe vorzüglichſte und älteſte Benennung unter allen Freundſchafts-Namen, weil er ihm die Urſache zuſchreibet, daß Götter und Menſchen ſind, und in ihrem Seyn erhalten werden.

§. 2.

Gut: ſo iſt es mit dem Jupiter bewandt. Was aber nun die betrift, die dem Jupiter änlich ſind, glaubeſt du, daß es ſich mit denen auf eine andre Art verhalte? Bemerkeſt du nicht, daß die Poeten keinen Salmoneus mit ihm verglichen haben, ob er gleich blitzen konnte, wie man von ihm ſaget, und das poltern des Donners, und den Glanz des Wetter-Strales, nachamete? Denn wenn Salmoneus auch ſo was thun konnte, ſo war es doch ſo gut, als wenn ein Therſites einen Neſtor im reden hätte nachamen wollen. Wie können alſo Menſchen dem Jupiter änlich ſeyn? Darinnen, wenn ſie die Erhaltung und die Liebe und die Vater-Geſinnung des Jupiters nachamen. Darinnen beſtehet die Aenlichkeit der Sterblichen mit den göttlichen Eigenſchaften, die bey den Göttern Recht und Gerechtigkeit heißen, und was ſonſt für ſolche heilige und Gott-gemäße Benennungen ſind; bey den Menſchen aber Freundſchafts-Liebe und Gunſt, und was ſonſt für ſolche angeneme und Menſchen-gemäße Benennungen ſind. Freilich kann das menſchliche den göttlichen Eigenſchaften nicht gleichgroß ſeyn; ſo wie in andern Stücken, alſo auch in dem Umfange ihrer Freundſchafts-Liebe.

Denn

Denn die menſchliche Liebe erſtrecket ſich nicht über das ganze menſchliche Geſchlechte, ſondern es verhält ſich damit, wie bey den Heerden der Thiere, wo die, ſo miteinander geweidet werden, ſich zu einander gewönen: ia es wäre gut, wenn auch das bey allen ſich fände. So aber ſiehet mann oft bey Einer Heerde unter Einem Hirten viel Streit und Uneinigkeit, ſie ſtoßen oder beißen einander; und die Funken einer zuverläßigen Liebe erſcheinen nur immer in einer kleinen Anzal. Speiſen und Getränke und Kleidungen, und was ſonſt zur Leibes Nothdurft gehöret, verſchaffen ſich die Menſchen durch Tauſch gegen Erz oder Eiſen; und koſtbarere Dinge gegen Gold und Silber: ſie könnten die Bergwerks- und mit Metall umgehende Künſte entberen, und könnten von einander das nöthige one Mühe empfangen nach dem allerbilligſten Maaße, wenn nemlich der bedürfende ſein nöthiges bekäme von dem der es übrig hätte, und wenn dieſer von ſeinem Ueberfluße gerne mittheilete, und dagegen ſich von dem empfangenden wieder was ausbedünge, das er mit gutem Gewißen annemen könnte.

§. 3.

Homer hält ſich über den Lyciſchen Glaucus auf, daß er Gold weggegeben, und Kupfer dafür

dafür genommen, daß er Rüſtungen die hundert Ochſen werth waren, gegen Rüſtungen die etwa Neun Ochſen galten, vertauſchet: aber wenn mann dieſen Werth bey Seite ſetzet, und nach der Abſicht dieſer beiden Helden den Tauſch ermißet; ſo war allerdings beides gleichgültig. Jetzo aber iſt alles voll Kramerey und Kaufmannſchaft, voll bitterm Handel, voll Waaren die zu Waßer und zu Lande eingebracht werden, von fremden Orten und aus dem Vaterlande, aus unſern Gegenden und von ienſeit Meeres: Erde und Meer wird hin und wieder durchwandert, mann iaget ſchwer zu erlangenden Dingen nach, mann wület in den Schlachten, mann holet entfernete Sachen, mann ſchaffet Seltenheiten ann, mann gräbet Schätze, mann füllet unterirdiſche Gewölbe, mann häuſet Vorraths-Häuſer voll. Die Urſache davon iſt, weil mann nirgends glaubet Freunde zu finden, weil man immer mereres haben will als andere, weil mann ſich vor Mangel fürchtet, weil mann ſeines laſtervollen Elendes gewonet iſt, weil mann nach Wolluſt ſtrebet. Alle ſolche Dinge vertreiben die Liebe, ſie verſcharren und verſenken ſie tief, und kaum kann mann von ihr einige dunkle und geringe Spuren übrig finden: und dieſe allergemeineſte und von Natur bereiteſte und unbenei-

neideteſte Sache, wird, wegen der Seltenheit derer die ſich ihrer bedienet, wenn ſie ia einmal in Griechenland oder bey den Barbarn zum Vorſchein gekommen seyn ſoll, von den Poeten als ein Wunderwerk beſungen, ſie bekömmet die Geſtalt einer Fabel-Geſchichte, und ihre Wirklichkeit wird in Zweifel gezogen. Und dieß auch ganz billig.

§. 4.

Es gieng ein Griechiſcher Heeres-Zug mit tauſend Schiffen nach Aſien, und eine Menge von Männern die den Kern des Landes ausmacheten: alle woneten unter einerley Zelten, ſie füreten einerley Lebens-Art, und hatten zehen Jare lang die Barbarn als Feinde wieder ſich. Die Nachricht wird von ihren Thaten vom Homer geſungen, aber in dem ganzen großen Geſange und bey einem ſo ſtarken Heere, und durch ſo viele Zeit, geſchiehet von keiner waren Freundſchaft einige Meldung; als nur von Einer, zwiſchen dem Theßaliſchen Prinzen und dem Locrenſiſchen iungen Manne: und Homer hat nichts zum Vergnügen ergötzenders, zur Tugend reizenders, zum Andenken rümlichers, zu erzelen gehabt. Wenn mann alles übrige beym Homer beſiehet, ſo ſind es lauter Gefechte, und Zorn, und Drohung, und Groll; und der Erfolg

folg von ſolchem allen, ſeufzen, und ſtönen, und Tod, und Verderben, und Untergang. Es wird auch eine Athenienſiſche Erzelung geſungen, in welcher die Freundſchaft gerümet wird: und unter den vielen Athenienſiſchen Geſchichten iſt dieſe Einzige der Minerva würdig, und des Theſeus würdig: dieſe ſchöne und gerechte Freundſchaft vortreflicher Männer *), die ihnen beiden den Degen wieder den Tyrannen gemeinſchaftlich einhändigte, ihnen einen gemeinſchaftlichen Vorſatz, und einen gemeinſchaftlichen Tod, verliehe. Nach deren Zeit hat keine Athenienſiſche Freundſchaft was nützliches geſtiftet, ſondern alles war gleichſam unterköthig und faulend und unzuverläßig und verdorben, voll Neid und Zorn und Unedelmüthigkeit und Geld- und Ehr-Geiz.

§. 5.

Durchreiſet mann das übrige Griechenland, ſo wird mann die größeſte Menge finden von traurigen Erzelungen, wie Ein Mann den Andern, Eine Stadt die Andre, Ein Volk das Andre, angefallen: wie nicht nur das Doriſche Geſchlechte dem Joniſchen, oder das Böotiſche dem Attiſchen, zu Leibe gegangen; ſondern auch

wie

*) Ariſtogiton und Harmodius, die den Athenienſiſchen Tyrannen Hipparchus entleibeten.

wie Jonier wieder Jonier, und Dorier wieder Dorier, und Böotier wieder Böotier, ſich aufgemachet, und Athenienſer wieder Athenienſer, und Thebaner wieder Thebaner, und Korinthier wieder Korinthier: alles iſt voll innerlicher Kriege der Verwandten wieder Verwandte, alle ſtellen einander nach, die doch unter einerley Sonne und unter einerley Himmelsluft und unter einerley Geſetze leben, die einerley Sprache reden, einerley Land bauen, einerley Früchte eßen, und einerley Religions-Heiligthümer veren: die innerhalb Einer Mauer und in Einer Stadt miteinander wonen, die ſiehet mann Krieg kurz nach gemacheten Frieden wieder einander füren, ihre gethanen Eidſchwüre brechen, geſchloßene Vereinigungen aufheben; und überall kleinen Vorwand zu den größeſten Uebeln. Denn bey wem die Liebe aus dem Gemüthe gewichen iſt, bey dem iſt nun alles hinlänglich genug, Zorn und Uneinigkeit zu erregen: ſo wie, wenn mann einem Schiffe ſeinen Ballaſt nimmet, nur kleine Windſtöße daßelbe umfallend machen können.

§. 6.

Wie muß ſich denn nun alſo wol ein Mann, der Freundſchaft liebet, zubereiten, dieſes Gut in Beſitz zu bekommen? Es iſt zwar ſchwer zu

T ſagen,

ſagen, dennoch will ich davon etwas reden. So wie weder zwiſchen Löwen und Menſchen eine getreue Verbindung ſeyn kann, noch auch Wölfe und Lämmer eine einträchtige Geſinnung gegen einander haben *), ſo hat auch kein Menſch gegen den andern einen Zug zur Freundſchaft, ſo lange ſeinen Augen nichts, als Gold und Silber, köſtlich erſcheinet. Und wenn er auch davon ſein Anſchauen abwendet, ſo iſt dieſe Enthaltung noch nicht hinlänglich zu einer Freundſchaft; ſondern es kann ihn die Anmuthigkeit einer iungen Perſon, die Schönheit eines Weibes, beunruhigen. Und ſchließet er auch davor ſeine Augen zu, ſo dünket ihm das Volk des großmüthigen Erechtheus was ſchäzenswürdiges, und die Ausrufungen in der öffentlichen Verſammlung, und die daraus entſtehende Ere, ein gar flüchtiges Ding, das geſchwinde durch das ganze Land flieget. Sieheſt du auch darüber weg, ſo wird doch das Gerichte dein Anſchauen an ſich ziehen: und ſieheſt du auch darüber weg, ſo wirſt du doch das Gefängniß nicht gleichgültig anſchauen: und dünken dir auch Feßeln erträglich, ſo wirſt du doch den herannahenden Tod nicht verachten. Mann muß vor vielen Ergötzungen vorbey gehen, und vie-

*) Ilias XXII, 262, 263.

vielen Mühſeligkeiten entgegen gehen können, wenn mann ein Gut zu ſeinem Beſitze bekommen will, das allen Ergötzungen das Gegengewichte hält, das alle Mühſeligkeiten reichlich erſetzet, das köſtlicher iſt als der Beſitz des Goldes, beſtnädiger als der Genuß der Schönheit, warhafter als der Erwerb der Ere; ein Gut, das man ſich um ſein ſelbſt willen welen muß, das ſich von ſelbſt darbietet; ein Gut, das iedermann unbeſtochen lobet; ein Gut, das, wenn es auch Betrübniß oder Mühe brächte, dennoch den der ſie gehabt hat erfreuet, ſo oft er ſich der Urſache derſelben erinnert.

§. 7.

Dieſes Gut aber iſt gar ſelten: hingegen die leere Geſtalt deßelben iſt häufig und mannigfaltig anzutreffen; ganze Schwärme und Hauſen von Schmeichlern, die da lächeln, die da ſtreicheln, die das liebhaben immer auf der Zunge füren; die nicht durch Wolwollen geleitet, ſondern durch ihren Eigennutz getrieben, werden; bloße Lon-Knechte, nicht aber Freunde: und dieſem Uebel kann nicht eher abgeholfen werden, als bis die Menſchen glauben, Freundſchaft und Liebe habe ihre Belenung ſchon in ſich ſelber. Und das hat ſie auch in der That; aber die Menſchn, wie ſie insgemein ſind, ſehen die-

ſe große Belonung nicht ein, weder Einzeln, noch Staaten-Weiſe betrachtet. Denn ſonſt würden ſie bald alle Krieges-Rüſtungen ablegen, ſie würden aller Feldherren-Wißenſchaft, aller Waffen-Schmiede-Kunſt, allem werben fremder Soldaten, allem geben des Zeichen-Wortes, aller Verſchanzung der Schlößer und Feld-Lager, einen guten Tag ſagen; und würden mit Freuden die Vergleiche unter Vermittelung des Jupiters ſelbſt annemen, der nicht zu Olympia oder auf dem Iſthmus den Bund ausrufen läßet, ſondern der ſelbſt vom Himmel mit ſtarker Stimme rufet: Haltet inne, ihr Lieben, und laßet mich alleine, der ich für euch alle Sorge hege, euch retten, und euch von euern wechſelsweiſen Uebeln befreien. Nun aber machen ſie Bündniße auf einige Tage, ſie ſchließen dreißigiärige Waffen-Stillſtande, die eine gar ſchwache und kurze Ausruhung darreichen, und die nichts zuverläßiges in ſich haben; auf ſo lange, bis ein neuer Vorwand ihnen einfället, der alles wieder, das oberſte zu unterſt, durcheinander wirret. Aber, geſezt ſie zögen ihre Rüſtungen aus, und hielten öffentlichen Frieden; ſo entſtehet eine andre Art von Krieg in den Gemüthern, der nicht von einem ganzen Volke, ſondern bey einzelnen Perſonen, gefüret wird, und wo kein eiſer-

eiſernes oder Feuer-Gewere, wo keine Flotten oder Reitereien, das ihre thun; ſondern ein Krieg, der, unbewafnet, one Eiſen und Feuer, die Sele verheeret, und allenthalben umgiebet, der das Herz erfüllet mit Neid mit Zorn, mit Grimm, mit Schmähung, und mit tauſend anderm Böſen.

§. 8.

Wohin ſoll mann ſich da wenden? Was für einen Vertrag ſoll mann da finden? Wo iſt da eine Olympia oder Nemea *)? Zu Athen ſind zwar die ſchönen Feierlichkeiten, die Dionyſia und Panathenäa heißen: aber ſie feiern Feſte mit Haß und Gegenhaß. Und da nenneſt du mir eine Art von Krieg, nicht aber ein Feſt. Zu Lacedämon ſind die nackenden Leibes-Uebungen der Jugend, die Hyacinthus-Feierlichkeiten, und die Singe-Tänze, gar was ſchönes: aber dabey beneidet Ageſilaus den Lyſander, Ageſipolis haßet den Agis, Kinadon iſt den Königen gefärlich, Phalanthus den Land-Räthen, die Parthenier den Spartiatern. Solchen Feierlichkeiten traue ich nichts zu, nicht eher als bis ich die Feiernde in Freundſchaft und Liebe

 ſehe.

*) Wo ein Friede ausgeruſen wird, wie es in dem vorigen § geheiſen.

ſehe. Dieß iſt die einzige ware Weiſe, einen Bund mit einander zu machen, die von Gott ſelbſt feſte geſetzet und verordnet iſt: wer die nicht hält, der kan keinen waren Frieden ſehen, wenn er auch noch ſo oft Friede äußerlich machete, wenn er auch noch ſo oft bey Olympia oder auf dem Iſthmus oder bey Nemea angeſchrieben ſtünde. Der Ausruf des Friedens muß innerlich in die Sele dringen, daſelbſt muß der Vergleich gemachet werden. So lange der Krieg in der Sele nicht beygeleget und nicht beſtändig iſt, ſo bleibet die Sele lieblos und feindſelig und unfreundlich. Da wonen die Furien; da entſpringen die traurigen Handlungen, die auf der Schau-Büne vorgeſtellet zu werden pflegen. Laßet uns da auf Frieden denken: laßet uns die Welt-Weisheit zur Vermittelung anrufen; die komme, und ſtifte Ruhe, und verkündige den Frieden.

Zwey und zwanzigſte Rede.

Von der Abſicht und Wirkung der Philoſophie.

§. 1.

Ein Mann von Kroton liebet den Olympiſchen Sieges-Kranz vom wilden-Oelbaum-Zweige, ein Athenienſer einen Sieg zur See, ein Spartiater einen Sieg zu Lande, ein Kretenſer die Jagd, ein Sybariter die Zärtlichkeit, ein Thebaner die Flöten, ein Jonier die Tänze: noch ferner ein Wucherer liebet das Gold, ein Wein-Liebhaber die Trunkenheit, ein Ton-Künſtler und Dichter die Liebe, ein Sänger ſinget gerne, ein Redner redet gerne. Die Perſon aber, die die Leute einen Philoſophen nennen, iſt die etwa von gar keiner Sache ein Liebhaber? Das wäre ja wol ein Stein, nicht aber ein Lebendes, das ſehen und Othem holen und ſich bewegen und denken könnte, das Triebe und Sinnlichkeiten und Begierden hätte. Aber vielleicht liebet ſie was; ſie weiß aber nicht beſtimmet zu ſagen, was ſie eigentlich liebet? Glückſeligkeit liebe ich, ſpricht ſie. Wie glücklich

iſt deine Einfalt, wenn du meyneſt, daß irgend iemand von den vorgedachten Leuten, in ſeiner Liebe was geringeres als dieſes ſuche; und daß nicht ein ieder von ihnen antworten werde, er ringe, er trinke, er wuchere, er iage, er tanze, er gehe in den Krieg, er habe Liebſten, er ſinge, er halte Reden; ſeiner Glückſeligkeit wegen. Oder hat wol iener Sardanapall, mit ſeinem wolgeſalbeten Körper, mit ſeinen matten Augen, mit ſeinen eingeflochtenen oder gekräuſelten Haaren, in ſeinen Purpur eingehüllet, in ſeinem Pallaſte eingeſchloßen, von ſeinen Weibern rund umgeben, etwas anderm nachgetrachtet, als einer Glückſeligkeit? Denn warlich, er wolte nicht gerne unglückſelig ſeyn. Und wie? der Perſer *), der die Heiligthümer der Aegyptier durch Feuer vernichtete, der dem Strome fluchete, der den Ochſen Apis todt ſchlagen ließ; that der das in einer andern Abſicht, als weil er eine Glückſeligkeit für ſich darinnen ſuchete? Ja, Xerxes dünket mir, ſelbſt mit dem Jupiter in dem Vorzuge der Glückſeligkeit es aufzunemen; denn ſo viel, glaube ich, bildete er ſich davon ein, als er Aſien mit Europa durch eine große Schiffs-Brücke verknüpfete, von ſo kurzer Dauer

auch

*) Die Rede iſt vom Cambyſes.

auch dieſe Verknüpfung war. Beym Homer pochet Neptun auf ſeine gleiche Würde mit dem Jupiter: vom Xerxes, wie ſich der vorſtellete, bekam eben dieſer Neptun Schläge, und wurde in Feßeln geleget.

§. 2.

Und was rede ich von barbariſchen Königen? Sieheſt du nicht den Piſiſtratus, der ein Grieche und Athenienſer iſt, wie er der Burg zuläufet, nicht anders als wenn für ihn die Glückſeligkeit, zugleich mit dem alten Oel-Baume, daſelbſt eingewurzelt wäre; und wenn er ſie da nicht fände, könne er nicht ruhig leben? Den Polycrates konnte die Warnung, die er aus Aegypten bekam, nicht bewegen, auf ſein gutes Glück nicht ſtolz zu thun, daß er das Joniſche Meer unter ſeiner Herrſchaft ſehe, daß er vortrefliche Schleuderer, und den Anacreon zu ſeinem Umgange, und den Smerdies zu ſeiner Luſt, bey ſich habe. Aber dieſe Prinzen waren vielleicht betrogen von der Zärtlichkeit und Wolluſt, zwey Uebeln die eine überaus gute Mine machen: höreſt du nicht lieber, wie Homer die Nachkommen des Aeacus preiſet, daß ſie Männer geweſen, die am Kriege und Gefechte ſich

 erfreuet,

erfreuet, wie Andre an einem Gaſtmale *)? Und was könnte wol weniger angenem ſeyn, als Krieg und Gefechte? Aber bey dem allen hatte doch dieſe unangeneme Sache ihre nicht niedrige und geringe Liebhaber gefunden. Von ſolcher Art war nachher ein Philippus. Er hätte können in Macedonien bleiben, und daſelbſt von den Schätzen des Amyntas, und in der Glückſeligkeit des Perdiccas, leben: aber er zog lieber herum, und ſuchete das Gute anderswo, als ob es aus ganz Macedonien völlig verbannet wäre; und zu dem Ende, wie es ſcheinet, griff er die Triballer mit Krieg ann, er gieng inns Illyriſche, er belagerte Byzanz, er zerſtörete Olynth, er betrog die Athenienſer, verband ſich mit den Theßaliern, machete Friede mit den Thebanern, nam Elatea ein, verderbete die Phocenſer, that falſche Eide, redete Unwarheit, verlor ein Auge: nichts hielte ſich Philippus für unanſtändig, oder verabſcheuens-würdig, kein Wort, keine That, keine Schande, keine Unehre. Laßet uns den Philippus fragen, was er ſich denn gegen ſo große Mühſeligkeiten, und gefärliche Unternemungen, und Verluſt des einen Auges, einzutauſchen geſuchet. Biſt du denn in die Unglück-

ſelig-

*) Nicht Homer, ſondern Heſiodus, redet ſo, Aſp. 112-114.

ſeligkeit verliebt? Die Frage iſt lächerlich. Aber Philippus fand ia nirgends; was er ſuchete? aber dennoch war es die Glückſeligkeit, welche zu ſuchen er ſich aufgemachet hatte. Eben dieſerhalb verließ Alexander Europa, als ob in demſelben gar nichts gutes zu finden wäre; er gieng hinüber nach Aſien, und vermuthete, die Glückſeligkeit würde wol bey Sardes im Gold-Sande eingeſcharret liegen; oder in Karien unter den Schätzen des Mauſolus, oder innerhalb den Babyloniſchen Mauern, oder in den Phöniciſchen Hafen, oder an den Aegyptiſchen Ufern, oder in der Sand-Wüſte der Ammonier, anzutreffen ſeyn. Er begnügete ſich nicht damit, daß Darius die Flucht genommen, daß er Aegypten eingenommen, daß Ammon ſein Vater hieß, daß Babylon in ſeinen Händen war: ſondern er eilete mit dem Heere nach Indien. Laßet uns den Alexander fragen, warum er denn ſo eifrig umhergezogen? Wornach ſtrebeſt du? Worinn biſt du verliebt? Wozu eileſt du? Wird er wol etwas anders angeben, als Glückſeligkeit?

§. 3.

Jedoch wir wollen Könige und Fürſten ihren Weg gehen laßen. Sieheſt du die Dinge der Privat-Leute nicht? Läufet nicht iedermann von

allen

allen Orten nach Einerley? Der eine treibet zu Lande, der andre zur See, ſein Gewerbe; der beſchäftiget ſich mit Krieges-Dienſt, der andre bringet ſeine Muße mit gelerten Sachen zu; der hält Hochzeit, der erziehet Kinder; der raubet, der gehet ſeinem Unrecht thun nach; einer läßet ſich beſtechen, ein andrer ſuchet unerlaubte Liebes-Händel, ein andrer verdinget ſich. Die Meiſten gehen gefärliche und ſchlüpfriche Wege, und wandeln am Rande der ſteileſten Abgründe: mann kann ſie bedauern; ſie ſelbſt aber keren ſich an nichts. Und dieſe alle beweiſen ſich doch bey ihrer Lebens-Art gar arbeitſam und ernſtlich. Die müßige Menge von Leuten hingegen, die bey ihrem umherſchweifen nichts ernſthaft zu ſuchen ſcheinen, haben die etwa alle Hofnung eines zu erlangenden Guten aufgegeben? Keinesweges. Denn ſonſt würden ſich ia die Schmeichler keine Mühe geben, nach andrer Belieben ſich im thun und reden zu richten; und die Schmarotzer würden ſich nicht bemühen, bey den Reichen eine Verwunderung oder ein Gelächter zu erregen; und die Gaukler würden nicht mit Verdrehung ihrer Leiber allerley ungewönliche Geberdungen vorſtellen; und ſo auch viele andre würden es ſich, mit ihren nichtigen Bemühungen, nicht ſo ſauer werden laßen.

§. 4.

Nach Babylon kam ein Joniſcher Mann zu dem großen Könige, und ließ demſelben ein Kunſt-Stück ſehen, das ganz was beſonders ſeyn ſolte. Er machete nemlich kleine runde Kügelchen von Wachs oder Talg, und warf dieſelben aus einer gewißen Entfernung auf eine aufrecht-ſtehende Nadel, und traf immer die Spitze der Nadel, daß die Kügelchen drauf ſtecken blieben. Dieſer dachte ia freilich wol, daß er ein großes Gut an dieſem richtigen Treffen der Nadel beſitze; und daß das nichts wenigers ſey, als wenn Achilles mit ſeinem großen Spieße gut werfen und treffen konnte. Gleichfals in Libyen war ein Mann, Namens Pſaphon, der gewann eine, gewißlich nicht geringe, Glückſeligkeit lieb; er begerete aber auch nicht nach derſelben umherzulaufen. Nemlich, er wolte das Anſehen haben, als ſey er eine Gottheit; daher fieng er eine Anzal Vögel, die mann abrichten kann, daß ſie gewiße Worte ſprechen und ſingen lernen: dieſe lerete er die Worte ſingen, Pſaphon iſt eine große Gottheit: und ließ ſie darauf wieder frey fliegen. Das ſungen nicht nur dieſelben Vögel, ſondern auch andre ihres gleichen lerneten das gleichfals von ihnen: und die Libyer, die ſich einbildeten, es wären das Stimmen aus dem Himmel,

brach-

brachten dem Pſaphon Opfer, als einer Gottheit, die von Vögeln gemachet worden war. Er war es auch nicht auf eine ſchlechtere Art geworden, als iener Fürſt, den ſeine Perſer alsdenn anbeteten, nachdem ſein geiler Hengſt durch wiehern ihn zu ihrem Könige ernennet hatte.

§. 5.

Auf ſolche Weiſe iſt bey Menſchen nichts dem andern gleich: alle haben zwar Einerley Sache lieb, nemlich das Gute: aber ſie ſchlagen verſchiedene Wege ein, es zu erlangen, und einer unternimmet dieſe Art von Handlung, der andre eine andre; und auch mit verſchiedenem Glücke. Alle haben die Begierde nach einem Guten mit einander gemein, aber einer erlanget daßelbe eben ſo wenig wirklich, als der andre. Es gehet den meiſten dabey, wie denen, die im finſtern Gold oder Silber ſuchen: ſie wißen nicht recht, wie ſie es von andern Metallen unterſcheiden ſollen, und nemen alſo am Klange, an der Schwere, am Gefül, eine unzuverläßige Anzeige: ſie fallen dabey einander oft an, ſchlagen und ſchelten ſich. Einige wollen das, was ſie gefaßet, nicht gerne faren laßen, indem ſie denken, es möchte doch wol Gold ſeyn; andre wollen nicht aufhören, ſich Mühe zu geben, damit ſie doch auch was ergreifen möchten. Da ent-

entſtehet denn ein Gelärme, ein Zank, ein aufmuntern, ein Geſchrey der ſuchenden, der ſeufzenden, der feindſelig zu Leibe gehenden, der kläglich weinenden, der raubenden und der beraubeten: alle ſind laut, und oft ſingen ſie für Freude, als hätten ſie ein Gutes gefunden; keiner aber hat es wirklich; und indem ſie denken, ihr Mitgenoſſe habe was, ſo will ein ieder ſeinen Antheil mit an dem Funde deſſelben haben.

§. 6.

Auf ſolche Weiſe wird Erde und Meer beunruhiget: das rufet eine Gemeine zuſammen, es verſammlet die Richter, es erfüllet die Gefängniſſe, es bauet Schiffe, es läſſet Krieges-Schiffe inns Waſſer, es ſtellet Krieges-Heere, es machet beritten, es ſetzet Leute auf die Streit-Wagen, es reizet Tyrannen, ſich der haltbaren Orte zu bemächtigen: daher kommen fremde Feldherren, und fremde Soldaten, von denen gemordet und gebrennet wird, die gefangen wegfüren wen ſie unter Kindern und Weibern für gut finden. Viel tauſend andre Uebel laden ſich die Menſchen auf, aus keiner andern Urſache, als weil ſie Gutes zu erlangen hoffen, aber das Gute nicht kennen. Gott hat dem menſchlichen Geſchlechte einen Trieb eingepflanzet, gutes zu ſuchen; er hat es ihm aber verborgen, wie und

wo

wo er es finden kann. An der Wurzel iſt es ſchwarz, es hat aber eine Milch-weiße Blume *). Denn mit dem Namen, den er dieſer Pflanze giebet, ſoll mich Homer nicht verfüren. Ich ſehe das Moly, ich verſtehe das Räzel, ich weiß gar wol, wie ſchwer dieß Ding für ſterbliche Menſchen zu finden iſt; die Götter aber wißen freilich alles.

§. 7.

Gleichwol ſaget Apollo den Menſchen von einem nichtswürdigen Keßel, der im Lydiſchen kochet, und von einer hölzernen Verſchanzung, und von der ſchmalen Erd-Enge, und von einem bevorſtehenden Erdbeben, von einem annahenden Krieges-Heere, von einer einbrechenden Peſtilenz: hingegen die Nachricht, die wichtiger iſt als alles dieſes, giebet er ihnen nicht, wie es anzufangen, daß kein Krieg entſtehe, daß mann keiner Verſchanzung nöthig habe, daß mann ſich vor keiner Peſtilenz fürchte. Apollo zu Delphi redet von dem nichts, auch nicht Jupiter zu Dodona, auch nicht ſonſt ein Gott an einem andern Orte: die Philoſophie aber redet davon. O ſchönes Orakel! o allernützlichſte

War-

*) Odyß. X, 304, wo Merkur dem Ulyß eine Pflanze zeiget, die wieder die Zauberey der Circe gut ſey.

Warſagung! Dieſen Ausſprüchen will ich folgen, ſo bald ich ſehe, daß ſie alle miteinander zuſammenſtimmen. Denn einer ſolchen Warſagerey bedarf ich, bey der ich ſicher leben kann, wenn ich ihr folge. Wohin ſchickeſt du das menſchliche Geſchlechte? auf was für Wegen? und zu welchem Ende? Dieſes Ziel muß Eines ſeyn, es muß allgemein ſeyn. Jetzo aber ſehe ich viele Pflanz-Städte der Weltweisheit; einer ſtiftet eine da, der andre dort; ſo wie Kadmus die ſeinige im Böotiſchen, Archias zu Syracus, Phalanthus zu Tarent, Nelcus zu Miltus, Tlepolemus in Rhodus, geſtiftet hat. Der Erd-Boden muß nothwendig in viele Gegenden getheilet ſeyn, und daß einige Leute hier, andre dort, ihre Wonung haben: aber das Gute iſt nur Eines, unzertheilet, reich unbedürftig, hinlänglich für iedes denkende und vernünftige Geſchöpfe; ſo wie die Eine Sonne Ein Gutes iſt für iedes ſehende Geſchöpfe, und Eine Ton-Kunſt Ein Gutes für iedes hörende, und Eine Geſundheit für iedes körperliche. Aber den übrigen Lebenden Dingen, einem ieden nach ſeiner Art, iſt Ein Gutes zur Erhaltung zugetheilet; gleiches mit gleichem hat Theil an Einerley Lebens-Art, ein iedes einzelnes von ihnen hat Einerley Ziel, die fliegenden mit den fliegenden,

und ſo auch die gehenden, die kriechenden, die die im Waßer lebenden, die Fleiſch=freßenden, die Graß=freßenden, die Korn und andre Früchte freßenden, die Zamen, und in Heerden ſich zuſammenhaltenden, die wilden, die gehörneten, die ungehörneten: und wolte mann zwiſchen ihnen die Lebens=Arten vertauſchen, ſo würde mann ſich an der Natur vergreifen. Die Heerde der Menſchen aber, die ſich gerne zuſammenhält, die die allerzameſte, die allergemeinſchaftlichſte, die allerverſtändigſte iſt, die iſt in Gefar, daß ſie getrennet und zertheilet werde, nicht etwa nur von gemeinen Begierden, von unvernünftigen Trieben, von eitler Liebe; ſondern auch von dem gegründeſten unter allen, von der Philoſophie: denn auch dieſe machet viele abgeſonderte Völkerſchaften, und hat viele tauſend Geſetzgeber, und zertrennet und zerſtreuet die Heerde, und iaget einen hie den andern dorthin; einen Pythagoras zur Muſik, einen Thales zur Geſtirn=Kunde, einen Heraclit in die Einſamkeit, einen Socrates zum lieb=haben, einen Karneades zur Unwißenheit, einen Diogenes zum mühſeligen Leben, einen Epicur zur Wolluſt. Sieheſt du da wol die Menge von Anfürern? Sieheſt du die Menge von Anweiſungen? Zu wem

wem ſoll mann ſich wenden? Welchen von dieſen ſoll ich annemen? Weßen Befelen ſoll ich gehorchen?

Drey und zwanzigſte Rede.

Nochmals von der Abſicht und Wirkung der Philoſophie.

§. 1.

Es iſt ſchwer, Warheit zu finden: denn die menſchliche Sele pfleget alsdenn, wenn ſie am fruchtbareſten iſt an Vorſtellungen, am magerſten an der Unterſcheidungs-Kraft zu ſeyn. Andre Künſte ſind immer glücklicher im erfinden, ie weiter ſie gehen, eine iede in ihren Kunſt-Werken: aber die Philoſophie, ie reicher ſie wird in ihrem Nachſinnen, ie voller wird ſie von Gegenſätzen, die einander die Wäge halten; und ſie ſcheinet alsdenn einem Ackermanne änlich, deßen Acker deſto unfruchtbarer iſt, ie meréres Ackergeräthe er ſich anſchaffet. Die Urtheile im gemeinen Weſen richtet das ſtimmen, und die Anzal der Richter, und der Vortrag des Redners, und die aufgehabenen

Hände der umſtehenden: hier aber, was werden wir für einen Richter antreffen, oder nach was für Stimmen ſollen wir die Warheit entſcheiden? etwa nach vernünftigen Gründen? Aber es kann kein Grund angegeben werden, dem nicht ſo gleich auch ein andrer entgegengeſetzet werden könnte. Etwa nach Empfindung und Neigung? aber dieſer Richter iſt gar unzuverläßig. Etwa nach der Menge der Zeugen? Aber die Meiſten ſind die ungelerteſten, und denken am wenigſten. Etwa nach dem Gutfinden und Beifalle? Aber das ſchlechtere hat immer den meiſten Beifall und Anhang.

§. 2.

Denn, bedenke hierbey nur einmal zum Exempel. Die Wolluſt hat einen Streit wieder die Tugend, und wird gegen dieſelbe gehalten: ſtößet da die Wolluſt die Tugend nicht zurücke, und ſieget durch Beifall, und überwieget durch Menge der Zeugen, und herrſchet durch Zuneigung die ſie findet? Das einzige was der Tugend in dieſem Streite beyſtunde, war die Vernunft mit ihren Gründen: aber auch die wird wieder ſich ſelbſt uneinig gemachet, und es findet ſich bey derſelben einige Hülfe auch für die Wollüſte. Es giebet ſolche, die mit recht ſchönen Schlüßen die Wolluſt vertheidigen, und die Tugend herunter

unter ſetzen können; ſie nennen der Männlichkeit den Vorzug, und geben ihn dem zweiten Geſchlechte; ſie ziehen ein ander Kleid ann, als die Philoſophen ſonſt tragen, aber den Namen der Philoſophen wollen ſie durchaus füren. Laß doch, mein guter Mann, nur immer auch den Namen faren, ſo wie du den Vortrag verändert haſt. Du beeinträcheigeſt die zur Ungebür, die dieſen Namen zu erſt aufgebracht haben. Philoſophie und Wolluſt haben nichts mit einander gemein *): der Liebhaber der Wolluſt, und der Liebhaber der Weisheit, ſind zweierley Leute: ſo verſchieden dieſe Namen ſind, ſo verſchieden ſind auch ihre Werke: es ſind zweierley Geſchlechte, eben ſo wie das Laconiſche was anders iſt als das Attiſche, das Barbariſche was anders als das Griechiſche. Wolteſt du mit Worten vorgeben, du wäreſt ein Spartaner oder Grieche oder Dorier oder aus den Nachkommen des Herkules; du liebeteſt aber einen Mediſchen Bund um das Haupt, und eine Barbariſche Tafel, und einen Perſiſchen Staats-

*) Der ganze Streit der Wolluſt und der Tugend iſt ein leerer Wort-Streit aus unbeſtimmten Begriffen; ſo wie dergleichen überall bey den alten geherrſchet. Daher war es denn kein Wunder, daß der Streit gar nicht auszumachen war.

Wagen: ſo biſt du in der That gut Perſiſch und Barbariſch geſinnet, das Geſchlechte des Herkules gehet dich nichts weiter aun; du biſt nun ein Meder, du biſt ein Mardonius: lege mit dem Geſchlechte nur auch den Namen ab.

§. 3.

Wenn der große Haufe der Menſchen die Wolluſt beſinget, ſo vertrage ich das gerne: denn ich weiß, ihre Sele iſt handwerks-mäßig, ſie iſt von keiner Lere der Vernunft unterrichtet, ſie iſt zu beklagen wegen ihrer Neigung, es iſt ihr zu gute zu halten daß ſie nichts beßers weiß. Aber den Epicur kann ich wegen ſeines Namens nicht vertragen, mir iſt eine wollüſtige Philoſophie unerleidlich. Mir würde ia auch ein Feldherr unerleidlich ſeyn, der der erſte wäre aus einem Gefechte zu entfliehen und ſein Heer zu verlaßen; ſo wie ein Ackermann, der ſeinen eigenen Saat-Acker abbrennete; oder ein Steuermann, der vor den Wellen des Meeres verzagete. Du muſt das Schiff regieren, du muſt dein Heer anfüren, du muſt für den Acker ſorgen: alles das iſt mühſam; aber mit Müßigſeyn wird nichts gutes zu Stande gebracht. Folget Wolluſt auf Gutes; das gebe ich zu: ſie folge; nur das Gute muß immer der Anfürer ſeyn. Denn dieſem hat Jupiter die Herrſchaft

und

und den Ober=Befel gegeben. Verſetzeſt du aber dieſe Ordnung, und läßeſt die Wolluſt voran gehen, die Vernunft aber hinten nachfolgen: ſo giebeſt du der Sele einen harten und unerbittlichen Tyrannen, deßen Sclave ſie mit Zwange ſeyn, und außer aller Einwendung die mannigfaltigſten Dienſte leiſten, muß, er mag ſo garſtige oder ſo unrechtfertige Dinge auferlegen, als er nur will Denn was für Maaße ſolte wol die Wolluſt halten, da alle zügelloſe Begierden zu ihrem Befele bereit ſind? Dieſer Tyrann iſt unerſättlich, alles gegenwärtige wird er bald müde, er ſtrebet immer nach anderm nicht=gegenwärtigen, der Ueberfluß entzündet ihn, die Hofnung giebet ihm gleichſam Flügel, der gute Fortgang machet ihn übermüthiger. Dieſer Tyranne ſetzet das garſtige über das ſchöne und gute, er rüſtet die Ungerechtigkeit wieder die Gerechtigkeit, er machet die Unmaaße zu ſeinem Maaße; da hingegen die nöthige Leibes=Bedürfniß ihr Begeren gar leicht erfüllen kann. Denn, iſt mann durſtig? es ſind überall Quellen. Iſt mann hungrig? es ſind überall Eichen und Buchen. Die Sonne iſt wärmender, als alle köſtliche Ober=Kleider; die Wieſen geben das bunteſte Anſchauen; die Blumen ſind die natürlichſten wolriechenden Sachen. Und bey

ſolchen natürlichen Dingen laßen ſich den Vergnügungen gewiße Gränzen beſtimmen, die ſo weit gehen als die Bedürfniß gehet: überſchreitet mann dieſe Gränzen, und gehet weiter; ſo giebet mann den Wollüſten einen unaufhörlichen Lauf, und mann ſchneidet den Tugenden allen Zugang ab.

§. 4.

Hieraus entſtehen geizige Beſtrebungen, hieraus entſpringen Beſtrebungen nach tyranniſcher Herrſchaft. Dem Könige der Perſer genüget keine kleine Landſchaft, auch keine Speiſe mit der ein Cyrus ehedem zu frieden war: ſondern das ganze Aſien iſt in gewiße Theile getheilet, deren ieder Einem Manne zu ſeinen Wollüſten das ſeine reichen muß. Medien füttert ihm Niſäiſche Pferde, Jonien ſchicket ihm Griechiſche Beiſchläferinnen, Babylon ernäret ihm barbariſche Verſchnittene, Aegypten liefert ihm mannigfaltige künſtliche Arbeit, Indien giebet Elfenbein, Arabien guten Geruch: auch die Flüße dienen den Wollüſten des Königes; der Pactolus liefert Gold, der Nil Weizen, der Choaſpes Waßer. Ihm aber genüget an dem allen noch nicht, ſondern er iſt begierig nach ausländiſcher Luſt: daher gehet er nach Europa, er verfolget Scythen, er verwüſtet Päonien, er nim-

nimmet Eretria weg, er ſendet eine Flotte in die Gegend von Marathon, er ſchweifet überall umher. O wie unglücklich iſt er bey dieſer ſeiner Armuth! Denn was kann wol ärmer gedacht werden, als ein Mann, der kein Ende in ſeinem Begeren findet? Und ſo bald die Sele Wolluſt gekoſtet hat, die ſich über ihre Bedürfniß erſtrecken; ſo wird ſie immer der erſtern ſatt, und bekömmet Luſt zu Andern. Das Bild vom Tantalus wolte dieſes verſtellig machen: den immerwärenden Durſt eines Liebhabers der Wolluſt; und die Waßer der Wolluſt, die zufließen und wieder weg fließen; und die abwechſelnden Zuflüße der Begierde, und die bittern Betrübniße die unter dieſelben gemiſchet ſind, die Unruhen, und die Furcht. Denn es iſt immer zu fürchten, eine gegenwärtige Wolluſt möchte verſchwinden; es iſt peinlich, wenn mann denket, eine nicht gegenwärtige Wolluſt möchte vielleicht nie kommen. Alſo muß ein Freund der Wolluſt zugleich in unaufhörlicher Unluſt ſtecken; er muß ſich vergnügen, aber das Vergnügen doch nicht recht empfinden: ſondern er muß ein Leben füren, das in lauter Ungewißheit verwirret iſt.

§. 5.

Siehe, was für einen ſchlimmen Tyrannen du der Sele giebeſt: ſo wie den Athenienſern einen Kritias, mit Zurückeſetzung eines weiſen Solons; wie den Lacedämoniern einen Pauſanias, mit Zurückeſetzung eines guten Lykurgus. Ich aber binn ein Freund der Freiheit, und ſene mich nach richtigen Regeln, und nach deutlicher Vernunft. Dieſe ſollen mir eine aufrechtſtehende, unerſchütterte, furchtloſe, ſich ſelbſt genugſame, Glückſeligkeit bewaren: nicht aber eine niedrige, und den Künſten der Sclaven unterworfene, von denen ich, wie ein Bettler, dieſen großen Vortheil, die Wolluſt, einſammlen, und mir, nicht etwa einige Bißen Brodt, wie iener Homeriſche Bettler, oder auch nicht Weibes-Leute oder kupferne Becken und Keßel *), ſondern etwas das noch elender iſt als alles dieſes, erbitten muſte; von einem Mithäkus gute Gerichte, von einem Sarambus fremden Wein, von einem Konnus eine Beiſchläferin, von einem Mileſier Muſik. Und wie weit ſoll dieß alles gehen? Was wird das Ziel dieſer, aus der Wolluſt zu ſchöpfenden, Glückſeligkeit ſeyn? Wo werden wir ſtehen bleiben? Wen werden wir

*) Er zielet auf eine Stelle im Homer, Odyß. XVII, 222.

wir da als einen Sieger bekränzen müßen? Wer iſt derſelbe glückliche, und wachſame, und fleißige Mann, dem keine Art von Vergnügung ie verborgen geblieben, und weder bey Nacht noch bey Tage entwiſchet iſt: ſondern deßen Sele alle ihre Sinnlichkeiten ausgeſpannet hat, wie der See-Polypus ſeine vielen Arme, und durch dieſelben, von allenthalben her, alle Wollüſte zuſammen geſammlet hat?

§. 6.

Laßet uns einen ſolchen einmal, wenn es anders möglich iſt, abbilden, nemlich einen Menſchen der glückſelig iſt in Glückſeligkeit der Wollüſte; der die anmuthigſten Farben und Malereien ſiehet, der die annemlichſten Töne höret, der den ergötzendeſten Geruch riechet, der die vielfältigſten Säfte ſchmecket, der immer in ſanfter Luft und in Erfreuungen der Fleiſches-Luſt ſich befindet: und zwar dieſes alles zugleich. Denn wenn du iedem Vergnügen ſeine beſondre Zeit beſtimmeſt, und die Vergnügungen und Empfindungen von einander trenneſt; ſo verſtümmelſt du die Glückſeligkeit: denn alles, was uns mit ſeiner Gegenwart erfreuet, das plaget uns mit ſeiner Abweſenheit. Und welche Sele würde denn eine ſolche immer zufließende und zudrengende Menge von Wollüſten-

ſten, die ihr keine Ausruhung und Zwiſchen-Friſt verſtatteten, erfragen können? Würde ſie ſich nicht überaus übel dabey befinden, und einigen Aufſchub begeren, und ſich nach einer Erholung ſenen? Denn ein iedes zu lange anhaltendes Vergnügen, gebüret eine Unluſt. Was wäre denn nun wol weniger für eine Glückſeligkeit, als eine ſolche erbärmliche, zu achten? O Jupiter und alle Götter, ihr Väter und Schöpfer der Erde und des Meeres und alles auf Erden und im Meere Lebenden! was für ein Ding habet ihr an dieſen Ort, und in dieſes Leben, geſetzet! wie dreiſt, wie unbeſonnen, wie plauderhaft, iſt es! wie wenig weiß es vom guten, wie leer iſt es von Uebung des guten! wie wird es von den Wollüſten verfüttert und verleitet! Wenn doch dieſes ganze Geſchlechte hätte müßen ungeboren bleiben, oder unverheirathet ſterben *), wenn es von Euch nichts beßers als Wolluſt zu empfangen haben ſolte!

§. 7.

Aber, wie wolte es nichts beßers zu empfangen haben! Laßet uns auf Homeriſche Art im Namen des Jupiters antworten. Es hat ia der Menſch Vernunft und Sprache: er hat ein Leben,

*) Iſt ein Homeriſcher Vers aus Ilias III, 40.

Leben, das aus unſterblichen und ſterblichen zuſammengeſetzet iſt, als ein Lebendes das zwiſchen dieſen beiden äußerſten in die Mitte geordnet worden: von dem Felervollen ſterblichen hat er einen Leib; aus dem unſterblichen Urquelle hat er einen Geiſt, bekommen: Wollüſte gehören für das Fleiſch, Nachdenken aber und Vernunft für den Geiſt: das Fleiſch hat er mit allen Thieren gemein, der vernünftige Geiſt iſt ihm eigen. Suche nun das Gute des Menſchen in den Wirkungen dieſer beiden: die Wirkung findeſt du bey dem Werkzeuge, und das Werkzeug bey dem vornemſten Theile, durch den der zweite erhalten wird. Welcher Theil von beiden erhält den andern? etwa der Leib die Sele, oder die Sele den Leib? Da findeſt du den wichtigern und erhaltenden Theil. Welches iſt das Werkzeug der Sele? die Vernunft. Nun ſiehe dich um nach der Wirkung. Was hat die Vernunft zu wirken? geſunde Einſicht und Geſinnung. Da haſt du das Gute des Menſchen gefunden. Achtet aber iemand dieſen vernünftigen und von Gott geliebeten Theil des Menſchen für Nichts, und will nur das andre unedlere Theil, ich meyne den Leib, dieſen ungezogenen, immer eßen und trinken wollenden, die Wollüſte liebenden, Theil, recht pflegen; womit

ſoll ich eine ſolche Wartung vergleichen? Mit nichts beßerem, als mit folgender Fabel.

§. 8.

Die Poeten ſagen, es habe ein Theßaliſches Volk im Peliſchen Gebirge gegeben, von ungewönlicher Bildung, vom Nabel an mit einem Pferde Leibe. Bey dieſer unſchicklichen Zuſammenſetzung muſte dieſes Volk immer, zugleich ſich und ihren Pferde-Leib, nären: ſie konnten reden wie Menſchen, ſie fraßen wie Thiere; ſie empfanden eine Liebe wie Menſchen, ſie begatteten ſich aber wie ein Thier. Ey, ihr Dichter und Kinder der Dichter, ihr Väter der alten und ächten Muſe, wie deutlich habet ihr uns unſre Verbindung mit den Wollüſten, in dieſem Bilde vorgeſtellet! Wenn thieriſche Begierden ſich der Sele bemeiſtern, ſo laßen ſie zwar die äußere menſchliche Geſtalt ziemlich unverändert; aber in den Handlungen ſtellen ſie den, der nach ihnen lebet, an ſtatt eines Menſchen, als ein Vieh dar. Dieß ſind die Centauren, die Gorgonen; dieß iſt die Chimära, der Geryon, der Cerkops. Nimm die übermäßige Begierde des Bauches weg, ſo nimmeſt du dem Menſchen das Viehiſche ab: nimm die unordentliche Begierde des Unterleibes, ſo ſchneideſt du das Viehiſche ab. So lange aber beides miteinander

lebend

lebend iſt, und genäret wird; und ſo lange iemand geneigt iſt nur dem Viehiſchen zu dienen und es zu pflegen: ſo müßen auch nothwendig die Triebe deßelben herrſchen, und die Sele muß lauter viehiſche Tone reden.

Vier und zwanzigſte Rede.

Ob das, was mann lernet, bloße Wiedererinnerungen ſind.

§. 1.

Es kam vor Zeiten nach Athen ein Kretenſiſcher Mann, Namens Epimenides, und brachte eine Erzelung mit, die er ſo ſchlechthin beiahete, die aber ſchwer zu glauben war. Er habe, ſagete er, in der Höle des Dictäiſchen Jupiters viele Jare nacheinander in einem tiefen Schlafe gelegen; und da habe ihm geträumet, er habe Umgang mit den Göttern, er höre ſie ſprechen, er ſehe die Warheit und die Gerechtigkeit als Gottheiten. Indem er ſo was fabelhaft erzelete, ſo glaube ich, er habe zu verſtehen geben wollen, das Leben auf Erden ſey, in Anſehung der menſchlichen Selen, einem anhalten-

den

den vieljärigen Traume änlich: und hätte er zu ſeiner Erzelung die Homeriſchen Ausſprüche von den Träumen hinzugefüget *), würde er die Leute noch leichter zum Glauben beweget haben. Denn Homer ſaget an einem Orte, es wären für die leeren Träume zwey Thore, das eine von Elfenbein, das andre von Horn: die Träume, die aus dem hörnernen Thore herkämen, träfen ein, und mann könne ihnen glauben; die aus dem andern Thore wären falſch, und betrieglich, und brächten der Sele nichts wirklich werdendes mit. Eben dahin wolte des Epimenides, Fabel entweder oder warhafte Erzelung. Denn in der That, das hieſige Leben iſt eine Art von Traum; wärend welches Lebens die im Leibe eingeſperrete Sele, vor Sättigung und Anfüllung ihres Leibes, nur ſelten was wares träumet; zu den Selen der Meiſten aber kommen nur Träume aus dem Elfenbeinernen Thore. Iſt aber wo eine heitere und nüchterne Sele, die nur gar wenig von der hieſigen Sättigung und Fülle beunruhiget wird; ſo iſt es billig, daß zu derſelben Träume aus dem andern Thore, und die von deutlicher und zuverläßiger Art, und der Warheit ganz änlich

*) Odyß. XIX, 562.

ähnlich ſind, gelangen. Und ſo war der Schlaf des Epimenides.

§ 2.

Pythagoras aber aus Samus erkünete ſich, unter den Griechen zu erſt zu ſagen, ſein Leib werde zwar ſterben, ſeine Sele aber werde aufwärts fliegen, und frey von allem Tode ſo wol, als von aller Veralterung, bleiben: ſie wäre ia auch ſchon geweſen, ehe ſie in dieſen Leib gekommen. Die Leute glaubeten ihm das auf ſein Wort, imgleichen, daß er ſchon einmal auf Erden in einem andern Leibe, und zwar der Trojaniſche Euphorbus, geweſen ſey. Der Glaube aber wurde auf folgende Art beſtärket. Er gieng in einen Tempel der Minerva, in welchem viele und mancherley Denkmale hiengen, unter andern aber auch ein Schild, der Figur nach ein Phrygiſcher, den die Länge der Zeit faſt verzeret hatte. Da ſagete er, ich kenne den Schild; denn mir nam ihn ehemals einer ab, der mich damals bey Ilium in der Schlacht erlegete. Die Leute des Ortes wunderten ſich über dieſe Rede, ſie namen den geweiheten Schild herunter, und fanden folgende Aufſchrift auf demſelben: Der Pallas Minerva weihet Meneleos dieſen vom Euphorbus. Beliebet es dir, ſo kann ich dir noch Eine Erzelung machen. Ein Pro-

conneſiſcher Mann lag, und holete zwar ein wenig Othem, aber überaus ſchwach, ſo daß er faſt ausſahe, als wäre er todt: ſeine Sele war indeßen aus dem Leibe gegangen, und ſchweifete durch die Luft, wie ein Vogel, überall umher, und beſchauete alles unter ihr liegende, Erde, Meer, Flüße, Städte, Völkerſchaften, Vorfälle, und alle natürliche Dinge: ſie gieng darauf wieder zurücke in ihren Körper, und machete, daß der wieder auflebete; und da erzelete ſie durch dieſes ihr Werkzeug, was ſie aller Orten geſehen und gehöret habe.

§. 3.

Was wolten Epimenides, und Pythagoras, und Ariſteas, mit dieſen Erdichtungen eigentlich ſagen? Was denn ſonſt, als die Muße, die die Sele eines guten Menſchen genießet, wenn die Vergnügungen und Leidenſchaften des Körpers ſie nicht ſtören; wenn ſie befreiet iſt von dem Geräuſche, das vom Körper ſie umgiebet, und ſie nun ihre Vernunft ganz alleine für ſich gebrauchen, und wiederum mit der Warheit ſelber, nicht aber mit bloßen Bildern, umgehen kann. Dieß iſt alsdenn einem ſanften Schlafe änlich, der voll klarer und deutlicher Träume iſt; dieß iſt einem Fluge der Sele durch die obere Luft änlich, da ſie nicht nur über die

Gipfel der Berge, alwo gleichwol noch die Luft düſter und trübe iſt, ſich erhebet, ſondern hoch über dieſelbe weg in die zarte unveränderliche Himmels=Luft, alwo die größeſte Heiterkeit und Stille ſie gänzlich ungeſtöret zur Warheit und zum Anſchauen derſelben leitet. Wie wird mann aber dahin gebracht, und wie ſollen wir dieſe Leitung geſchicklich benennen? Etwa ein Lernen? oder mit dem Plato eine Wiedererinnerung? oder ſollen wir Einer Sache zwey Namen zugleich geben, daß ſie ein Lernen und auch eine Wiedererinnerung heiße? Es wäre das alsdenn eben ſo, wie es mit unſerm Auge beſchaffen iſt. Das Auge, ſo lange es geſund iſt, hat allezeit ſeine Sehe=Kraft bey ſich; aber bisweilen geſchiehet es, daß das Auge krank wird, und eine Art von Wolke inwendig ſich vor daßelbe ziehet, und ſolchergeſtalt die Gemeinſchaft der Sehe=Kraft mit den ſichtbaren Dingen hemmet: die Kunſt kömmet alsdenn zu Hülfe, die zwar dem Auge die Sehe=Kraft nicht mittheilet, die aber doch das hemmende wegnimmet, und den Weg zu derſelben von außen eröfnet. Bilde dir ein, die Sele habe gleichfals eine Kraft in ſich, einzuſehen und zu erkennen, wie die Dinge, ihrer eigentlichen Beſchaffenheit nach, ſind; es werde ihr aber, von der Schwach-

heit des Körpers, eine dicke Wolke vorgezogen, die das Anſchauen hindert, und ihr die deutliche Einſicht benimmet, und das ihr eigene Licht verdunkelt: es komme aber der äußere Unterricht, wie ein Arzt, ihr zu Hülfe, und der bringe ihr nicht etwa die Einſehe-Kraft, als eine Sache, die ſie noch nicht hat, mit; ſondern er räume nur das auf, und entwickele es, was ſie ſchon wirklich in ſich hat, das aber nur verdunkelt, und gehemmet, und von einem Schwindel geſtöret, war.

§. 4.

Gleichwie nun bey ſchwangern Frauen die Hebammen-Kunſt eine geſchickte Hand zur Hülfe darbietet, die das Kind gelinde faßet, den Geburts-Schmerzen Beiſtand leiſtet, und die vollſtändige Frucht ans Tage-Licht befördert, und dadurch endlich die Gebärerin ihrer Schmerzen los machet: auf ſolche Weiſe iſt auch der vernünftige Unterricht eine Hebe-Amme für die ſchwangere und mit Geburts-Schmerzen umgehende Sele. Die meiſten bringen zwar was unreifes oder todtes zur Welt, entweder durch Ungeſchicklichkeit der Wehemütter, oder durch Heftigkeit der Schmerzen, oder durch Untauglichkeit des empfangenen Samens: einige aber indeßen doch, obgleich ſeltene, Selen, tragen

die

die Frucht bis zur völligen Reife; und deren ihre Ausgeburten ſind deutlich=kenntbar, an allen Gliedmaßen wolgebildet und vollſtändig, und ächte Kinder und Nachkommen ihrer erſten Anen. Die ſchwangere Sele heißet Vernunft, der Geburts=Schmerz heißet ſinnliche Empfindung, die Gebärung ſelber heißet Wiedererinnerung. Alle Menſchen=Selen ſind, ihrer Natur nach, ſchwanger; ſie empfinden Geburts=Schmerzen durch den Umgang, ſie gebären durch Hülfe verſtändlicher Rede. Gleichwie es nun unmöglich iſt, daß etwas one vorgängigen Samen geboren werden kann, und daß auch nichts anders, als was in dem Samen ſchon lieget, geboren werden kann; daß nemlich ein Menſch von Menſchen, ein Rind von Rindern, ein Oelbaum aus einem Oel=Zweige, ein Weinſtock aus einem Weinſtocke, entſtehet: alſo auch wenn die Sele etwas wares hervorbringet, ſo müßen nothwendig die, der Sele eingepflanzete, Samen gleichfals Warheiten ſeyn; was aber einmal Warheit iſt, das iſt es immer; und was immer iſt, das iſt unſterblich. Was wir alſo von Wißenſchaft und Erkenntniß haben, das iſt nichts anders, als eine hervorblühung und Fruchttragung des, in der Sele liegenden, Samens. Was aber die Menſchen Unwißenheit und Unerkenntniß

nennen, was kann das anders ſeyn, als eine Unwirkſamkeit des Samens?

§. 5.

Wäre es nun mit unſrer Sele eben ſo bewandt, wie mit dem Leibe, daß ſie was ſterbliches und verderbliches und trennbares und verwesliches wäre; ſo wüſte ich nicht viel würdiges von ihr zu ſagen: denn auch vom Leibe weiß ich nicht viel würdiges zu ſagen, außer daß er ein kurzdauerndes, vielen Zufällen äußerſt unterworfenes, unzuverläßiges, ungewißes, unverſtändiges, Weſen iſt. Iſt die Sele eben ſo beſchaffen; ſo weiß ſie nichts, ſie erinnert ſich nichts, ſie erlernet nichts. Denn eher könnte ein Wachs, das von der Sonne zerſchmelzet wird, den Eindruck eines Siegel-Zeichens beybehalten; ehe die Sele eine Lere feſte halten könnte, wenn ſie nichts beßers, als was körperliches, iſt. Denn alles körperliche verändert ſich beſtändig, und gehet geſchwinde, wie ein Euripus, bald aufwärts bald niederwärts; aus der Kindheit erhebet es ſich ins mannbare Alter, aus dem friſchen mannbaren Alter keret es wieder zurück in das unvermögendere hohe Alter, und verſchwindet endlich. Aber ein ſolch Ding machet aus der Sele kein Pythagoras, kein Plato, in ſeinen göttlichen Leren; ja

auch

auch nicht einmal lange vor ihnen kein Homer, bey dem die Selen auch im Reiche der Todten Geſpräche halten, und eine warſagende Kraft beſitzen. Bey eben demſelben ſaget ein gewißer Sänger von ſich: ich habe meine Kunſt von ſelbſt gelernet, und die Götter haben mir meinen Geſang zugetheilet. Er ſaget darann auch die Warheit. Denn die Sele lernet ganz gewiß alles was ſie lernet, von ſich ſelbſt, und ſie hat ihr wißen von der Gottheit, ihrer Natur gemäß, empfangen. Oder lernen etwa nur alle andre Thiere ihre Handlungen von ſelbſt, und bedürfen keines Lerers, weder ein Löwe zum Gebrauche ſeiner Stärke, noch ein Hirſch zum fliehen, noch ein Pferd zum laufen; und das Geſchlechte der Vögel lernet von ſelbſt, wie es ſeine Neſter, one Beihülfe irgend eines Meiſters, auf den Bäumen und in den Geſträuchen erbauen ſoll; und die Spinnen, wie ſie ihr Gewebe von ihren eigenen Faden, als ein Netz, in der Luft ausſpannen ſollen; und die kriechenden Thiere ihre Löcher in der Erde, und die Fiſche ihre Löcher unter den Ufern; und was ſonſt andre Thiere für Künſte von ſelbſt können, die einer ieden Art zu ſeiner Erhaltung angeboren ſind: hingegen der Menſch, das allerverſtandfähigſte Thier, muß alles, was es wißen ſoll, von außen

her ſich anſchaffen? Er kann es ſich nicht einmal von außen anſchaffen. Denn er müſte es, entweder ſelbſt erſt finden, oder von andern erlernen: beides gehet nicht wohl ann, wenn nicht ein gewißes Wißen von Natur dazu zum Grunde liegt. Denn, wenn iemand was findet, wie kann der das gefundene gebrauchen, wenn er den Nutzen deßelben nicht weiß? wird es ihm nicht gehen, wie ienem Manne beym Homer, der nie ein Schiff geſehen, und dem iemand mit einem Ruder begegnet, von dem er ſpricht, ſiehe, der hat eine Wurf-Schaufel auf ſeiner anſehnlichen Schulter? Der aber etwas lernet, der kann es ia wol bey niemandem lernen, der es ſelber nicht weiß: lernet er es nun bey einem der die Sache verſtehet; ſo werde ich dieſen ſeinen Lerer fragen, wie denn Er zur Erkenntniß der Sache gekommen ſey? Dieſer hat es denn auch, entweder gefunden oder gelernet: hat er es gefunden, ſo kommen die vorigen Fragen wieder, wie er denn das gefundene hat zu gebrauchen gewuſt, da er es vorher nie gekannt: hat er es gelernet von einem Andern, ſo werde ich ferner Luſt haben, dieſen Andern eben ſo zu fragen. Und wo werden wir denn aufhören können, den Lerer des Andern auf ſolche Art zu fragen? Endlich kömmet doch die Nachforſchung zu einem, der

es

es nicht gelernet, ſondern gefunden hat: und an den muß mann denn die vorgedachte Frage thun.

§. 6.

Es füret uns alſo nun unſre Unterſuchung von ſelbſt auf das geſuchete. Denn, indem die Sele etwas findet, was ſchon in ihr lieget, und zu ihrem Weſen gehöret, und ihr anerſchaffen iſt; ſo beſtehet dieſes gefundene in nichts anderm, als in warhaften Vorſtellungen die erwecket und aufſtehend-gemachet werden: und dieſe Erwe-ckung, und darauf folgende Zuſammenordnung, bekömmet den Namen Wißenſchafr. Wenn es erlaubet iſt, ſo will ich auch dieſen Vorgang in der Sele vergleichen, mit dem was mann zu einem Soldaten ſpricht, der außer ſeiner Ordnung alleine umhergehet; oder vielmer, auf Homeriſche Art, mag es Nacht ſeyn, und eine große Stille im Lager, und alle Andre mögen liegen und ſanfte ſchlafen: der Oberbefelsha-ber und König Agamemnon aber, ſoll nicht ſchlafen, ſondern er ſoll herumgehen und einen ieden Befelshaber aufwecken, und nachher die Schlacht-Ordnung ſtellen, die Ritterſchaft nebſt ihren Wagen vorann, ganz hinten das zalreiche ſchwere Fuß-Volk, als das Haupt-Werk im ſtandhaften Gefechte; zwiſchen dieſen beiden aber die

die geringere Mannſchaft *). Bilde dir ein, es ſey auch in der Sele ſo beſchaffen: es ſey da eine finſtre Nacht, die Begriffe der Sele liegen in einem tiefen Schlafe; die Vernunft aber, als ein Oberbefelshaber oder König oder wie du ſie ſonſt benennen wilſt, gehe herum bey iedem derſelben, und wecke ihn auf und ſtelle ihn neben andre in Ordnung. Den Schlaf der Begriffe nenne Vergeßung, die Aufweckung derſelben nenne Wiedererinnerung, das Gedächtniß aber ſey die Bewarung und Erhaltung des in Ordnung geſtelleten. Die Wiedererinnerung geſchiehet nach und nach, indem die Sele einem aus dem andern nachforſchet, und vermittelſt des Gegenwärtigen zu dem Folgenden geleitet wird. Geſchiehet doch eben das auch bey den Wiedererinnerungen der auf Erden geſchehenen Dinge.

§. 7.

Ein Demodocus ſinget im Tafel-Gemache des Phäaciſchen Fürſten von einem Streite mit Worten, den Ulyßes und Achilles vor einiger Zeit unter ſich gehabt. Der gegenwärtige Ulyßes höret den Geſang mit an, erinnert ſich der Warheit des geſchehenen, und weinet. Iſt es nicht zu vermuthen, daß ſeine Sele, nachdem ſie

*) Ilias X, 3. und IV, 297-300.

ſie dieſen Anfang gefaßet, auf alle Verrichtungen bey Ilium zurück gegangen ſey; und daß zwar ſeine äußere Perſon mit den Phäaciern gegeßen und getrunken habe, ſeine Sele aber bey Ilium geweſen, und ſich alles wieder vorgeſtellet, was ſie damals geſehen; und daß ſie viele Betrachtungen über ehemalige Dinge, von dieſer kleinen Veranlaßung ann, angeſtellet habe? Alſo auch, wenn iemand eine Laute ſiehet, ſo erinnert er ſich ſeines lieben iungen Freundes, der auch eine Laute geſpielet. Denn die Wiedererinnerung iſt gar flüchtig, und brauchet keine wichtige Dinge zu ihrer Veranlaßung. Und ſo wie körperliche Dinge, die ſich leicht in Bewegung ſetzen laßen, nur einen kleinen Anſtoß mit der Hand bedürfen; und ſobald ſie den bekommen haben, hernach lange und weit ihre Bewegung beybehalten: alſo auch, wenn das Gemüthe einen kleinen Anlaß gefaßet, auf vergangene Dinge wieder zu kommen, den die Sinne ihm darreichen, ſo gehet alsdenn die Rückerinnerung deßelben auf viele aneinanderhangende andre Dinge. Ein iedes von dem, was iſt oder geſchehen iſt, mit dem die Sele etwas zu thun hat oder gehabt hat, hat immer eine gewiße Folge, entweder der Zeit nach, ſo wie auf den Tag die Nacht, auf die Jugend

das Alter, auf den Winter der Früling, folget: oder der Wirkung nach, wie durch Schönheit Liebe erreget wird, und durch Beſchimpfungen Zorn, und Vergnügen durch gutes Glück, und Traurigkeit durch Unglück: oder dem Orte nach, wenn mann die Stadt Pharis, und darauf Sparta, und ſo dann das, viele Tauben ziehende, Thisbe, ſich vorſtellet: oder einer Eintheilung nach, wenn es heißet, Peneleos und Leitus füreten die Böotier ann, nebſt dem Arkeſilaus und Prothoenor und Klonius: oder dem Vermögen nach, wie es dort heißet, Vater Jupiter, gieb daß das Loos entweder den Aeas treffe, oder den Son des Tydeus, oder ſelbſt den König des Goldreichen Mycens.

§. 8.

Wenn nun die Sinne, die in die Vorgemächer der Sele aufgeſtellet ſind, einen gewißen Anlaß faßen, und denſelben dem Gemüthe überliefern; ſo faßet dieſes dieſen Anlaß, und durchſchauet das übrige das damit zuſammenhänget, und gehet die Glieder der Kette nach einander durch, wie ſie entweder durch die Zeit, oder natürliche Aenlichkeit, oder Eintheilung, oder durch den Ort, oder Werth, oder durch ihr Vermögen, miteinander verwandt ſind. Denn, ſo wie wir bey langen und dünnen Stangen

gen ſehen, daß, wenn an das unterſte Ende ſtark geſtoßen wird, die Bewegung davon durch die ganze Stange bis an die oberſte Spitze gehet; oder ſo wie bey langen und ausgeſpanneten Seilen, wenn mann das eine Ende beweget, die Bewegung dem ganzen Seile bis an das andre Ende mitgetheilet wird: alſo brauchet auch das Gemüthe nur einen kleinen Anlaß, ſich die Sachen mit allen ihren Umſtänden und mit ihrem Zuſammenhange vorzuſtellen. Ein Menſch von edler natürlichen Beſchaffenheit ſeines Geiſtes, und der zur Tugend beßer aufgeleget iſt als Andre, nimmet den Anfang dazu von ſich ſelbſt, er gehet weiter, und wandelt ſeinen Weg fort, er faßet allerley Betrachtungen ſeiner Vernunft, und überliefert dieſelben ſeinem Gedächtniße. Wer aber weniger von Natur fähig und ſtark iſt, der bedarf einen Socrates, der ihn eigentlich nichts leret, ſondern ihn nur immer fraget und ausforſchet; worauf ſo dann der gefragete lauter wares antwortet. Wie könnte er das aber antworten, wenn er vorher gar nichts davon wüſte? Kann mann denn wol von einem, der da gehet wenn ihn ein anderer bey der Hand leitet, ſprechen, er habe kein Vermögen zu gehen? Und wie iſt denn ein fragender von einem Handleiter, oder

ein antwortender von einem gehenden, unterſchieden? Der Eine giebet ſich ſelbſt ſeine Wirkſamkeit, der Andre leitet ihn nur zur Richtigkeit. Weder der, den mann bey der Hand leitet, lernet erſt gehen, ſondern er kann ſchon gehen; noch auch der Andre, den mann ausfraget, lernet erſt antworten, ſondern er weiß ſchon zu antworten: Beide, der gehende gehet, weil er es kann; der antwortende antwortet, weil er es weiß: bey beiden aber hilft der Leitende und der Fragende nur zur Richtigkeit.

§. 9.

Der Leib iſt von Natur geſchickt, gehen zu können; die Sele iſt von Natur geſchickt, denken zu können. Iſt aber die Sele unſterblich, wie ſie es wirklich iſt; ſo muß ihr das von Ewigkeit her beiwonen, daß ſie Vorſtellungen und Erkenntniße von Dingen hat. In ſo ferne aber die Sele ein gedoppeltes Leben zu füren hat, davon das Eine rein und aufgekläret und mit keinen Zufällen beunruhiget iſt; das Andre aber verſchlämmet und trübe und mit vielerley Glücks-Abwechſelungen verwirret iſt: ſo iſt ſie in dieſem leztern voll Undeutlichkeit, und voll Schwindel, und es gehet ihr, wie es betrunkenen Leuten zu gehen pfleget. Denn bey dieſen wird die Sele von übermäßigem Getränke erhitzet,

und

und kömmet einer Unſinnigkeit ganz nahe: ſie erholet ſich doch aber oft, und geräth weder gänzlich ins fallen, ſie denket aber doch auch nicht recht deutlich und zuverläßig; ſondern ſie ſtehet zwiſchen Unerkenntniß und Vernunft mitten inne. Wenn aber die Sele von hinnen wieder dort hinn wird verſetzet ſeyn, wie aus dem nebelichten Lande der Cimmerier in eine heitere und lichte Himmels-Gegend, und wird befreiet ſeyn vom Körper, und von Begierden deßelben, befreiet von Krankheiten und Unglücks-Fällen: alsdenn ſiehet und urtheilet ſie lauter wares, ſie kömmet in die Geſellſchaft der Götter und der Kinder der Götter, ſie gelanget weit über den obern Rand unſers Luft-Kreiſes, ſie befindet ſich mit in das himmliſche Heer eingeordnet, unter dem höchſten Anfürer und Befelshaber, dem Jupiter. Alsdenn gedenket ſie lauter Warheit: hier aber hat ſie nur einige Wiedererinnerung an das ware; alsdenn iſt ſie in voller Zuverläßigkeit; hier ſtrauchelt und irret ſie oft. Eine ſtarke Sele indeßen, der ein guter Geiſt zugetheilet iſt, wiederſtehet auch hier dem verwirreten Gewüle; und machet ſich, ſo viel nur immer möglich iſt, los von der Gemeinſchaft mit ihrem Körper; und erwecket in ſich das Andenken an das, was ſie dort ſchon geſchauet,

und

und was ſie dort ſchon gehöret, hat. Und das haben auch die Dichter unter der Mnemoſyne, der Mutter der Muſen, zu verſtehen geben wollen. Muſen ſind bey ihnen die Wißenſchaften und Erkenntniße; eine göttliche Geſellſchaft, ein Werk des Jupiters: und die ſind von der Mnemoſyne geboren, und in Ordnung geſetzet, worden. Laßet uns die Muſen vereren; laßet uns die Mnemoſyne vereren.

Fünf und zwanzigſte Rede.

Wenn es eine Weißagungs-Kunſt giebet, ob alsdenn die Menſchen eine Freiheit haben.

§. 1.

Als die Meder einen Einfall in Griechenland thun wolten, frageten die Athenienſer Gott, was ſie machen ſolten, da eine barbariſche Flotte, eine Mediſche Reiterey, viele Perſiſche Wagen, und Aegyptiſche Schilde, wieder ſie im Anzuge wären; denen auch Kariſche Schleuderer, Paphlagoniſche Schützen, Thraciſche leichtgerüſtete, Macedoniſche ſchwergerüſtete, und

und Theßaliſche Reiter, folgeten. Es frageten alſo die Athenienſer Gott, da ein ſo großes Uebel, inſonderheit wieder ſie, herannahete; was ſie denn anfangen ſolten? Er gab ihnen zur Antwort, ſie ſolten ihre Stadt mit einer hölzernen Verſchanzung verwaren. Themiſtocles ſagete, die hölzerne Verſchanzung bedeute nichts anders, als Krieges-Schiffe. Dem gaben die Athenienſer Beifall, ſie verließen ihre Stadt, und begaben ſich in dieſe von Gott angezeigete Verſchanzung. Hätten nun damals die Athenienſer Gott nicht zu Rathe ziehen wollen wegen ihrer Umſtände, hätten aber einen verſtändigen Mann gefraget, der vermögend geweſen wäre, ihre eigene Macht, und die wieder ſie kommenden Heere, und die bevorſtehende Gefar, und die warſcheinliche Rettung, gegen einander zu halten: würde derſelbe Mann wol etwa weniger vernünftig, als das Orakel, gerathen haben? Er würde, wie ich vermuthe, nicht Räzelhaft, und nicht von einer Verſchanzung die mancherley Auslegungen leiden konnte, geredet haben; ſondern er hätte gerade zu ſo geſaget: o Athenienſer, überlaßet dem Barbar eure Steine und eure Gebäude, ihr ſelbſt aber insgeſammt, mit euern Kindern, mit eurer Freiheit, mit euren Geſetzen, begebet euch anns Meer, und ſteiget da

in Krieges=Schiffe, die im Stande ſind, euch zu tragen und zu retten, und auch im Gefechte einen Sieg zu erhalten.

§. 2.

Warum gehen denn alſo die Menſchen zu den Orakeln, und fragen nicht lieber einen ihres gleichen um Rath? Etwa weil die Einſicht eines Menſchen irren kann, weil ſie unzuverläßig, oft auch übelwollend, und falſch iſt, weil nicht ein ieder Einerley rathet, und der beſte ſcheinende Rath nicht immer den beſten Erfolg hat? Hingegen die Gottheit iſt, wegen ihrer Erhabenheit zuverläßig, wegen ihrer Warhaftigkeit Beifalls=würdig, wegen ihrer Wißenſchaft unfelbar, und wegen ihrer weſentlichen Ere keines Neides und Uebelwollens fähig? Aber die Warſagung Gottes, und die Vernunft eines Menſchen (es iſt kün zu ſagen, aber ich will es gleichwol ſagen) ſind nahe miteinander verwandt; und iſt irgend etwas einem andern änlich, ſo iſt gewiß der göttlichen Gedenkungs=Art nichts änlicher, als die menſchliche Tugend und Weisheit. Mache dir daher nur keinen Zweifel, weder, wie die menſchliche Freiheit ein Orakel gebrauche, noch auch, wie, bey aller Warheit des Orakels, doch auch der menſchliche Verſtand ſeine Macht frey behalte: denn du redeſt alsdenn von zwey

ganz

ganz änlichen Sachen. Bey beiden frageſt du nach Einerley, und zweifelſt wegen Einerley, und unterſucheſt Einerley: unterſcheide nur die ganze Sache ſo, daß du ſprichſt, weder die Gottheit antwortet immer nach der Warheit*), noch der Menſch verfelet immer was er treffen ſoll.

§. 3.

Wegen deßen, was den Menſchen betrift, will ich bald hernach reden. Aber wegen der Gottheit, denkeſt du denn, daß ſie alles nach der Reihe erkenne, das ſchöne und das garſtige, das Er-würdige und das Unzuachtende? Ich gehe gerne behutſam im reden von dieſer Sache, und ich habe Scheu vor der Gottheit. Es iſt was herrliches, alles zu wißen, die Zal der Sand-Körner, und die Tiefen des Meeres, und was in dem Lydiſchen Keßel kochet: denn freilich, allen die was fragen, giebet die Gottheit eine warhafte Antwort, und ſie iſt ihnen gut, wenn gleich ein ungerechter Menſch durch ſolche Antwort ſich einen unbilligen Vortheil verſchaffen kann! Du bildeſt dir alſo ein, die Gottheit miſche ſich in alle Händel, ſie treibe

*) Unter dem Worte Gottheit verſtehet unſer Philoſophe, nach der Lehre der Platoniker, nicht den Einzigen höchſten Gott, ſondern gewiße Untergottheiten, oder ſogenannte Dämonen.

unnütze Künſte, ſie ſey unverſtändig, und nicht viel beßer als andre Umläufer, die den Leuten für Einen guten Groſchen gut Glück warſagen? Ich hergegen glaube, es ſey nicht einmal einem guten Menſchen, geſchweige denn einer Gottheit, anſtändig, einem ieden die klare Warheit zu ſagen: denn das ware reden iſt niemals was gutes, wenn es nicht zum waren Beſten gereichen kann dem, der es erkennen lernet. Ein Arzt betrieget ſeinen Kranken oft mit unwaren Worten, ein Feldherr ſein Krieges-Heer, ein Steuermann ſeine Knechte: und er thut darann nicht Unrecht. Vielmer, das unware bringet den Leuten oft großen Nutzen, und die Warheit vielen Schaden. Wenn du alſo meyneſt, ein Orakel oder andre göttliche Rathfragung, ſey was anders, als ein Werk der göttlichen Vernunft, die von aller menſchlichen Vernunft an Scharfſichtigkeit und Zuverläßigkeit gänzlich unterſchieden iſt: ſo kannſt du zu gleicher Zeit auch nur immer meynen, daß eine richtige Vernunft mit der andern in Wiederſpruche ſtehen kann. Da ſie aber weiter nicht unterſchieden iſt, als in ſo weit das Sonnen-Licht von dem Lichte eines angezündeten Feuers unterſchieden iſt, da indeßen beides doch ein Licht iſt: ſo ſchätze zwar das hellere Licht hoch, verachte aber, dieſes

Unter-

Unterſchiedes wegen, das ſchwächere nicht: ſondern glaube, die Welt überhaupt betrachtet, ſey eine Zuſammenſtimmung eines Muſikaliſchen Werk=Zeuges; der Ton=Künſtler ſey Gott, von dem die Zuſammenſtimmung ihren Anfang empfänget, die ſodann durch die Luft und die Erde und das Meer, durch lebendige Thiere und Gewächſe, gehet; die nachher in viele und unänliche Naturen und Beſchaffenheiten geräth, bis ſie den Streit unter denſelben endlich entſcheidet: ſo wie die Haupt=Zuſammenſtimmung in einer Muſik, ſo verſchiedentliche Stimmen auch in einem Chore gehöret werden, dennoch alle Verwirrung unter denſelben endlich in Richtigkeit bringet.

§. 4.

Ich weiß zwar der Art und Weiſe dieſer göttlichen Kunſt keinen Namen zu geben; doch will ich dir dieſelbe unter einem Bilde einiger maßen begreiflich machen. Du haſt doch wol geſehen, wie Schiffe aus dem Meer aufs Land gezogen, oder wie überaus große Steine fortbeweget werden? Mit wie mancherley Krümmen der Bewegungs=Werkzeuge, deren immer eines dem andern ſeine Kraft mittheilet oder verſtärket, und mit wie vielerley Kloben und Stricken, unter denen immer ein andrer von dem erſtern das Anziehen

empfänget, das Ganze in Bewegung gebracht wird. Dieſe zuſammengeſetzete Werkzeuge ſind zwar die Urſache der erfolgenden Wirkung; aber doch träget ieder Theil des zuſammengeſetzeten das ſeine zur Wirkung mit bey. Nenne du hier den Werkmeiſter Gott; die Werkzeuge nenne die menſchlichen Beurtheilungen und Schlüße; die Kunſt überhaupt nenne die Warſager-Kunſt, die uns hinweiſet zu dem, wozu das Schickſal uns zu leiten beſchloßen hat.' Wolteſt du gerne noch ein deutlicheres Gleichniß haben, ſo ſtelle dir Gott als einen Feldherrn vor, das Leben als einen Krieges-Zug, den Menſchen als einen ſchwergerüſteten Kriegesmann, das Schickſal als die gemeinſchaftliche Verknüpfung des Heeres, das mancherley Vermögen und Geſchicke des Menſchen als die Rüſtungen und Gewere, die widrigen Zufälle als die Feinde, die Vernunft als den Freund und Gehülfen im Kriege, die Tugend als die tapfern Thaten, das böſe untaugliche Verhalten als einen Verluſt im Gefechte; und nun, wenn du das alles genugſam einſieheſt, ſo nenne Warſager-Kunſt dieſelbe Kunſt, die aus der ganzen Beſchaffenheit des Heeres, und der Anſtalten bey demſelben, den Erfolg vorherſehen kann. Ein Steuermann, der ein Schiff hat, und kennet die Werkzeuge

zeuge in demſelben, und ſiehet das Meer, und beobachtet die Winde; der weiß es, wie es mit der Fart ablaufen werde: ein Feldherr, der ein Krieges-Heer hat, und ihm ſind die Rüſtungen und Gewere deßelben bekannt, und er hat für die gehörigen Anſtalten geſorget, und er beobachtet wie es bey den Feinden ſtehet; der weiß es, wie es mit der Schlacht ablaufen kann: ein Arzt, der ſeinen Kranken anſiehet, und ſich auf die Krankheit verſtehet, und ſeine Kunſt beobachtet; der weiß es, was erfolgen wird. Da ſieheſt du eine Menge von Warſagern, wie gewiß, wie kunſtreich, wie einſehend, ſie ſind. Wenn nun das, was in unſerm Willküre beruhet, für ſich alleine wirkſam wäre, und mit dem Schickſale in keinem Zuſammenhange ſtünde; ſo bedürfte es keiner Warſager-Kunſt: da aber unſer willkürliches mit dem allgemeinen Zuſammenhange der Dinge verknüpfet, und ein Theil iſt des Ganzen darüber das Schickſal waltet; ſo ſtehet die Warſager-Kunſt auf der Seite des nothwendigen Schickſales, der vernünftige Rath aber auf der Seite deßen, das offenbar oder nicht offenbar vor Augen iſt.

§. 5.

Ja ſelbſt das nothwendige Schickſal kann, nicht nur die Warſager=Kunſt, ſondern auch der Menſchen=Verſtand, zum voraus entdecken. Aber wie und auf was Weiſe entdecken dieſe beide es zum voraus? Trockene Zeiten, Regen=volle Witterungen, Erdbeben, Ausbrüche des unterirdiſchen Feuers, Sturmwinde, Veränderungen der Luft, weiß nicht alleine die Gottheit vorher, ſondern auch einige mit großer Fähigkeit ausgerüſtete Menſchen. So kündigte ein Pherecydes den Samiern ein Erdbeben zum voraus ann, und Hippocrates den Theßaliern eine bevorſtehende Peſtilenz, und Timeſius den Klazomeniern eine große Sonnenfinſterniß *); und andre andres dergleichen. Aber wie zeiget hingegen auch die Gottheit zum voraus ann, was auf menſchlichen Willkür ankömmet? Begere nicht, Kinder zu erzielen, wieder allen Willen der Gottheit, warnet iemand den Laius im Namen der Gottheit: denn wenn du

*) Pherecydes urtheilete ſeine Vorherſagung, aus der Farbe und dem Geſchmacke eines, aus einem Brunnen geſchöpfeten, Waßers: Hippocrates aber, aus der Beſchaffenheit der Winde, die aus einem nicht gar fernen Lande blieſen, wo die Peſt ſchon wütete. An ſtatt des Pherecydes nennen Andre den Pythagoras; außer Zweifel fälſchlich.

du einen Son wirſt erzeuget haben, ſo wird derſelbe dich ums Leben bringen. Das wurde zwar geſaget, aber die Gottheit wuſte, daß ſie einem unmäßigen und den Trunk liebenden Manne einen Rath geben laße: und ſie ließ den Unfall vorher ſagen, zu welchem Laius den Urſprung darreichete, von dem aber die Gottheit die Urſache vorherſahe. Wenn Kröſus über den Halys=Strom gehet, wird er eine große Herrſchaft zu Grunde richten. Die Gottheit ſaget nicht, daß er wird hinüber gehen; ſondern ſie ſaget, was ſich mit ihm begeben wird, wenn er hinüber gehet. Wenn du hier den Zuſammenhang trenneſt; und die Warſage=Kraft der Gottheit, und den menſchlichen freien Willen, iedes für ſich, anſieheſt: ſo ſtöreſt du die allergenaueſte Zuſammenſtimmung.

§. 6.

Himmel und Erde zuſammen, iſt Ein Haus der Götter und Menſchen: für dieſe beide ſind das die Wonungen und Aufenthalte: die Eine Abtheilung beſitzen die Götter und die Söne oder Töchter der Götter, die Zweite haben die Menſchen inne, dieſe Unterwarſager und Diener der Götter; die aber nicht, wie iene beym Homer, auf der bloßen Erde ſchlafen, oder ihre Füße nie zu waſchen bedürfen; ſondern die

mit aufgerichteter Sele gegen den Himmel aufwärts ſehen, und mit ihren Geſinnungen vom Jupiter abhangen. Die Gottheiten, als Vorſteher, haben dieſer ihre Lebens-Verrichtungen zu beſorgen übernommen: ſie durchreiſen die Fläche der Erde, und kommen den Kindern der Erde zu Hülfe, unſichtbarer Weiſe; iedoch weder klagend, noch mit Bogen ſchießend, noch Wunden bekommend, denn ſie eßen nicht Brodt, und trinken keinen rothen Wein *). Die Menſchen hingegen ſchauen, ſo gut ſie können, gegen den Himmel, und ſehen das funkelnde und erleuchtete Haus des Jupiters, welches nicht etwa, wie beym Homer, von Wänden die mit Gold überzogen ſind, ſtralet, oder von Jünglingen die Fackeln in den Händen tragen **), ſondern das von der Sonne und dem Monde, und den übrigen Geſtirnen, die dieſen beiden zugeordnet ſind, mit immerwärendem vollſtändigen Feuer glänzet, und Licht darbietet. Da ſieheſt du ein Heer, das aus guten Anfürern, und aus stets-aufwarten-

*) Es ſind das Homeriſche Bilder von den Gottheiten, an zerſtreueten Stellen: die leztere Beſchreibung aber iſt aus Ilias V, 341.

**) Odyß. VII, 100, wo der Pallaſt der Phäaciſchen Fürſten beſchrieben wird.

tenden Dienern oder Gehülfen, beſtehet. Dieſe Zuſammenordnung ſtelle dir wol vor: ſo wirſt du ſehen, was Warſagerey ſey, du wirſt die Kraft eines ieden verſtehen, und wirſt ihre Vermiſchung und Gemeinſchaft miteinander erkennen.

§. 7.

Du ſieheſt, daß das menſchliche Leben keine ſtandhafte, oder als auf dem feſten Lande gegründete, Verfaßung in ſich hat, ſondern daß es gleichſam auf einem Kauffarer-Schiffe über ein weites Meer hinüberſetze. Dieſes Schiff bleibet, nicht nur durch Steuermannes Kunſt, wol behalten, ſondern auch durch beqvemen Wind, und durch Dienſt der Matroſen, und durch Tüchtigkeit der Geräthe, und durch Beſchaffenheit des Meeres ſelber. Setze an die Stelle der Geräthſchaften und der Matroſen oder Ruderer, die Ueberlegungen und Entſchließungen der Sele; an die Stelle des Meeres und der Winde, das ungewiße und dunkle in den menſchlichen Dingen; an die Stelle der vorſorgenden und einſehenden Steuermannes-Kunſt, des richtige und zuverläßige der Warſagerey. Kömmet die Einrichtung dieſer Verfaßung nicht mit den Vorſtellungen überein, die du dir etwa in deinen Gedanken davon gemachet haſt; ſo

ſo höre einmal, was Plato ſaget. Er ſpricht, Gott regieret alles, und nächſt Gott ſind Glück und Zeit die Regierer aller menſchlichen Dinge: mann kann hinzu ſetzen, daß noch ein Drittes, uns bereiteres, mit dieſen Zweien vergeſellſchaftet ſeyn muß, nemlich die Kunſt und Geſchicklichkeit: denn zur Zeit eines Sturmes, halte ich dafür, daß gar viel darauf ankomme, ob ein geſchickter Steuermann da ſey, oder nicht.

§. 8.

Dieſe Ausſprüche beunruhigen mir das Gemüthe, und leiten mich zwar nicht völlig auf eine Nichtachtung der Warſagungen; ſie laßen aber mir auch nicht zu, meinen Urtheilen davon völlig zu trauen: ſondern, ſo wie, unter den Thieren die in zweierley Elementen leben können, die Vögel in ihrem Fluge durch die Luft eine Gemeinſchaft haben mit den, in und über unſre Luft erhabenen, Dingen; alſo ſehe ich auch, daß der Menſch in ſeiner Lebens-Fürung, ein gewißes zwiefach-Lebendes iſt, vermiſchet zugleich mit Willkür und mit Nothwendigkeit; und zwar mit einer Willkür, dergleichen ein gefeßelter Mann hat, der freiwillig denen, die ihn an der Kette füren, nachfolget. Ich vermuthe alſo einen gewißen Zwang, aber ich weiß nicht, wie ich ihn geſchickt benennen ſoll. Denn

nenne

nenne ich ihn ein beſtimmeres Schickſal, ſo ſage ich einen Namen, der gar mannigfaltige Bedeutungen bey den Leuten hat. Denn was iſt dieſes beſtimmte Schickſal? Was iſt ſeine Natur, was iſt ſein Weſen? Biſt du eine Gottheit, die den weiten Himmel bewonen, ſo gehöret deine Wirkung nicht unter die Er Furchtswürdigen; und die menſchlichen Unfälle ſind gar nicht Zuſammenhangs-mäßig: es iſt unerlaubt, einer Gottheit die Urſache eines Böſen und Uebels aufzuheften. Biſt du aber was ſterbliches, und den Erd-Bewonern änliches *), ſo redet ia Elpenor die Unwarheit, wenn er ſaget, das böſe Schickſal der Gottheit hat mich beſchädiget; ſo redet auch Agamemnon die Unwarheit, wenn er ſaget, ich binn nicht Schuld daran, ſondern Jupiter, und das Fatum, und die unvermerkt herzukommende Erinnys **).

§. 9.

Mir dünket aber immer, daß auch hier die Benennungen nichts anders ſind, als beſchönigende Ausflüchte, durch welche die Menſchen ihre elende

*) Odyß. VI, 150-153.

**) Alles das ſind Stellen aus dem Homer; die erſtere, Odyß. XI, 61. Die Zweite, Ilias XIX, 86 Die Erinnys aber bezeichnet göttliche Strafen.

elende Gemüths=Beſchaffenheit von ſich abzulenen, und die Schuld davon der Gottheit, und den Schickſalen, und den Erinnyen, aufzubürden, ſuchen. In den Trauerſpielen mögen ſolche Ausdrücke ſtatt haben, denn ich begere den Dichtern die Freiheit, Namen zu erfinden, nicht ſtreitig zu machen: aber in dem wirklichen Leben möchten das wol lauter leere Worte ſeyn. Die Erinnys, und die Parcen, und die Gottheiten, und was ſonſt für Benennungen der Vorſehung oder des beſtimmten Schickſales im Gebrauche ſind; die ſtecken innwendig in der Sele, und machen dem Agamemnon Ungelegenheit, daß er den tapferſten unter den Griechen für nichts geachtet hat. Eben die verleiten den Elpenor zur Trunkenheit, die treiben den Thyrſtes zum Ehebruche mit ſeines Bruders Frau, die bringen den Oedipus dahin, daß er ſeinen Vater entleibet; eben die treiben den falſchen Ankläger in die Gerichts=Höſe, den Räuber aufs Meer, den Mörder zu Ergreifung des Degens, und den Geilen zu ungeziemenden Wollüſten. Die ſind die Qvellen des menſchlichen Unglückes, aus denen fließet die Menge von Uebeln, ſo wie aus dem Aetna das Feuer herabſtürzet, und ſo wie aus Aethiopien die Peſtilenz herzuſchleichet. Der Feuer=Bach rinnet auf die Erde, und die

Peſti=

Peſtilenz bleibet doch bey Athen ſtehen: aber der Kanäle des Elendes ſind viele, und immer flieſſend; und bedürfen vieler Weißagungen, und tauſend Orakel. Wie könnte alſo iemand irren, wenn er bey der Gottheit anfragete, wie die menſchliche elende Gemüths-Beſchaffenheit, die Treuloſigkeit, die Unmäßigkeit und Unenthaltſamkeit, ein Ende bekommen könnte? Auf dergleichen Fragen warſagete auch Socrates, und nicht alleine Apollo: und deßhalb lobete Apollo den Socrates, weil er mit ihm von gleicher Beſchäftigung war.

Sechs und zwanzigſte Rede.

Ob Socrates wol gethan, daß er ſich vor Gerichte nicht verantwortet hat?

§. 1.

Es iſt was ſonderbares, daß, da alle andre Gewerke und Künſte in ihren Kunſt-Werken nicht unterworfen ſind der Beurtheilung ſolcher, die von derſelben Kunſt keinen Verſtand haben; und weder ein Steuermann, wenn er

ſein

ſein Schiff nach den Regeln ſeiner Kunſt und nach ſeiner Einſicht regieret, ſich nach den Leuten richtet die die Steuermannes-Kunſt nicht verſtehen, noch ein Arzt zulaßen darf, daß die Kranken ſeine Verordnungen und Heilungs-Mittel und Einrichtungen der täglichen Lebens-Art unterſuchen und beurtheilen, ia auch ſo gar ein Töpfer und Riemer, oder wer noch geringere Handwerke treibet, keinen andern Richter ſeiner Arbeit erkennet, als der eben des Handwerkes iſt: hingegen daß ein Socrates, der nicht einmal vom Apollo, von dieſer Gottheit die da weiß wie viele Sand-Körner ſind, und die die Tiefen des Meeres durchſchauet, einer Ungeſchicklichkeit beſchuldiget werden konnte, noch bis dieſen Tag vor falſchen Anklägern und Beurtheilern keine Ruhe hat; und daß die Nachkommen immer noch bitterer und betrieglicher wieder ihn verfaren, als ehemals ein Anytus und Melitus, und als die damaligen Athenienſiſchen Richter. Iſt irgend iemand ein Maler oder ein Bildhauer geweſen, ſo wie ein Zeuxis, oder ein Polykletus oder ein Phidias; ſo wird der gemeine Ruf von ſeiner Kunſt, alle ſeine hinterlaßene Werke, mit Lob auf die Nach-Welt kommen laßen: und wenn die Menſchen ſolche Stücke ſehen, ſo erkünen ſie ſich nicht nur

nur nicht, ſie zu tadeln, ſondern auch nicht einmal, ſie zu unterſuchen; ſondern ſie ſind ſo gleich bereit, ſie zu loben, ſo bald ſie nur ſolche berümte Kunſt = Stücke zu ſehen bekommen. Hingegen, wenn iemand, nicht wie ein Maler oder Bildhauer in Stücken, die mit geſchickter Hand verfertiget werden, ein vortreflicher Mann geweſen; ſondern vielmer ein Mann, der ſeinen Lebens = Wandel ordentlich und mit der genaueſten Sorgfalt gefüret, der überall ſich der Vernunft, des Verhaltens nach den Geſetzen, der guten Sitten, der Zufriedenheit mit geringen Umſtänden, der Gedult, der Nüchternheit, und aller andern Tugenden, beflißen: iſt es da nicht zu beklagen, daß ein ſolcher keinen feſteſtehenden Nach = Rum, kein allgemeines Lob, keine einſtimmige Beurtheiler, erlangen kann; ſondern daß immerfort, einer dieß der andre das, von ihm redet?

§ 2.

Dergleichen iſt das, wovon ich ietzo zu handeln mir vorgenommen habe. Wieder dieſen Socrates gab Melitus eine Klage = Schrift ein, Anytus ſtellete ſich als Ankläger vors Gerichte, Lykon hielte die Anklage = Rede; die Athenienſiſchen Richter verurtheileten ihn, die Eilf = Männer ließen ihn im Gefängniße ſchließen, der Ge=

richts-Diener brachte ihm den Gift-Becher. Er aber kerete ſich nichts an des Melitus Klage-Schrift, er achtete den Anklåger Anytus nicht, er lachete über die Anklage-Rede des Lykons; wieder den Spruch der Richter, und wieder die ihm zuerkannte Strafe, erkannte er in ſeinem Herzen, daß ihr Spruch falſch, und er vielmer ganz was beßers als einer Strafe würdig, ſey *). Und als die Eilfe ihn feßeln ließen, reichete er ſeinen Leib gutwillig dar, denn der war zu ſchwach, ſich wieder ſo viele zu ſperren; aber ſeinen Geiſt reichete er ihnen nicht dar, denn der war ſtårker als alle Athenienſer: er war auch gar nicht ungehalten über den Gerichts-Diener, er ſtellete ſich nicht etwa ungeberdig gegen den Gift-Becher: die Athenienſer hatten ihn, nicht mit ihrem freien Willen, verurtheilet, er ſelbſt aber ſturbe mit völlig freiem Willen. Sein freywilliges iſt daraus offenbar, daß, da er die Wal hatte, ob er ſich lieber an Gelde ſtrafen laßen [illegible] wolle;

*) Apollo zu Delphi hatte durch die Pythia den Ausſpruch gethan: Unter Menſchen iſt Socrates der Weiſeſte. Und als die Richter ihn gefraget, welcher Strafe er ſich für würdig achte; antwortete er, mit einer edlen Zuverſicht auf ſeine gute Sache: für das, was er gethan, ſey er würdig, die übrige wenige Zeit ſeines hohen Alters, auf öffentliche Koſten verpfleget zu werden.

wolle; oder ihm auch vorgeſchlagen wurde, heimlich ſich aus der Stadt zu entfernen: er lieber das ſterben erwelete: Jener ihr nicht=freywilliges aber iſt daraus offenbar, daß es ihnen ſo gleich nachher gereuete was ſie gethan; welches gewiß bey Richtern ein überaus lächerlicher Zuſtand iſt.

§. 3.

Haſt du nun Luſt, zu unterſuchen, ob Socrates recht gethan an dem, was er gethan? Was würdeſt du ſagen, wenn ietzo iemand käme, und erzelete dir, ein Athenienſiſcher Mann, von hohem Alter, von Beſchäftigung ein Weltweiſer, von Glücks=Umſtänden arm, von Beredſamkeit vortreflich, von Gedenkungs=Art recht vernünftig, ein wachſamer und nüchterner Mann, der nie etwas unbedachtſames weder gethan noch geſprochen; der habe, nachdem er ſo lange auf ſolche Art gelebet, und unter den Griechen die gröſſeſten Geiſter, unter den Göttern aber den Apollo, als Preiſer ſeiner Auffürung gefunden; und als, aus Neid und perſönlichem Haße, und aus Feindſchaft wieder alles Gute, unter den Komödien=Schreibern ein Ariſtophanes, unter den unächten Weiſen ein Anytus, unter den falſchen Anklägern ein Melitus, unter den Gerichts=Rednern ein Lykon, ſich wieder ihn auf=

gemachet, von denen der erſtere ihn auf der Schau-Büne geläſtert, der zweite durch eine Klage-Schrift angegeben, der dritte als Kläger wieder ihn vor Gerichte erſchienen, und der vierte die Anklage-Rede gehalten, und unter den Griechen die Athenienſer die Richter geweſen; der habe, erſtlich vom Ariſtophanes ſich beleidiget gefunden, und habe zu Athen hinwiederum dieſen auf der Schau-Büne, am Bacchus-Feſte, und vor trunkenen Zuſchauern, geläſtert; er ſey nachher in die Richter-Verſammlung gegangen, und habe eine lange Rede wieder ſeinen Ankläger gehalten, und habe ſich auf eine recht beredte Art, und mit bewegenden eindringenden Worten, vertheidiget; er habe das Gerichte mit einem geſchickten Eingange ſeiner Rede zu beſänftigen, und durch Erzelungen ſeiner Sache ſie eines beßern zu beleren, geſuchet; er habe, durch Warſcheinlichkeiten und durch Gründe, ſeinen Beweis gefüret; er habe einige reiche und angeſehene Männer, als Zeugen, den Athenienſiſchen Richtern vorgeſtellet; und beym Beſchluße ſeiner Rede habe er ſich gedemüthiget, er habe geflehet und gebeten, und dabey hin und wieder Thränen vergoßen; und endlich habe er ſeine heulende Frau, und ſeine kläglich-weinende Kinder, herbeygerufen; und durch dieß alles habe er ſeine Richter auf andre Gedanken gebracht, daß

ſie

ſie ihn los geſprochen, und ſich ſeiner erbarmet, und ihn gehen gelaßen, haben.

§. 4.

O wie ſchöne würde er da ſeine Sache gewonnen haben! gewiß, er würde von dannen gerade ins Lyceum, und darauf weiter in die Akademie, und in die übrigen Verſammlungen der Weiſen, mit frölichem Angeſichte haben gehen können, wie einer, der aus einem gefärlichen Sturme zur See, wolbehalten zu Lande gekommen wäre! Und wie würde denn die Welt-Weisheit dieſen, wieder zu ihr kommenden, Mann aufgenommen und betrachtet haben? Nicht beßer, als ein Ler-Meiſter in der Ringe-Schule einen Kämpfer betrachtet, der vom Kampf-Platze, mit köſtlichem Oele wol eingeſalbet, one Schweiß und one Staub, ungeſchlagen und unverwundet, mit einem Sieges-Kranze zu ihm zurücke kömmet, und keine Spur einer bewieſenen Geſchicklichkeit oder Tapferkeit aufzuweiſen hat. Und weßwegen hätte denn Socrates ſich vor denſelben verſammleten Athenienſern verantworten ſollen? Etwa wie vor gerechten Richtern? Sie waren ia ungerechte. Etwa wie vor verſtändigen Leuten? ſie waren ia unvernünftig. Etwa wie vor guten Menſchen? ſie waren ia böſe elende Leute. Etwa wie vor

wolgeſinneten? aber ſie waren erzürnet wieder ihn. Etwa wie vor Leuten die ihm änlich waren? aber ſie waren ihm höchſt unänlich. Wie vor Beßern? ſie waren weit was ſchlechteres. Wie vor ſchlechtern? aber welcher Beßere kann wol ie ſeine Sache bey ſchlimmeren Menſchen durch Worte gut darſtellen? Und was hätte er denn zu ſeiner Verantwortung vorbringen ſollen? Etwa, er ſey kein Liebhaber der Weisheit und Warheit ie geweſen? So hätte er ia Lügen geredet. Oder, er ſey ein Liebhaber der Weisheit und Warheit ſeit langem geweſen? Aber eben darüber waren ſie ſo böſe auf ihn.

§. 5.

Aber, ſo hätte er keines von beiden ſprechen dürfen, möchte iemand ſagen: die Beſchuldigung hingegen hätte er doch von ſich abweiſen ſollen, als verfüre er die Jugend, als ſuche er neue Gottheiten über die Alten einzufüren. Welcher Künſtler kann denn wol, den, der von der Kunſt gar nichts verſtehet, von Werken der Kunſt recht bedeuten? Wie war denn den Athenienſern begreiflich zu machen, was Verfürung der Jugend, was Tugend, ſey? ferner, was die Gottheit ſey, und wie ſie zu vereren ſey? Denn die Tauſend Richter, die mit Bonen um die Sachen loſen die vor ſie gehören ſollen, unter=

terſuchen dergleichen Dinge nicht; Solon hat auch in ſeinen Geſetz-Büchern nichts davon geſchrieben, auch nicht der ernſthafte Geſetz-geber Draco: ſondern in dem Ober-Gerichte, das Heliäa zu Athen heißet, werden blos bürgerliche oder peinliche Klage-Sachen angehöret und entſchieden; ſo wie unter Kindern die Gezänke und Wortwechſel wegen ihrer Spiel-Steine, wenn ſie ſich untereinander damit Unrecht thun. Warheit, und Tugend, und richtiger Lebens-Wandel, brauchet ganz andre Richter, andre Geſetze, andre Redner: und bey ſolchen würde ein Socrates ſeine Sache gewonnen, einen Sieges-Kranz erlanget, und allen Beifall bekommen, haben.

§. 6.

Wie würde nun ein alter Mann, und ein Weltweiſer, nicht höchſt lächerlich geweſen ſeyn, wenn er mit Kindern um ihre Steinchen geſpielet hätte! Welcher Arzt hat wol ie einen im Fieber liegenden überreden können, daß für ihn das hungern und durſten eine Arzeney ſey? oder wer hat ie einen Geilen überreden können, daß ſeine Wolluſt was arges ſey? oder einen Geizigen, daß er nicht nach was gutem ſtrebe? Wenn das möglich wäre, ſo würde gewiß auch Socrates gar leicht die Athenienſer überzeuget haben,

daß das trachten nach Tugend kein Verderb für iunge Leute ſey; imgleichen, daß die rechte Erkenntniß Gottes keine Sünde wieder die Gottheiten heißen könne. Denn, entweder, ſie wuſten das eben ſo gut wie Socrates; oder, ſie wuſten es nicht, er aber wuſte es. Wuſten ſie es: was bedurfte es vieles redens bey Leuten, die es ſchon wuſten? Wuſten ſie es nicht, ſo bedurfte es keiner Verantwortung bey ihnen, ſondern eines Unterrichtes. Denn bey andern gerichtlichen Verantwortungen müßen Zeugen, und Beweiſe, und Gründe, und Merkmale, und ſcharfe Fragen, und andre ſolche Mittel, ein Licht geben, damit das ungewiße und verborgene alsdenn vor dem Gerichte entdecket werde: hingegen von Tugend und Rechtſchaffenheit kann mann keinen Beweis füren, als nur bey Leuten, die eine Hochachtung gegen ſolche Eigenſchaften hegen. Da nun dieſe Hochachtung damals aus Athen verbannet war, wozu hätte Socrates viele Worte von ſolchen Eigenſchaften machen ſollen?

§. 7.

Etwa, damit er nicht hingerichtet werden möchte? Aber wenn ein guter Mann hiervor ſich vor allen Dingen fürchten muß; ſo hätte Socrates ſorgen müßen, nicht wie er ſich bey

den

den Athenienſiſchen Richtern verantworten ſolle, ſondern wie er einem Melitus nicht verhaßt werden möge; er hätte einen Anytus nie mit Worten ſtrafen, oder die übrigen Sünder zu Athen ſein zu frieden laßen, müßen; er hätte nicht müßen in der Stadt umher gehen, und die Leute bey allen ihren Glücks-Umſtänden und Künſten und Geſchäften und Begierden antreten, und ein allgemeiner bitterer und unvermeidlicher Beßerer der Sitten ſeyn wollen, der mit niemandem niederträchtig oder ſchmeichelhaft oder ſklaviſch oder heimlich redete. Da aber ein ieder braver Soldate im Kriege das ſterben nicht achtet, ſo wie auch ein guter Steuermann auf dem Meere; ia da ein ieder Künſtler oder Gewerks-Mann Luſt hat, mit ſeiner Kunſt wol zu ſterben: wie hätte denn wol ein Philoſoph ſeine Fane oder ſein Schiff verlaßen, und ſein Leben ungebürlich lieben, und ſeine Tugend, wie im Kriege ſeinen Schild, wegwerfen ſollen? Hätte er das gethan, welcher Richter würde ihn denn gelobet haben? Oder wer hätte einen Socrates mit Gedult anſehen können, wie er vor Gerichte niederträchtig und verzagt ſtehe, und ſich eine Hofnung, noch eine Weile leben zu dürfen, bey andern erbettele? Denn ſo würde er bey ſeiner Verantwortung haben ausſehen müßen. Oder

hätte er nicht niederträchtig oder zaghaft oder demüthig, ſondern freimüthig und ſeiner Philoſophie anſtändig, reden ſollen? Das würde alsdenn keine Verantwortung, ſondern eine Anblaſung und Anfeuerung des Zornes geweſen ſeyn. Denn wie wäre doch wol eine ſolche Verantwortung auszuſtehen geweſen von einer Verſammlung böſer Richter, die es mit dem gemeinen Volke hielten, die durch ihre Gewalt übermüthig worden, die kein freies Wort hören konnten, und einer beſtändigen Schmeicheley gewonet waren? Eben ſo wenig, als von einer Zech-Geſellſchaft ungezogener Leute, ein nüchterner Mann, der die Wein-Flaſche wegnemen, die ſchöne Flötenbläſerinn weggehen heißen, die Kränze von den Köpfen reißen, und der fernern Trunkenheit Einhalt thun, will. Es ſchwieg daher Socrates mit einer Feſtigkeit des Herzens an einem ſolchen Orte ſtille, wo er nicht mit Anſtande reden konnte; er beobachtete ſeine Tugend, hütete ſich aber vor heftigerm Zorne; und verurſachete ihnen eine deſto größere Schande, daß ſie ihn bey ſeinem Stilleſchweigen gleichwol verurtheilet.

§. 8.

§. 8.

Mann kann es denken, wie nöthig bey den damaligen Athenienſiſchen Richtern eine Vertheidigungs-Rede geweſen ſey. Socrates hatte Siebenzig Jare gelebet, in dieſer Zeit hatte er ſich beſtändig der Philoſophie und der Tugend befliſſen, ſein Wandel war unanſtößig und untadelhaft geweſen, ſeine tägliche Lebens-Art einfältig und redlich, ſein Umgang einem ieden nützlich, ſeine Anſprachen erbaulich, ſeine Freundſchaft ſchätzbar. Alles das konnte ihn nicht vor dem Gerichte, vor dem Gefängniße, vor dem Tode, in Sicherheit ſtellen: hätte denn wol ein beſtimmtes Zeit-Maaß zu einer kurzen Rednerey *), den Socrates retten können? Das war nicht möglich: und wäre es auch möglich geweſen, ſo hätte Socrates das doch nicht angenommen. Ferne muſte ſo was von ihm bleiben, das ſo viel geweſen ſeyn würde, als wenn ienem Spartaniſchen Leonidas iemand den Rath gegeben hätte, er ſolle ſich nur ein wenig zurücke ziehen, und den Xerxes durch den engen Paß durch laßen, und ſolchergeſtalt ein bewafneter Land-Betrieger werden. Der aber ließ ſolchen Rath

*) Es wurde, durch langſam-auslaufen des Waßers aus einem Gefäße, beſtimmet, wie lange eine Rede vor Gerichte ſeyn durfte.

Rath ſich nicht beygehen, ſondern welete lieber, mit ſeiner Tapferkeit und mit ſeinen Waffen auf dem Platze liegen zu bleiben; als dem Feinde den Rücken zu keren, und das Leben zu erhalten. Was würde denn beym Socrates eine Vertheidigungs-Rede anders geweſen ſeyn, als eine Herumwendung des Rückens, und eine Scheu vor Geſchoßen, und eine geſchmückete Zaghaftigkeit? Daher hielte er lieber Stand, und hielt allen Angriff aus, und bewieſe ſich tapfer. Die Athenienſer aber dachten, ſie ſprächen eine Verurtheilung aus: denn auch Xerxes dachte, er ſiege über den Leonidas. Vielmer, Leonidas ſturbe zwar, aber Xerxes zog den kürzern: alſo auch, Socrates ſturbe zwar; aber die Athenienſer wurden verurtheilet, deren Richter Gott und die Warheit war, bey denen Socrates ſeine Anklage-Schrift alſo eingiebet: das Athenienſiſche Volk handelt ungerecht, daß es die Gottheit nicht erkennet, die Socrates erkennet, ſondern lieber neue andre Gottheiten einfüret; denn Socrates glaubet, daß Jupiter der Olympiſche Herr ſey, die Athenienſer aber glauben, Perikles ſey es; und Socrates glaubet, was Apollo ſaget, die Athenienſer aber wiederſprechen dem Apollo in ihren Urtheils-Sprüchen: das Volk zu Athen handelt auch ungerecht, daß

es

es die Jugend verfüret; denn es hat den Alcibiades, den Hipponicus, den Kritias, und tauſend Andre, verderbet. O warhafte Anklage, und gerechte Richter, und bittere Verurtheilung! Weil wieder den Jupiter Furchtvergeßen war gehandelt worden, kam eine Peſtilenz, und ein Krieg aus Peloponnes: weil junge Leute verfüret worden, kamen Unglücks-Fälle bey Decelea, und in Sicilien, und in Helleſpont. Alſo richtet Gott, alſo verurtheilet Gott.

Sieben und zwanzigſte Rede.

Ob die Lebens-Art eines Cynikers einen Vorzug vor andern habe.

§. 1.

Ich will dir, nach der weiſen Art des Lydiers, eine Fabel erzelen. Es ſoll aber in meiner Fabel, nicht ein Löwe, oder ein Adler, oder was noch ſtummer iſt als dieſe, die Bäume, reden: ſondern ſo ſoll bey mir geredet werden. Es war Jupiter, und Himmel, und Erde: die Bürger des Himmels, waren die Götter, aber die Bewoner der Erde, die Menſchen, waren

waren noch nicht verhanden. Jupiter fordert den Prometheus, und befielet ihm, er ſolle die Erde bevölkern mit rechtſchaffenen Thieren, die an Verſtande den Göttern am nächſten kämen, deren Leib zart, und aufgerichtet, und von gutem Ebenmaaße wäre, die ein ſanftes Anſehen hätten, die mit ihren Händen beqvem etwas verrichten, und mit ihren Füßen ſicher treten, könnten. Prometheus gehorchet dem Jupiter, und machet Menſchen, und giebet ihnen die Erde zu bewonen. Nachdem dieſe ihr Daseyn empfangen, lebeten ſie in der erſt gar nicht mit Beſchwerlichkeit. Die Narung, ſo viel ſie nur immer bedurften, reichete ihnen die Erde dar; ſie fanden mit Graß dick bewachſene Wieſen, Baumvolle grünende Gebirge, und Erd-Früchte im Uberfluße, an deren Bau ſie doch keine Mühe wenden durften. Die Nymphen gaben ihnen reine Qvellen, und lautere Bäche, und andre reiche Wäßerungen. Ueberdem war die Wärme von der Sonne nie für ihre Körper, weder zu ſtark noch zu ſchwach, ſondern immer zu ihrem Wolgefallen gemäßiget, und küle Lüfte aus den Gewäßern erqvicketen ſie in der heißen Jares-Zeit hinlänglich: ſie braucheten ſich untereinander um nichts zu ſtreiten, da ſie von dem lebeten, was von ſich ſelber überall reichlich wuchſe.

Mir

Mir dünket, auch die Dichter kommen dieſer meiner Fabel ganz nahe, wenn ſie erzelen, unter der Regierung des Kronus ſey ein ſolches Leben auf Erden geweſen, wo mann von keinem Kriege, von keinem Eiſen, von keiner Bewarung, was gewuſt; wo iedermann friedlich, nicht zänkiſch, ganz geſund, und one allen Mangel, gelebet. Und dieß nennet Heſiodus das güldene Zeit-Alter, in ſeinem, unſrer Fabel änlichen, Gedichte.

§. 2.

Ich will die Fabel bey Seite ſetzen, und will lieber ordentlich eine Lebens-Art mit der andern vergleichen, mit der älteſten die nachher gefolgete, (mann mag dieſe nun die Eiſerne Zeit nennen, oder (wie mann ſonſt will) als nämlich die Menſchen den Erdboden in gewiße Eigenthume unter ſich theileten, und Verzäunungen und feſte Gehege um das ihre ſetzeten, ihre Leiber auch in weiche Tücher einhülleten, ihre Füße mit Leder verwareten, und Gold theils um ihre Hälſe, theils um ihre Köpfe, theils um ihre Finger, legeten (in der That eine Feßel, die einen ſchönen Namen und eine ſchöne Geſtalt hat) und Häuſer auffüreten, und Riegel und Thore und Vorhöfe an dieſelben fügeten; ferner als ſie anfiengen, die Erde zu beunruhigen,

ruhigen, bald mit Bergwerks=Schachten, bald mit graben und umwülen; auch das Meer nicht an ſeinem Orte frey ließen, ſondern auf demſelben Far=Zeuge, theils zum Kriege, theils zum überfaren, theils zum Kaufhandel, baueten; ſich auch nicht der obern Luft enthielten, ſondern auch dieſelbe ausplünderten, und die Heerden der Vögel mit Leim=ſtangen, mit Netzen, und mancherley andrer Liſt, berückten; ſich nicht der zamen Thiere wegen ihrer Schwäche, nicht der wilden Thiere wegen ihrer Furcht *), enthielten, ſondern durch Blut und Ermordung und mancherley Abſchlachtungs=Arten für ihren Magen Futter ſucheten; immer was neues zu Vergnügung ihrer Wollüſte erfanden, über das geſtrige wegſahen, Ergötzungen nachiageten, und darüber in lauter betrübendes geriethen; da ſie nach Reichthum ſtrebeten, immer aber das gegenwärtige für zu wenig, und das ſchon erworbene für geringer als das noch zu hoffende, achteten; da ſie ſich vor Mangel fürchteten, und doch nie angefüllet werden konnten; da ſie das

*) Der Gedanke iſt: ſie achteten ſich für ſtark genug, die zamen Thiere anzugreifen; hingegen vor den wilden Thieren fürchteten ſie ſich, und ſucheten daher dieſelben aus dem Wege zu ſchaffen.

das ſterben ſcheueten, um das Leben aber ſich wenig bekümmerten; da ihnen vor Krankheiten grauete, aber von ungeſunden Dingen ſich nicht zurücke hielten; von andern übels beſorgeten, ſelbſt aber den meiſten nachſtelleten; herzhaft ſich bewieſen gegen unbewafnete, zaghaft gegen bewafnete; tyranniſche Herren haßeten, ſelbſt aber gerne tyranniſche Herren seyn wolten; das garſtige und unedle tadelten, von dem garſtigen aber ſich ſelbſt nicht entferneten; das gute Glück hochſchätzeten, Tugend aber nicht hochſchätzeten; Unglück beklageten, vom böſen und untauglichen Verhalten aber nicht ablieſſen; bey gutem Fortgange ihrer Dinge kün, bey ſchlechtem Erfolge aber untröſtbar, waren; die Verſtorbenen ſelig prieſen, und doch gerne leben bleiben wolten; das Leben haßeten, und doch vor dem Tode ſich fürchteten; Kriege verabſcheueten, aber doch nicht Friede halten konnten; in der Sclaverey niederträchtig, in der Freiheit übermüthig, thaten; in der Democratie ausgelaßen, unter tyranniſcher Herrſchaft niedergeſchlagen und ſchreckhaft, ſich bewieſen; gerne Kinder haben wolten, für die erzeugeten aber nicht gehörig ſorgeten; zu der Gottheit beteten als vermöge ſie genugſam zu helfen, dieſelbe aber verachteten als vermöge ſie nicht zu ſtrafen; und ſich zwar vor derſelben

 fürch-

fürchteten als ſtrafe ſie, aber doch falſch bey derſelben ſchwuren als wäre ſie gar nicht.

§. 3.

Da ſich ein ſolcher Zuſtand und ſolches wieder ſprechendes Verhalten in dieſem nachgefolgeten Leben befindet: welchem von beiden ſollen wir den Vorzug zuerkennen? Welche von den beiden Lebens-Arten ſollen wir einfältig, und ungehindert, und einer Freiheit theilhaftig, nennen? Welche hingegen nicht einfältig, ſondern gezwungen, und erbärmlich, und voll wiedriger Umſtände? Laßet uns aus beiden einen Mann vor das Gerichte unſrer Unterſuchung ſtellen: dieſes mag ieden von den beiden fragen; und zwar zuerſt den aus der ältern Lebens-Art, den unbekleideten, der kein Haus und keine Kunſt beſitzet, der ein Bürger und Einwoner der ganzen Erde iſt. Es mag dieſem den Andern aus der zweiten Lebens-Art zeigen, und ihn darauf fragen, ob er lieber wolle bey ſeiner vorigen Narung und Freiheit beharren, oder ob er die Vergnügungen des Zweiten ſich zu wünſchen, und mit denſelben auch alles betrübende zu übernemen, begere? Nachher mag auch der Zweite herzu treten, und dem mag der Richter die Einrichtung des Lebens und die Freiheit des Erſtern vorſtellen; und mag ihn darauf

fra-

fragen, ob er lieber das ſeine behalten, oder ob er lieber in ienes friedſame und freie, Furcht- und Traurigkeit-loſe, Leben verſetzet ſeyn, wolle? Welcher von beiden wird einen Ueberläufer abgeben? welcher will bey dem andern wenen? welcher will ſeine Lebens-Art mit der andern verwechſeln?

§. 4.

Wer kann doch wol ſo unverſtändig, ſo ein Liebhaber des ſchlimmern, ſo unglückſelig, ſeyn, daß er, aus Neigung gegen kleine und kurze Vergnügungen, und zweideutige Güter, und ungewiße Hoffnungen, und leicht umſchlagende Glücks-Umſtände, nicht gerne ſich reiſefertig machen und hinüber ziehen ſolte in die Wenung einer ganz offenbaren Glückſeligkeit? Zumal wenn er weiß, er werde dadurch ſo mannigfaltiger Uebel los, die mit der zweiten Lebens-Art vermiſchet ſind, und die unmöglich was anders als eine Müh-volle, gezwungene, und unglückſelige Lebens-Fürung, die zu gar nichts gutem gelanget, verurſachen können? Ich bin geneigt, beides Leben zu vergleichen; das ietzige unedle und mannigfaltige mit einem beſchwerlichen Gefängniſſe, da unglückſelige Menſchen in einen finſtern Winkel eingeſperret ſind, und viel Eiſen um die Beine, einen ſchweren eiſernen Band um

den Hals, haben, denen an den Armen gar ungemächliche Ketten hangen, die voll Schmutz, voll drückende und ſchröckende Umſtände, und voll Seufzer ſind; die aber mit der Zeit und aus der täglichen Gewonheit, ſich in demſelben einige aufgeräumte Stunden verſchaffen, indem ſie ſich bisweilen in ihrem Gefängniße einen kleinen Rauſch trinken, oder mit einander ſingen, oder ſich recht ſatt eßen, oder mit Frauens-Perſonen ſich erluſtigen; die aber doch alles ſolches nicht recht ruhig genießen, weil ſie voll Furcht und Mistrauen ſind, und doch immer mit an ihr gegenwärtiges Uebel gedenken: alſo daß mann in iedem ſolchen Gefängniße ein Seufzen und ſingen, ein ſtönen und frolocken, zugleich hören kann. Die Erſtere Lebens-Art hingegen vergleiche ich einem Manne, der ſeine Tage und Geſchäfte in einem reinen Lichte zubringet, der an Armen und Beinen reine gewaſchen iſt, der ſeinen Hals frey hindrehen kann wohinn er will, der ſein Geſichte gegen die Sonne erheben, und die Geſtirne anſchauen, und Nacht und Tag richtig unterſcheiden, und iede Jares-Zeiten mit Hofnung erwarten, der Winde genießen, und die reine freie Luft in ſich ziehen, kann: der aber alle Gefängniß-Vergnügungen, zugleich mit den Banden, entberet, der ſich nicht betrin-

betrinket, nicht beyſchläfet, nicht frißet, nicht ſtönet, nicht iauchzet, nicht ſinget, nicht ſeufzet, der ſich mit nichts anfüllet, ſondern nur ſo viel zu ſich nimmet, als ein Magen eines mäßigen Mannes zum Leben bedarf. Welche von dieſen beiden Beſchaffenheiten ſollen wir glückſelig preiſen, welches Leben ſollen wir bedauren, welches ſollen wir uns wünſchen? Das im Gefängniße, das wunderlich gemiſchete, das ungewiße? Wollen wir uns durch die bittern und elenden Erluſtigungen deßelben anlocken laßen, wo ſeufzen und rümen der Leute durcheinander iſt, wo ſie ſich ergötzen und ſtönen? Du weleſt das doch wol nicht, o meine arme Sele!

§. 5.

Laß lieber alle dieſe Vergleichungen, mit ſammt den Fabeln, faren; und gehe gerade zu dem Manne, der nicht etwa unter der Regierung des Kronus gelebet, ſondern mitten in dieſer eiſernen Zeit: der aber vom Jupiter und Apollo in Freiheit geſetzet worden. Er war kein Athenienſer, kein Dorier; nicht aus der Erziehung des Solons, nicht aus der Schule des Lykurgus (denn weder Orte noch Geſetze machen, daß eine gute Lebens-Einrichtung gut iſt) ſondern er war ein Sinopenſer aus dem

Pontus: er gieng mit dem Apollo zu Rathe*), und darauf zog er ſich alles zwingende aus, und befreiete ſich von allen Feßeln; er wandelte auf Erden one alle Bande, ſo wie ein vernünftiger und ſich ſelbſt überlaßener Vogel thun könnte, wenn es vernünftige Vögel gäbe; er ſcheuete keinen Tyrannen, er wurde durch kein Geſetz wozu genöthiget, ihn ſtörete keine Politiſche Einrichtung; ihm machete die Erziehung der Kinder keine Noth, er war in keinen Eheſtand eingeſchränket, ihn beſchäftigte kein Ackerbau, er wurde von keinem Krieges-Dienſte beunruhiget, kein Kaufhandel trieb ihn umher: er verlachete alle dergleichen, Menſchen ſo wol als Geſchäfte, ſo wie wir über kleine Kinder lachen, wenn wir ſie recht eifrig beſchäftiget bey ihren Spiel-Sachen ſehen, um deren willen ſie ſich ſchlagen, und die einer dem andern zu nemen ſuchet: er ſelbſt fürete ein Leben eines furchtloſen und freien Fürſten, ob er gleich, weder zur

*) Die Rede iſt vom Diogenes. Der fragete den Apollo zu Delphi, wie er ein großer Mann werden könne? und bekam zur Antwort: präge die gangbare Münze umm, d. i. ſtifte eine Denkungs- und Lebens-Art, die der gemeinen ganz entgegen iſt. Die Zweideutigkeit ſteckete in dem Worte Nomisma, welches eine Münze, aber auch eine Meinung und gewönliche Sitte, bedeuten kann.

zur Winter-Zeit in Babylon ſeinen Sitz hatte, noch zur Sommer-Zeit die Meder beſchäftigte; ſondern er gieng aus dem Attiſchen auf die Korinthiſche Erd-Enge, und von da wieder in das Attiſche, zu welcher Jares-Zeit es ihm beliebete. Sein fürſtlicher Sitz waren die Tempel, die Uebungs-Häuſer, die Haine: ſein Reichthum, den ihm niemand beneidete, den ihm niemand zu nemen begerete, und den er ganz ſicher beſaß, war die ganze Erde, mit den Früchten die ſie hervorbringet; die aus der Erde entſpringende Qvellen, die ihm beßer ſchmeckete und reichlicher zur Hand waren als alle Lesbiſche und Chiiſche Weine: er war ein Liebhaber der freien Luft, an die hatte er ſich gewönet, ſo gut wie die Löwen; er gieng keiner Witterung aus dem Wege, oder ſorgete für Mittel wieder dieſelbe, daß er ſich etwa im Winter um Erwärmung, oder im Sommer um Külung, hätte bekümmern ſollen; ſondern er war ein Freund der ganzen Natur und aller Zeiten in der Welt, ſo daß er bey ſolcher Lebens-Art geſund und ſtark ſich befande, und bis ins höchſte Alter ſeine Tage zubrachte, dabey er keiner Arzeney bedurfte, keines ſchneidens und keines brennens, keines Chirons und keines Aeskulaps noch irgend einiger Kinder des Aeskulaps.

laps; er fragete keine Warſager, er ließ ſich durch keine Prieſter entſündigen, er ſuchete keine geheime Mittel der Zauberer. Ja, als Griechenland überall im Krieges-Feuer ſtunde, und alle allen zu Leibe giengen, (ſo wie ſie auch zu andern Zeiten immer gewonet geweſen, einander mit Stal und Mord kläglich zu verfolgen) ſo war er alleine der Mann, der einen ſichern Frieden genoße, der unter den Bewafneten unbewafnet, unter den fechtenden unangefochten, umher gienge. Denn auch die Ungerechten, und die Tyrannen, und die liſtigen Betrieger, ließen ihn unangetaſtet. Indeßen beſtrafete er doch die Böſen; aber nicht mit ausſtudierten Worten, welche Strafe insgemein gar zu wehe thut; ſondern er ſtellete ſeine Werke ihren Werken zum Muſter entgegen, welche Art von Beſtrafung des Böſen, die wirkſameſte und allerfriedlichſte iſt. Und daher ſtunde weder ein Melitus wieder den Diogenes auf, noch ein Ariſtophanes oder Anytus oder Lyko.

§. 6.

Wie wolte nun Diogenes ein ſolches Leben nicht für vorzüglich erachtet haben, das er freiwillig erwelete, das ihm Apollo angewieſen, das Jupiter Beifalls-würdig fand, das alle Verſtändige an ihm bis ietzo bewundern? Den-

ken

ken wir denn etwa, Ungemach und Noth ſey was anders, als ein Erfolg von unſern Handlungen, der wieder unſern Willen ſich zu denſelben geſellet? Frage den, der ſich verheirathet hat, zu was Ende er das gethan? er wird ſagen, er wolle gerne Kinder haben. Frage den, der Kinder gezeuget hat, was er dabey für Abſicht gehabt? er wird ſprechen, er wolle gerne Erben des Seinen haben. Alſo auch den Kriegfürenden? er wolle gerne mereres in Beſitz nemen. Den Ackermann? er wünſche ſich Korn-Früchte. Den Wucherer? er wünſche Reichthum. Den Staats-Mann? er liebe Ere und Anſehen. Aber aller dieſer ihrer Wünſche und Abſichten, verfelen die Meiſten, und verfallen in das Gegentheil davon: und wenn ſie auch dieſelben erreichen, ſo iſt das nicht eine Wirkung ihres Willens und ihrer Geſchicklichkeit; ſondern es bleibet blos eine Sache des guten Glückes die mann nur wünſchen darf. Gewiß ein ieder, der ſolche Beſchäftigungen erwelet, geräth in viele wiedrige Zufälle des Lebens, und bekömmet eine Mühſeligkeit zu tragen, die er ſich ſelbſt verſchaffet; da er doch hätte erkennen können, was für Gutes an und für ſich Erwelens-würdig ſey. Denn welchen von allen ſolchen Perſonen kann mann einen freien Menſchen nennen?

Den Redner an das Volk? da nenneſt du mir einen Sclaven vieler Herren. Den Redner vor Gerichte? der iſt ein Sclave ſtrenger Richter. Den Tyrannen? der iſt ia ein Sclave ungemäßigter Lüſte. Den Feldherrn? der iſt ein Sclave eines ungewißen Glückes. Den Schiffarenden? der iſt ein Sclave einer unzuverläßigen Kunſt. Den Philoſophen? was für einen? Denn ich lobe zwar den Socrates: aber ich höre, daß er ſpricht, ich unterwerfe mich dem Geſetze, ich gehe gerne inns Gefängniß, ich neme das Gift gerne ein. O Socrates, bedenkeſt du, was du ſprichſt? Trittſt du freiwillig, oder nur mit einer anſtändigen Miene, einem ungerne geſehenen, Schickſale entgegen, indem du dich dem Geſetze unterwirfeſt? Und was für einem Geſetze? Denn, wenn es das Geſetz des Jupiters iſt, ſo lobe ich den Geſetzgeber: iſt es aber ein Geſetz des Solons, worinn war denn Solon was beßeres und vorzüglichers, als Socrates? Auch Plato mag mir, Namens der Philoſophie, antworten, ob niemand dieſelbe in Verlegenheit geſetzet hat; kein fliehender Dion, kein drohender Dionyſius, kein Sicilianiſches oder Joniſches Meer, das hin und wieder aus Zwang beſchiffet werden muſte? Und komme ich an den Xenophon, ſo ſehe ich auch deßen Leben voll

von

von Herumſchweifungen, und voll zweifelhaften Glückes, und voll gezwungenen Krieges-Dienſtes, und voll wolanſtändig-ertragener Ausbannung. Dergleichen unangeneme Umſtände, ſage ich, entfliehet dieſelbe Lebens-Einrichtung, wegen welcher ein Diogenes erhabener war, als ein Lykurgus und Solon und Artaxerxes und Alexander, und freier als ſelbſt ein Socrates: denn er unterwarf ſich keinem Gerichte, er lag in keinem Gefängniße, er iſt auch wegen keiner Unglücks-Fälle belobet geworden.

Acht und zwanzigſte Rede.

Ob Plato mit Recht in ſeinem Staate den Homer verbeten habe?

§. I.

Nach Sparta kam ein Syracuſiſcher Weiſer, der weder ſo ſchöne redete wie Prodikus, noch ſo viele leere Worte machete wie Hippias, noch ſo nachdrücklich vortrug wie Gorgias, noch ſo unrechtfertig wie Thraſymachus, noch ſonſt ſich in einer Beredſamkeits-Kunſt geübet hatte: ſondern die ganze Weisheit dieſes Syra-

Syracuſaners beſtund in einer Verrichtung, die ſo wol Nutzen als Ergötzung verſchaffete. Denn er wuſte das Fleiſchwerk und das Gebackene ſo annemlich und mannigfaltig zu miſchen und zu würzen, und vermittelſt des Feuers zuzubereiten, daß alles weit ſchmackhafter wurde als ſonſt: und der Name dieſes Mithäkus war in Griechenland, wegen ſeiner Kochkunſt, eben ſo berufen, als des Phidias Name wegen der Bildhauer-Kunſt. Dieſer Mann kam denn nun alſo auch nach Sparta, welche Stadt damals noch eine Oberherrſchaft in Griechenland beſaß: und er hatte die gute Hofnung, er werde in dieſer vornemen und mächtigen Stadt nicht wenig Anſehen wegen ſeiner Weisheit erlangen. Aber er fand ſich in ſeiner Meinung betrogen. Denn die Lacedämoniſchen Obrigkeiten ließen den Mann zu ſich rufen, und befolen ihm, ſich ſtehendes Fußes aus der Stadt weg zu machen, und für ſich eine andre Gegend und andre Menſchen zu ſuchen, die aus Wolluſt ſolche Künſtler bedürften und liebeten: denn wir, ſageten ſie, haben keine gekünſtelte, ſondern blos nothwendige, Speiſe nöthig; die Arbeit machet uns Begierde zum eßen, und dadurch werden unſre Leiber nicht verzärtelt, ſondern ſie blieben friſch und geſund; und begeren eben ſo wenig einen ſolchen Küch-

Ver-

Verſtändigen, als die Leiber der Löwen. Alſo gieng Mithäkus mit ſeiner Kunſt aus Sparta weiter: aber bey andern Griechen, die das wollüſtige und überflüßige liebeten, war er willkommen: die achteten ihn nicht ſo unwerth, wie die Spartaner.

§. 2.

Soll ich zu meinem Vorhaben noch andre Bilder, die etwas angeſehener ſind, als die Kunſt eines Mithäkus, zu Hülfe holen? Die Thebaner legen ſich auf das Flöten-ſpielen, und dieſe Muſik der Flöten gehöret bey den Böotiern recht zu Hauſe; ſo wie die Athenienſer ſich legen auf das reden, und die Beredſamkeits-Uebungen eine Attiſche Befleißigung ſind; und ſo wie die Kretenſer von Jugend auf das iagen, das klettern auf den Gebirgen, das Bogen-ſchießen, das laufen, treiben; die Theßalier das reiten; die Cyrenäer das Wagen-faren, die Aetolier das ſtraßen-rauben, die Acarnaner das treffen mit dem Wurf-Pfeile, die Thracier das leichte Gefechte, die Inſulaner das ſchiffen. Wolte mann dieſe Befleißigungen verwechſeln, und dem einen das übergeben, was ein andrer gut machen kann; ſo würde mann nirgends eine Fertigkeit finden. Einer, der mitten auf dem feſten Lande wonet, hat nichts mit der See-

fart

fart zu ſchaffen; wer die Muſik nicht liebet, kann mit keinen Flöten umgehen; die Leute im Gebirge lieben keine Pferde, kein ſchwer gerüſteter Fuß=Soldate liebet den Bogen, kein Bogeſchütze ſchwere Schilde. So wie nun hierinn die Geſchicklichkeiten nach gewißen Gegenden, oder nach den natürlichen Beſchaffenheiten der Einwoner, oder nach dem Belieben derer die ſich von alters her darauf geleget haben, vertheilet ſind; und keine einzige darunter iſt weder deßhalb bey Allen im Werthe, weil ſie es bey Einigen iſt, noch auch bey Einigen unwerth, es wäre denn daß ſie bey Allen unwerth geachtet würde; ſondern eine iede behält ihre Schätzbarkeit, nach der Nutzung oder Bedürfniß derer, die ſie annemen: was hinderte es denn, daß die Bürger derſelben ſchönen Stadt, die Plato nach ſeiner Vernunft gebildet, und mit neuen ganz ungebräuchlichen Geſetzen verſehen hat, nicht, gleichfals mit guter Vernunft, einige Landes=Gebräuche und Befleißigungen beybehalten könnten, an die ſie ſich von Jugend auf gewönet gehabet, und die bey ihnen im Werthe blieben, weil ſie ſie zu nutzen wüſten, bey andern aber eben deßhalb für verwerflich angeſehen würden, weil ſie ſich für ſie nicht ſchicketen? Denn, wolten wir eine ganze Stadt mit der andern,

eine

eine Verfaßung mit der andern, Geſetze mit Geſetzen, Geſetzgeber mit Geſetzgebern, Erziehung mit Erziehung, vergleichen; ſo würde eine ſolche Vergleichung und Unterſuchung uns vieles zu reden geben, indem wir fänden, was bey dieſem und bey ienem Theile mangelhaftes wäre. Nimmet mann aber einen Theil vom Ganzen beſonders vor ſich, und betrachtet denſelben nach dem Zeugniße derer, die es mit demſelben Theile zu thun haben oder nicht zu thun haben: ſo werden Alle ſolche Theile, die nur irgend im menſchlichen Gebrauche ſind, auf gleiche Weiſe ieder ſeinen Werth oder Unwerth haben, und bey iedem bleibet immer was zweifelhaftes, wie er beurtheilet werden müße. Die Speiſen, die Arzeneien, die Lebens-Einrichtungen, und was nur bey Menſchen gebräuchlich zu ſeyn pfleget, wird nicht von allen Leuten auf gleiche Weiſe angeſehen; ſondern Einerley Sache iſt dem Einen undienlich, dem Andern dienlich, der Eine iſt ein Liebhaber davon, der Andre hat einen Wiederwillen dagegen: denn die Nutzung, und die Zeit, und die Lebens-Art, machet, daß Einerley Sache dem Einen ſo, dem Andern anders, vorkömmet.

§. 3.

§. 3.

Da ſich das alſo verhält, ſo laßet uns weiter gehen, und wegen des Homers eine ganz unpartheiiſche Unterſuchung anſtellen, weder denen zu Liebe die den Plato hochſchätzen und den Homer verachten, noch denen die den Homer bewundern und den Plato tadeln. Denn die beide ſind gar nicht weit von einander, und mann kann gar wol zugleich den Plato eren und den Homer bewundern. Die Sache verhält ſich ſo: Plato ſtiftet in Gedanken einen Staat, nicht einen Kretenſiſchen oder Doriſchen oder Peloponneſiſchen oder Sicilianiſchen, oder gewiß auch nicht einen Attiſchen; denn hätte er einen Staat nach ſolchen Muſtern einrichten wollen, ſo hätte er nicht etwa nur einen Homer, ſondern nebſt dem Homer auch einen Heſiodus, und Orpheus, und was ſonſt noch für eine alte Dichter-Muſe zu finden war, die die Selen der Jugend bezaubern, und lenken, und unter die gewönlichen Vergnügungen allerley nützliche Warheiten miſchen, konnte, zu Hülfe nemen müßen. Aber ſo ſolte ſein Staat blos nach der Vernunft eingerichtet ſeyn, und mehr nach der ſtrengeſten Regel der Weisheit, als nach dem Gebrauche und der Möglichkeit. Machen es doch auch die Bildhauer ſo, daß ſie das ſchöne einzelner Perſonen

zu-

zuſammenſuchen, und aus vielen unterſchiedenen Perſonen Eine Perſon bilden, und ſolcher geſtalt Eine ganz vollkommene und an allen Theilen in dem genaueſten Ebenmaaße ſtehende, Perſon durch die Kunſt bilden; da mann doch nirgend einen wirklichen lebenden Leib findet, der einem ſolchen, vom Bildhauer verfertigten, Leibe völlig änlich wäre. Denn die Künſte trachten immer nach dem höchſten Grade des Schönen; hingegen die wirklich-vorhandenen Werke und Dinge, haben immer einen niedrigern Grad des Schönen an ſich. Ich glaube, wenn den Menſchen die Kraft verliehen würde, lebende Körper nach ihrer Kunſt und Vorſtellung zu bilden: ſo würden ſolche Künſtler das irdiſche und feurige, und was ſonſt zu guter Miſchung eines Leibes gehöret, in einem ſolchen Ebenmaaße miteinander vermiſchen, das ſie einen Körper darſtelleten, der keiner Arzeneien oder Heilungen oder Vorſchriften der Aerzte ie bedürfte. Wenn mann nun alsdenn hörete, daß Einer von dergeſtalt-begabeten Meiſtern, ſeinen von ihm gebildeten wirklichen Menſchen vernünftige Geſetze gäbe, wie ſie ſich verhalten ſolten, und unter andern ihnen geböte, ſie ſolten, wenn Hippocrates zu ihnen käme und ſeine Geſchicklichkeit ihnen empföle, den Mann mit einem ſchönen

 Kranze

Kranze ſchmücken, und mit köſtlichem Oele ſalben, und ihn erſuchen, er möchte ſich zu andern Leuten hinbegeben, wo er mit ſeiner Wißenſchaft Ere ſich erwerben könnte, und wo kranke Perſonen ſeiner Hülſe nöthig hätten; und mann wolte alsdenn auf einen ſolchen Geſetzgeber unwillig ſeyn, als verachtete und verſchmähete er den Aeskulap, und die Kunſt der Söne des Aeskulaps: würde mann da nicht lächerlich drann ſeyn, daß mann einen Mann anklagete, der nicht aus Verachtung den Arzt verbittet, ſondern weil er weiß, er kann ihn auf keine Weiſe nutzen, folglich ſich auch nicht an ſeiner Kunſt ergötzen.

§. 4.

Denn es ſind zwey Dinge, die einen Homer, oder Heſiodus, oder wer es ſonſt iſt, mit ſeinem poetiſchen Geſange empfelen: der Nutzen, und die Ergötzung. Zu keinem von dieſen beiden hat der Staat des Plato die Werke eines Dichters nöthig. Die Einwoner deßelben Staates ſchöpfen ihren Nutzen aus einer ſorgfältigen Erziehung von Jugend auf, und aus einfältigen Leren, die ihnen zu ihrem Unterrichte nothwendig ſind; ſie können keine willkürliche und ausgeſonnene Dinge, oder ſolche Fabeln, die die Mütter ehemals erzelen gehöret, und die ſie

ſie nun ihren kleinen Kindern wieder vorerzelen, im geringſten wozu nutzen. In dieſem Staate muß nichts ungegründetes, oder überflüßiges und unnöthiges, weder gehöret noch geübet werden; ia auch ſelbſt kein Spiel muß ein bloßes Spiel seyn: alſo kann er keinen Homer nutzen, der die gemeinen Meinungen von den Gottheiten wolklingend vergrößert, und die Seelen des Volkes aus niedrigen Einbildungen bis ins Entzücken verſetzet. Denn dieß iſt die Macht eines poetiſchen Vortrages, bey Leuten die von Jugend auf ſchlecht unterrichtet ſind, daß er ihnen die Oren füllet, und doch nicht machet, daß ſie den Worten ſo ſchlechthinn glauben, ſondern daß ſie wißen, der Poet ſtelle alles bildlich vor; und daß ſie daher dieſe Bilder auf eine erhabene Art ausdeuten wie es der Gottheit gemäß ſeyn kann. Wo aber alles niedrige und vernachläßigte in den Vorſtellungen ſchon völlig vertrieben iſt; was bedarf es da eines ſolchen Hülfs-Mittels? Jenen Anacharſis fragete ein Grieche, ob das Flöten-Spiel im Scythiſchen gebräuchlich ſey? Nein, antwortete er, denn es giebet auch keine Weinſtöcke da. Denn eine Wolluſt ziehet die Andre nach ſich, ſie hangen alle miteinander zuſammen; ſie ſtehen nicht ſtille, ſondern ſie gehen immer wei-

ter, ſo bald mann der Einen den Zutritt eröfnet hat: und das einzige Mittel, unvergiftet von ihnen zu bleiben, iſt, wenn mann den Erſten Qvell verſtopfet, und den Urſprung fernerer Lüſte abſchneidet. Ein ſolcher Staat aber, wie ihn Plato ſtiftet, leidet keine Wollüſte, weder der Augen nach der Oren: dergeſtalt, daß, in ſo ferne die Poeſie auf Vergnügung gehet, ſie nicht in demſelben Platz finden kann; in ſo ferne ſie aber einen Nutzen bringen will, eben ſo wenig.

§. 5.

Zu geſchweigen, daß auch bey ungelerten Menſchen viele Staaten geweſen ſind, die nicht nach vorherbedachten Vorſtellungen, ſondern wie ſie nach und nach haben wirklich werden können, eingerichtet worden; die auch gewiß ganz vernünftig eingerichtet, und ganz geſetzmäßig bewonet, geweſen; und die doch vom Homer nichts gewuſt haben. In Sparta ſind die Geſänge deßelben erſt ſpät gehöret worden, ſo wie auch in Kreta, und bey den Doriſchen Einwonern in Libyen: und gleichwol haben dieſe Staaten nicht erſt neulich einen Beifall in der Welt erlanget; ſondern ihre gute Eigenſchaften ſind von Alters her bekannt. Und was ſoll ich von den Barbarn ſagen? Die möchten wol

ſchwer=

ſchwerlich die Sprache des Homers verſtehen lernen; und dennoch findet mann bey den Barbarn viele löbliche Eigenſchaften, die ihnen gewiß vom Homer nicht ſind beygebracht worden. Sonſt würden ia auch die Sänger, die mit auswendig gelerneten Stücken aus dem Homer umherziehen, und die die unvernünftigſten Menſchen ſind, recht glückſelig bey ihrer Singe-Kunſt geprieſen werden müßen, wenn ſie die Staaten dadurch beßerten. Aber das verhält ſich nicht alſo. Die Gedichte des Homers ſind zwar ſchön, ia ſie ſind unter allen alten Gedichten die ſchönſten, und erleuchteſten, und würdig, von den Muſen ſelber geſungen zu werden: gleichwol ſind ſie nicht für alle Leute ſchön, auch nicht zu allen Zeiten ſchön. Iſt doch auch in der Muſik nicht blos Eine Setzungs-Art, und Eine Zeit des Wolgefallens an derſelben. Im Kriege iſt ein Krieges-Geſang ſchöne, den die Griechen Orthion nennen; bey einem Gaſtmale iſt ein Trink-Lied ſchöne, das ſie Parönion nennen: den Lacedämoniern dünket ihre Geſangs-Weiſe ſchöne, die bey ihnen Embaterion heißet, bey den Athenienſern die Weiſe, die ſie Kyklion nennen: bey Verfolgung eines Feindes ſchicket ſich das Enkeleuſtikon, auf der Flucht

aber das Anakletikon *): iede Muſik hat was angenemes, aber der Gebrauch derſelben iſt nicht überall Einerley. Wenn du daher urtheileſt, als ſinge Homer blos zum Vergnügen; ſo thuſt du übel. Du füreſt uns dadurch eine Menge unzüchtiger und raſender Dichter über den Hals, die noch vergnügender zu ſingen ſuchen, als ein Homer; und wilſt dieſen großen Mann blos des Vergnügens wegen für einen Dichter erklären. Er iſt vergnügend; das iſt er: aber die Schönheit in ſeinen Werken iſt wichtiger, als das blos vergnügende; und die läßet nicht zu, daß mann ſich nur ergötze, ſondern ſie zwinget uns Lobſprüche ab: Lobſprüche aber geſchehen zwar mit einem Vergnügen, indeßen ſind ſie doch von der Vergnügung unterſchieden. Lieben wir blos des Vergnügens wegen die Geſänge des Homers, ſo wie wir das Flöten-blaſen, oder das Harfen ſpielen, deßhalb lieben: ſo erklären wir dadurch den Homer für vertreibens-würdig, nicht

*) Mann darf ſich ſo gar nur unſre heutige Trommel vorſtellen, wenn mann die große Verſchiedenheit der Zeichen durch eine Art von Muſik, ſich vorſtellen will. Geſchweige denn nun die alte Muſik, die vornemlich durch die Flöten, und deren verſchiedene Weiſen, wirkſam war. Näher laßen ſich ſolche Dinge, die auf Empfindungen ankommen, mit Worten nicht erklären.

nicht nur aus der Schule des Plato, ſondern auch aus der Zucht des Lykurgus, und der Kretenſer; und aus iedem Orte und Staate, wo die Arbeit und die guten Eigenſchaften ihr vorzügliches Lob finden.

Neun und zwanzigſte Rede.

Ob Homer ein Haupt einer philoſophiſchen Secte ſeyn könne.

§. 1.

Ich will zu dieſer meiner Rede, nach Art des Homers ſelbſt, eine Gottheit zu Hülfe rufen, oder eben die Kalliope die er anrufet. Erzele mir, o Muſe, von dem vielgewanderten Helden, der überaus mannigfaltig umhergeſchweifet, der nicht durch ungeſittete Länder gezogen, über ein gefärliches Meer geſchiffet, mit wilden Menſchen zuſammengekommen, iſt: denn ſo was erzelet der, den ich meyne, von einem andern in ſeinen fabelhaften Gedichten: ſondern der ſelbſt, mit ſeiner Sele, die leichter von Bewegung und flüchtiger iſt als alle Körper, überall umhergereiſet iſt, und alles beſichtiget

tiget hat, alle Bewegungen des Himmels, alle Veränderungen der Erde, die Berathſchlagungen der Götter, Naturen der Menſchen, das Licht der Sonne, das Heer der Geſtirne, die Entſtehung der Thiere, die Fluten des Meeres, den Auslauf der Flüße, die Abwechſelungen in der Luft, die Staats-Haus-Krieges-Friedens-Eheſtandes-Landmannes-Reiter-Seefarer-Sachen, alle Künſte, alle Arten von Stimmen, alle Geſtalten der Klagenden, der frölichen, der trauernden, der lachenden, der fechtenden, der erzürneten, der Gaſtmal-haltenden, der ſchiffenden. Da ich daher einmal aus des Homers Munde zu reden angefangen, ſo finde ich auch hier keine eigene Worte, ihn würdig zu loben; ſondern ich muß dazu einige von ſeinen Sprüchen entlenen, damit ich nicht mit gemeinem reden das Lob verringere. Gewiß, Homer, ich ſchätze dich hoch über alle andre Menſchen; entweder hat die Muſe dich, die Tochter Jupiters, geleret; oder Apollo ſelber iſt dein Ler-Meiſter geweſen *). Die Leren der Muſen und des Apollo

*) Die Worte ſind eine Nachamung des Lobes, das Homer einem andern Sänger beileget, Odyß. VIII, 487, 488. Es hatte aber Maximus, gleich zu Anfange dieſer Rede, einen Vers des Homers, aus dem Anfange der Odyßee entlenet gehabet

Apollo aber müßen wir ia wol für keine andre, als für ſolche, halten, wodurch die Sele in eine gute Faßung geſetzet wird. Und was können das für andre ſeyn, als die zur Welt-Weisheit gehören? Und was können wir ſonſt für Weltweisheit achten, als die richtige Wißenſchaft göttlicher und menſchlicher Dinge? die Fürerin zur Tugend, und zu guten Urtheilen, und zu einem ordentlichen Leben, und zu löblichen Unternemungen?

§. 2.

Das Haupt-Werk dieſer Wißenſchaft, die indeßen in mancherley Geſtalten eingekleidet iſt, beſtehet darinnen, daß ſie die Selen, mit denen ſie Umgang bekömmet, durch ſanfte Belerungen, zu beßern ſuchet. Einige haben ihren weiſen Unterricht unter heilige Feſt-Begehungen, andre unter Fabeln, andre unter Lieder, andre unter Warſage-Kunſt, verſtecket gehabt. Alle hatten die gemeinſchaftliche Abſicht, zu beßern; aber die Geſtalt des Vortrages war verſchiedentlich. Nachher, da die Menſchen anfiengen, groß auf ihre erlangete Weisheit zu thun, wurfen ſie alle dergleichen Einhüllungen der Vortrags-Art weg, und ſtelleten eine nackende Philoſophie dar; die aber auch gar bald in Schmach verfiel, ſich gar zu gemein mit iedem machete, und,

als ein bloßer Name einer ſchönen Sache, in den elenden Sophiſtereien ſtecken bliebe. Da betrachtete mann die Werke eines Homers und Heſiodus, und die ganze alte Poeſie, als Fabeln, deren Erzelungen einem wolgefallen; mann ſahe auf das liebliche der Verſe, das blühende im Wolklange, ſo wie bey einem Flöten- oder Lauten-Spiele: hingegen über das wirklich-ſchöne in denſelben Werken ſahe mann weg, und mann eignete ihm keine Kraft zu. Auf ſolche Weiſe ſagete mann, Homer ſey kein Philoſoph; da er doch der erſte Anfürer dieſes ganzen Geſchlechtes iſt. Denn ſeit dem aus Thracien und Cilicien die Sophiſtereien in Griechenland eingedrungen ſind, und die Atomen des Epicurs, und das Feuer des Heraklits, und das Waßer des Thales, und der Hauch des Anaximenes, und der Streit des Empedokles, und das Faß des Diogenes *), und die vielen Heere der Philoſophen, die wieder einander zu Felde liegen, und iauchzend kämpfen, aufgekommen ſind: ſeit der Zeit iſt zwar alles voll Reden und Lärmen, da ein Sophiſte dem andern zu Leibe gehet; aber an das thun rechtſchaffener Werke denket

nie-

*) Der aus Thracien iſt Democritus, der aus Cilicien Chryſippus. Das übrige ſind bekannte griechiſche Philoſophen.

niemand, und das ſo gerümte Gute, darüber die griechiſche Welt zantet, iſt nirgends zu ſehen.

§. 3.

Die alte Art, Warheiten vorzutragen, in welcher Homer beſonders ſtark iſt, war im Stande, edle und warhafte und ächte Schüler der Weisheit zu ziehen und zu beſtärken. Ein ſolcher Schüler derſelben war ein Plato. Denn ob der gleich thut, als habe er von dem alten Meiſter nichts gelernet; ſo werde ich doch Zeichen genug gewar, und ich finde die Grund-Lagen zu allen ſeinen Leren. So waren ienes ſeine Füße und Hände geſtaltet, ſo ſahe der Blick ſeiner Augen, und ſein Haupt, und ſein ſchönes Haar, aus *). Dergeſtalt, daß ich mich wol erkünen mag, zu ſagen, Plato ſey dem Homer änlicher als dem Socrates, ob er gleich gegen den Homer eine Abneigung, und gegen den Socrates eine große Zuneigung, zu hegen ſcheinet. Denke ia nicht, als finde ich in Worten und Ausdrücken dieſe Aenlichkeit mit dem Homer: obgleich auch dieſe aus eben demſelben Qvelle entſprungen ſind, und eben eine ſolche Uebereinkunft zeigen, ſo wie der Mäotis mit

*) Odyß. IV, 149, 150.

mit dem Ocean, mit dem Mäotis der Pontus, mit dem Pontus der Hellespont, und mit dem Hellespont unſer Griechiſches und Mittländiſches Meer, zuſammenhänget: ſondern ich ſuche die Gleichheit in den Gedanken, und in denſelben ſehe ich die nahe Verwandſchaft. Ich werde davon ein andermal mit mererm reden: ietzo will ich von der Gedenkungs-Art des Homers das nöthige ſagen.

§. 4.

Mir dünket, Homer ſey recht göttlich begeiſtert, ein Mann von dem ſchärfeſten Verſtande, und von der weitläufigſten Erfarung, geweſen; und der den Vorſatz gehabt, die Weltweisheit den Griechen auf eine, damals Beifall findende, angeneme Weiſe vorzutragen. Dieſe Weiſe war die Dicht-Kunſt: er wolte aber auch nicht, daß dieſe ſeine Poeſie blos Joniſch, oder völlig Doriſch, oder ganz Attiſch, ſeyn ſolte; ſondern die nach der Mund-Art aller Griechen verſtändlich ſeyn könnte. Da er alſo mit allen Griechen zu reden ſich vorgenommen hatte; ſo ſammlete er die ganze griechiſche Sprache, nach ihren verſchiedenen Mund-Arten, zuſammen, und miſchete ſie in der Form eines Geſanges durcheinander: er machete aber dabey, daß die Verſe nicht nur lieblich, ſondern auch iedermann verſtänd-

ſtändlich, und nach iedermannes Geſchmacke, ſeyn möchten. Indem er aber bedachte, daß die wenigſten in der Welt vielen Verſtand haben, die meiſten aber fein ſinnlich geleitet ſeyn wollen: ſo verfertigte er ſeine poetiſche Werke für keinen von dieſen beiden Theilen beſonders, (ſo wie etwa Heſiodus beſonders von den Halb-Göttern handelt, und anzeiget, von was für einer Mutter ieder geboren ſey; hernach wieder beſonders von den Göttern; und endlich auch beſonders, dem gemeinen Leben zum Dienſte, was für Arbeit mann verrichten, und an was für Tagen mann ſie verrichten müße*),) ſo machete es Homer nicht, er ſonderte nicht eines von dem andern ab: gleichwol aber vermiſchete er auch nicht alles unter alles: ſondern, die Geſtalt ſeines Vortrages überhaupt, war eine fabelmäßige Erzelung; und da haben die trojaniſchen Erzelungen ihre eigenen Vorfälle, und die Begebenheiten des Ulyßes haben gleichfals ihre eigenen: unter dieſe iſt eine deutliche Lere von der Gottheit, von der Staats-Verfaßung, von Tugenden und Laſtern und Leidenſchaften der Menſchen, von unglücklichen und

glück-

*) Alſo eignet Maximus dem Heſiodus von Askra die Theogonie zu. Die Erga aber ſind wol nur alleine ſein ächtes Werk.

glücklichen Vorfällen, eingeflochten: iedes von allen dieſen hat ſeine eigene Gelegenheiten, dabey es angebracht wird; und ſein ganzes Werk iſt beſchaffen wie eine vollſtimmige Orgel, in der man zwar mannigfaltige Stimmen höret, wo aber iede mit allen in einer wolklingenden Verbindung ſtehet. Ich kann die Vergleichung auch ſo vorſtellen: du haſt vielleicht ſchon eine Anzal muſicaliſcher Werkzeuge auf einmal gehöret, Flöten, Harfen, Menſchen-Geſänge, Trompeten, Pfeifen, und andre dergleichen Inſtrumente durcheinander: iedes von denſelben hat zwar ſeine eigene Kunſt, iedes aber iſt doch mit andern, zu einem gemeinſchaftlichen Zwecke, zuſammengeſtimmet.

§. 5.

Mit Einem Worte: die Poeſie des Homers iſt von der Art, wie wenn ein Maler, ein Polygnotus oder Zeuxis, zugleich ein Philoſophe wäre, und nichts für die lange Weile malete: denn auch deßen Arbeit würde eine doppelte Eigenſchaft an ſich haben, ſie würde Kunſt, ſie würde Tugend, zeigen; der Kunſt nach würde ſie die Geſtalten und Leiber recht nach der Natur darſtellen; der Tugend zu Dienſte würde ſie ihre Züge anwenden, die Schönheit derſelben in Handlungen und Geberden auszudrücken.

Eben

Eben einen ſolchen doppelten Zweck haben die Werke des Homers: als ein Poet kleidet er ſeine Gedanken in fabelhafte Erzelungen ein; aber als ein Philoſoph hat er alles ſo geordnet, daß mann Liebe zur Tugend, und Erkenntniß der Warheit, daraus ſchöpfen kann. Gleich vom Anfange ſeines Werkes füret er den iungen Theßaliſchen Prinzen, und den großen König, wieder einander ein: Agamemnon übet in ſeinem Zorne Uebermuth und Schmach aus; Achilles, als der beſchimpfete, faßet einen beſtändigen Groll: das ſind Bildungen von Leidenſchaften, die der Jugend und der Macht änlich ſind. Von beiden iſt Neſtor ein Gegenbild: der an Jaren alt, an Verſtande vortreflich, an Beredſamkeit nachdrücklich, dargeſtellet iſt. Hingegen Therſites iſt garſtig anzuſehen, im reden ein Schwätzer, im Denken unordentlich; und iſt ein Bild eines ungezogenen Volkes: aber auch dem ſtehet ein vortreflicher Held, ein ſorgfältiger Fürer, ein weiſer Fürſt, entgegen, der umhergehet, und wenn er einen Befelshaber oder ſonſt vorzüglichen Mann antrift, ſo redet er dem mit freundlichen Worten zu, und ermanet ihn zum geduldigen Aushalten; ſiehet er aber einen gemeinen Mann, der ſich unordentlich verhält, ſo giebet er ihm Schläge mit ſeinem

Sta=

Stabe *). Iſt dir nicht zu Muthe, als ob du den Socrates ſäheſt, wie derſelbe vornemen Perſonen mit geziemenden Worten ererbietig zuredet, einem Timäus, einem Parmenides, oder einem andern edlen Fremden; hingegen wenn er einen ungeſitteten gemeinen Mann antrift, wie er dem ſchon ſtärker mit Vorhaltungen begegnet, einem Thraſymachus oder Polus oder Kallikles, oder wer ſonſt ein muthwilliger Schwätzer war?

§. 6.

Laßet uns wieder zum Homer hingehen, und deßen Barbarn betrachten. Denn auch da wirſt du ſehen, wie Tugend und Untugend nebeneinander geſtellet ſind. Du findeſt einen unenthaltſamen Paris, einen vernünftigen und mäßigen Hector; einen zaghaften Paris, einen tapfern Hector: und hälteſt du den Eheſtand dieſer beiden gegen einander, ſo iſt der eine bewunderuswürdig, der andre erbärmlich; der eine abſcheulich, der andre löblich; der eine ehebrecheriſch, der andre Geſetzmäßig. Erwege auf die andern Tugenden, die unter verſchiedene Perſonen ausgetheilet ſind: bey dem Aeas die Tapferkeit, beym Ulyßes die geſchwinde

*) Ulyß wird dadurch gemeinet, Ilias II, 188.

de Klugheit, beym Diomedes den unerſchrecke-
nen Muth, beym Neſtor die Weisheit im
Rath-geben: und dieſer Neſtor ſtellet uns eine
Abbildung eines recht nützlichen Lebens, und ei-
ner ſorgſamen Tugend vor, dergeſtalt, daß der
große König ihm die Hälfte aller ausgefüreten
Thaten zuſchreibet. Und dieß ſind einige kurze
Grund-Riße von weitläufigen Erzelungen.

§. 7.

Soll ich auch einige wenige Beweiſe von der
Lere des Homers, in Anſehung der Gottheit,
beybringen; ſo laßet uns ihn mit dem einzigen
Plato in Vergleichung ſtellen, und ſehen, wie
beide, der älteſte mit dem Jüngern, Einerley
Sprache füren. Jupiter iſt groß im Himmel,
ſpricht Homer, und auch Plato. Bey dem
leztern fä脱 Jupiter auf einem geflügelten Wa-
gen, und iſt ein Anfürer der Gottheiten: beym
Homer ſpricht Jupiter als Oberbefelshaber,
keine Göttin und kein Gott muß ſich unter-
fangen, mein Wort ungültig machen zu wöl-
len; ſondern ihr alle ſtimmet mit mir über-
ein, daß ich das vorhabende alſofort ins
Werk richte *). Und hierauf wird ihm ſein
Wagen angeſpannet, und es laufen ſeine ſchnell-
flie-

*) Ilias VIII, 7. u. f.

fliegende, mit güldenen Mänen gezierete, Pferde. Auch dem Neptun wird auf dem Meere ſein Wagen angeſpannet, und er färet über die Fluten, und die großen Meer-Thiere hüpfen um ihn. Auch der Hades hat bey ihm die dritte Herrſchaft: denn beym Homer iſt die geſammte Welt in drey Theile getheilet: dem Neptun iſt durchs Loos zugefallen, das graue Meer auf immer zu bewonen; dem Hades iſt das finſtre Unterirdiſche zu Theil worden; dem Jupiter aber der Himmel. O eine richtige und philoſophiſche Abtheilung!

§. 8.

Du findeſt beym Homer auch andre Herrſchaften und Abſtammungen unter verſchiedenen Namen; die der unverſtändige Zuhörer als Fabeln, der Weltweiſe aber als ware Sachen, anhöret. Die Tugend hat bey ihm ihre Herrſchaft oder ihr Oberhaupt; aber unter der Benennung der Minerva; und die ſtehet dem Tugendhaften bey allen ſeinen Mühſeligkeiten und Unternemungen bey. Die Liebe hat eben dergleichen: aber die wird der Venus zugeſchrieben, die den geſtickten Gürtel beſitzet, und innige Zuneigung mittheilet. Gleichfals die Kunſt: aber es heißt, Vulkan ſey da der Meiſter, der des Feuers mächtig iſt, und Kunſt-Stücke mit-

mittheilet. Bey ihm regieret Apollo die Tänze, die Muſen den Geſang, Mars die Gefechte, Aeolus die Winde, der Ocean die Ströme, die Ceres die Erd = Früchte. Nichts in der Welt iſt beym Homer one ſeine Gottheit, nichts one ſeinen Regierer, nichts one ſeine Beherrſchung oder Urſprung, ſondern alles iſt voll göttlicher Reden und göttlicher Namen und göttlicher Kunſt = Werke. Geheſt du bis auf die Elemente, und auf deren Streit unter ſich; ſo ſieheſt du, auf dem Trojaniſchen Gefilde ein Gefechte, nicht nur der Trojaner und Achäer, wie ſie ſich einander erſchlagen, und wie die Erde mit Blut fließet; ſondern auch einen Streit des Feuers und des Stromes, da dieſer ſich aufſchwellet, und mit hohen aneinanderhangenden Fluten ſich erhebet; ienes aber mit ſtarker Kraft über die Waßer = Wogen ſich hermachet, dem Flußgotte ſeine Haupt = Haare und übrige Schönheit, die Weiden und andre grüne Büſche, verſenget, ia auch die lebenden Thiere im Waßer brennet, daß die Aale und Fiſche geängſtet werden, die ſonſt in den ſchönen Gewäßern munter herum ſprungen. Und dieſer Streit hätte kein Ende gehabt, wenn nicht die Juno Friede ſtiftete, den Streit beylegete und die Elemente miteinander verſönete. Wir wollen

uns mit dieſen Bildern begnügen; und noch ferner auf das ſehen, was uns als Menſchen näher betrift.

§. 9.

Hier findeſt du eine Lebens-Einrichtung, die nicht ein Piräus gebildet, auch nicht in Kreta durch Geſetze verordnet iſt; ſondern die, unter der Geſtalt verſchiedener Helden-Perſonen, von einem Philoſophen angewieſen wird. Du ſieheſt Fürſten, die ſelber das Werk mit angreifen, die aber vorher Rath miteinander halten; tapfere Männer, die für einander an der Spitze fechten; eine züchtige Dame, die ungezogenen Jungen Leuten Wiederſtand thut; einen gerechten König, der einen irrenden Fremden freundlich bewirthet; einen klugen tugendhaften Mann, der allen Unfällen die Stirne bietet und Mittel darwieder findet. Ich kann dir aber auch einander entgegenſtehende Lebens-Arten in Städten zeigen, deren Werkmeiſter Homer mit Worten, und Vulkan mit Golde, war. In der Einen ſind Hochzeiten, Geſang, Tänze, Gerichthaltende Obrigkeiten, ein folgſames Volk. Aber bey der zweiten Stadt ſtehen zwey Heere, ein feindliches, und ein beſchützendes. Haſt du zu Erdichtungen kein groſſes Zutrauen, ſo wirſt du doch bey warhaften Erzelungen kein Bedenken

fin-

finden. Da ſieheſt du zwey Inſeln mit ihren innern Verfaßungen; die Eine der Phäacier, die Andre der Ithacenſer. Bey ienen herrſchet Beſcheidenheit, bey dieſen Uebermuth; bey ienen lieben die Herren das Recht, hier ſind ungerechte Freier: iene betrachten ihren kommenden Fürſten wie einen Gott; dieſe ſtellen dem Eheſtande ihres Obern gefärlich nach: und was erfolget bey beiden? Jene leben in beſtändiger Erfreuung, ſie wißen von keinem Uebel, ſie nemen Fremde gerne auf, ſie treiben die wichtigſte Schiffart, ihr Erdboden iſt geſegnet mit Früchten: die andern kommen insgeſammt um, mitten in ihren Lüſten. Sieheſt du nicht auch den Ulyßes ſelbſt, wie er wieder alle Unfälle Mittel weiß, und wie ſeine Tugend ihn rettet, und wie dieſe Tugend ihn voll Muth machet? Die war ſein Moly wieder die Circe, ſeine Binde im Meere *); die fürete den Mann aus den Händen des Polyphemus, die geleitete ihn zu den Unterirdiſchen, die bauete ihm ein Farzeug,

*) Wieder die Bezauberungen der Circe wieß ihm Merkur ein kräftig Kraut, das er Moly nennet: und als er, nach erlittenem Schiffbruche, im Meere ſchwamm, gab ihm eine Meer-Göttin eine breite Binde, ſie um den Leib zu binden. Das Wort Tugend heißet oft überhaupt, ein taugender guter Gemüts- und Leibes-Zuſtand.

ſie machete ihm den Alcinous gewogen; ſie ſtärkete ihn, daß er Würfe von den Freiern, ein ringen mit dem Jrus, ein ſchmähen des Melanthius, aushielte; die machete ihm ſein Haus wieder frey, und beſtrafete die boshaften Freier; dieſe machete den Mann zu einem Abkömmlinge des Jupiters, zu einem änlichen mit den Göttern; mit einem Worte, zu einem ſolchen, wie ihn Plato erfordert, wenn er glückſelig heißen ſoll.

Dreißigſte Rede.

Was Wißenſchaft ſey.

§. 1.

Worinnen iſt denn der Menſch inſonderheit von einem Thiere unterſchieden? Und worinnen iſt Gott von einem Menſchen unterſchieden? Jch glaube, Menſchen haben einen Vorzug vor den Thieren, inſonderheit an Wißenſchaft; und ſie ſind geringer als die Gottheit, inſonderheit wegen ihres Elendes. Gott iſt weiſer als Menſchen; der Menſch iſt zu Wißenſchaft aufgelegter als ein Thier. Wie? glaubeſt du denn, daß Wißenſchaft was anders ſey

als

als Weisheit? An ſich eben ſo wenig, als Leben und Leben. Aber, in ſo ferne die Sterblichen das Leben gemein haben mit den Unſterblichen, ſo ſind beide zwar eines Lebens theilhaftig in Anſehung des Lebens an ſich; aber in Anſehung der Dauer dieſes Lebens, ſind ſie weit unterſchieden: das Leben Gottes iſt ewig; das Leben der Menſchen iſt gar kurz. So wie nun, wenn Augen das Vermögen hätten, immer zu ſehen, und ihre Sehe-Kraft beſtändig anzuſtrengen, und die Stralen des Lichtes immer in ſich zu faßen, und ſie nie bedürftig wären, die Augenlieder zu ſchließen, weder der Ruhe des Schlafes noch der Dunkelheit der Nacht wegen; ſo hätten zwar unſre ietzige Augen mit denſelben Augen das ſehen gemein, es wären aber unſre ietzige von ienen in Anſehung des beſtändigen-ſehens unterſchieden: eben ſo iſt es auch mit der Wißenſchaft beſchaffen, daß ſie zwar der Gottheit und den Menſchen gemein iſt, aber doch mit einer großen Verſchiedenheit. Und von der göttlichen Wißenſchaft werden wir vielleicht ein andermal ſehen: ietzo aber wollen wir die Merkmale betrachten, die bey einem Menſchen ſich finden, wenn wir von ihm ſagen, er wiße oder erkenne oder erlerne etwas, oder was wir ſonſt für Benennungen gebrauchen,

 wenn

wenn wir der Sele eine Kraft, etwas einzuſehen, zuſchreiben.

§ 2.

Was nun die Sinne aus einzelnen Fällen zuſammenraffen, und der Sele vorſtellig machen, welches mann die Erfarung zu nennen pfleget; ſoll das etwa Wißenſchaft heißen? Zumal, wenn die Vernunft nachher gefunden, daß die Erfarung richtig geweſen ſey? Ich will ein Exempel geben. Die erſten Menſchen wuſten noch nichts von der Schiffart; ſie wären aber doch gerne bey Leuten ienſeit des Waßers geweſen, weil ſie glaubeten, es würde das für ſie einen Vortheil bringen; aber das Waßer hielte ſie ab. Sie ſahen einen Vogel aus der Luft herabfliegen auf das Waßer, und ſchwimmen; ſie ſahen ein andermal, eine ziemliche Laſt Holz ganz leicht durch die Wellen fortgetragen werden, ſie wurden auch einen Baum gewar, den der Strom umgerißen, und mit ſich ſchwimmend fort nach dem Meere fürete: es fiel darauf iemand unverſehens ins Waßer, er bewegete ſeine Glieder ſtark, und ſchwomm anns Ufer; darauf verſuchete ein Andrer eben dieſes zur Luſt, und ſchwomm. Aus allem dieſen ſammlete ſich die Erfarung einigen Begriff vom faren auf dem Waßer: mann verfertigte zu erſt ein ſchlech-

ſchlechtes Far-Zeug, indem mann einige Stücken Holz oder dergleichen leichtes an einander bunde, und ſo kam ein geringes Schiff zum Vorſchein: nach und nach verbande ſich das nachdenken mit dem ſinnlichen, und erfand endlich ein künſtliches holes Schiff, das durch Hülfe der Ruder fortgeſchoben, oder durch Hülfe der Segel und der Winde fortgetrieben, und durch Steuer-Ruder gerichtet, wurde; und mann vertrauete ſein Leben und die Erhaltung des Schiffes der Einen Steuermanns-Wißenſchaft ann. So ſagt mann auch von der Arzeney-Wißenſchaft, daß ſie vor Alters auf folgende Art herausgebracht worden ſey: Die Anverwandte trugen ihren Kranken auf eine Völtreiche Straße, und ſetzeten ihn da nieder: die vorbeygehende traten hinann, und frageten, was ihm fele: wer nun ehemals eben dergleichen Uebel gehabt, und wieder beßer worden war, entweder durch etwas zu ſich genommenes, oder durch brennen, oder durch einen Schnitt, oder durch Enthaltung vom Getränke; der verordnete eben daßelbe Mittel, wodurch Er von ſeinem Uebel war erleichtert worden, dieſem Kranken: mann ſammlete die änlichen Fälle von Krankheiten, und darwieder dienlichen Mitteln; und daraus erwuchſe nach und nach die Wißenſchaft,

die für alle Krankheiten ſorget. Auf eben ſolche Weiſe iſt die Bau-Kunſt, das Schmiede- und Webe-Gewerke, die Maler-Kunſt, nach und nach entſtanden, nachdem Erfarungen und Verſuche die erſte Anleitung dazu gegeben hatten.

§. 3.

Gut: wir wollen alſo vor erſt eine Wißenſchaft nennen, wenn die Sele eine Fertigkeit in gewißen menſchlichen Werken und Befleißigungen erlanget hat. Erſtrecket ſich aber eben das auch bis auf die Thiere? Sinnlichkeit und Erfarung iſt dem Menſchen nicht alleine eigen: die Thiere empfinden auch; ſie lernen was durch Verſuche beßer: und ſie ſcheinen, ſich auch einer Weisheit anmaßen zu dürfen. Die Kraniche machen ſich zur Sommer-Zeit aus Aegypten fort, weil ſie die Hitze nicht ertragen können; ſie breiten ihre Flügel aus wie Segel, ſie faren durch die Luft, gerade nach dem Scythiſchen Lande zu: In ſo ferne aber dieſes Thier kein gutes Ebenmaaß ſeines Leibes hat, ſondern in der Mitte ſchwer, der Hals lang, und das Hintertheil leichte, iſt; imgleichen die Flügel dünne, und die Beine weit ausgedenet ſind: ſo hat es einen nicht feſten Flug, ſondern es ſchwanket, nicht anders als ein Schiff auf unruhigen Waßern. Dieß hat der Kranich bemerket

merket, entweder durch ſeine Empfindung, oder durch die Erfarung: und daher hebet er ſich nicht eher in die Höhe zum fliegen, als bis er einen Stein in den Schnabel genommen, der ihm zu einer Feſtigkeit im Fluge dienen ſoll. Die Hirſche ſetzen aus Sicilien nach Rhegium über, und durchſchwimmen dieſelbe Meer-Enge im Sommer, aus Begierde nach Feld-Früchten. In ſo ferne es aber doch ein weites Schwimmen iſt, ſo iſt der Hirſch zu ſchwach, ſeinen Kopf lange über dem Waßer gerade in die Höhe zu halten. Sie erleichtern ſich alſo dieſe Mühe auf die Art: ſie ſchwimmen, einer hinter dem andern, in einer geraden Reihe, wie etwa eine Anzal Soldaten, wenn ſie von der Seite abgehen; in dieſem ſchwimmen leget der folgende immer ſeinen Kopf auf den Rücken ſeines Vorgängers: und wenn der allervörderſte in dieſer Reihe müde worden iſt, ſo ſchließet er ſich zu hinterſt mit ann, und ſein geweſener Nachfolger wird an ſeiner ſtatt der vörderſte Fürer, er aber ſchließet den Zug: ſo wie auf dem bekannten Griechiſchen Zuge, Xenophon den Nachtrapp fürete, Chiriſophus aber den Vortrapp. Alſo, daß dieſes Thier ſich, auch einer Ordnungs-Kunſt im Zuge eines Heeres, anmaßen kann.

§. 4.

§. 4.

Daraus erhellet, daß Empfindungen und Erfarungen nicht den Menſchen alleine eigen ſind. Aber die Vernunft iſt dem Menſchen alleine eigen: und alſo iſt die Wißenſchaft wol nichts anders, als eine Gewißheit eines Urtheiles der Vernunft, wenn daßelbe den Sachen nachgehet, und immer das miteinander verwandte zu entdecken, das unänliche zu unterſcheiden, das änliche zu vergleichen, das zur Sache gehörende dazu zu nemen, das verwickelte aus einander zu ſetzen, das fremde abzuſondern, das unordentliche zu ordnen, das getrennete zuſammenzufügen, bemühet iſt. Dergleichen iſt die Rechen=Kunſt, die Meß=Kunſt, die Ton=Kunſt, und was ſonſt für Künſte, nicht etwa auf bloßer Hand=Arbeit beruhen, ſondern durch welgeordnetes Denken herausgebracht worden vom Menſchen=Verſtande, und von demſelben auch ausgeübet werden. Dergleichen Künſte nennet indeßen Homer, ein alter und glaubwürdiger Zeuge, nicht die älteſten Wißenſchaften, ſondern er rümet nur die als weiſe Leute, die gute Warſager oder Aerzte oder Zimmer=Leute ſind, oder auch gute Sänger *). Sehet doch

*) Odyß. XVII, 385.

doch da die Gleichheit des Werthes! Ein weiſer Warſager, und ein weiſer Arzt, und ein Zimmermann, und ein Sänger: alſo iſt ein Apollo und Aeskulap eben ſo würdig, als ein Epeus und Phemius! Aber vielleicht theilet Homer den Wißenſchaften ihre Würde zu, nicht ſo wol in Anſehung der Wichtigkeit ihrer Erfindung, als vielmer in Anſehung der Wichtigkeit ihrer Nutzung? Aber darauf richten wir ietzo unſer Augenmerk nicht, ſondern wir ſagen ſo: die Sele des Menſchen beſitzet die ſchnelleſte Beweglichkeit unter allen Dingen, ſie beſtehet aus etwas ſterblichen und aus etwas unſterblichen, in Anſehung ihres ſterblichen hat ſie eine Verwandſchaft mit den Thieren, denn ſie bedarf Narung, ſie gewinnet einen Wachsthum, ſie beweget den Körper, ſie hat Empfindungen; in Anſehung ihres Unſterblichen, hänget ſie mit der Gottheit zuſammen, denn ſie denket und ſchließet und erkennet und weiß: in ſo ferne aber das ſterbliche mit dem Unſterblichen in Verbindung bey ihr ſtehet, und demſelben dienet; ſo erwächſet daraus das, was wir Verſtändniß und Begriff nennen, und was zwiſchen Wißenſchaft und Erfarung in der Mitte ſtehet, oder wodurch die Erfarung zur Wißenſchaft geleitet wird. Denn die Empfindung iſt ein Werk der thieriſchen Se-

le;

le; die Vernunft, ein Werk der göttlichen Sele; das Verſtändniß, ein Werk der menſchlichen Sele: die Empfindung ſammlet Erfarungen, das Verſtändniß Urtheile, die Vernunft Gewißheit; und die Zuſammenſtimmung alles dieſes, oder das was aus dieſen dreien zuſammengenommen entſtehet, nenne ich Wißenſchaft. Soll ich ein Gleichniß zu dieſer Sache ſetzen, ſo ſey die Sinnlichkeit änlich der Hand-Arbeit bey einem Zimmermann, die Vernunft der Meß-Kunſt, das Verſtändniß aber ſey änlich der Bau-Kunſt überhaupt, die zwiſchen dem abmeßen, und der Zimmer- oder Maurer-Arbeit, in der Mitte ſtehet, und gegen die Hand-Arbeit gerechnet eine Wißenſchaft, gegen die Meß-Kunſt gerechnet aber von nicht ſo offenbarer Gewißheit, iſt.

§. 5.

Eben ſo haben ſich auch Wißenſchaft und Verſtändniß und Erfarung in die menſchlichen Vermögen und Kräfte getheilet. Die Erfarung gehet um mit Feuer und Eiſen und andern ſolchen Materien, und liefert Brauchbarkeiten im Leben durch manncherley Künſte. Das Verſtändniß ſtehet den Leidenſchaften der Sele vor, und verwaltet dieſelben mit gutem Urtheile; in Anſehung der Erfarung hat es eine Gleichheit mit

mit der Wißenſchaft, es iſt aber doch geringer als Wißenſchaft, in Anſehung daß es mit nicht unveränderlichen oder beſtändigen Dingen zu thun hat, ſondern ſich immer nach den Beſchaffenheiten und Umſtänden richten muß. Die Vernunft aber iſt das ſchätzbareſte und regierende in der Sele, ſo wie in einem Staate die Geſetze, die weder auf Tafeln gegraben, noch in Säulen eingehauen ſtehen, auch nicht durch geſammlete Stimmen gültig gemachet, noch von dem Volke beſchloßen, noch von einem Gerichte beſtätiget, noch von einem Solon oder Lykurgus gegeben, ſind; ſondern deren Geſetzgeber Gott ſelber iſt, die nicht geſchrieben ſind, deren Werth und Gültigkeit nicht von menſchlichem Gutfinden abhanget, und deren Kraft auf niemandes Beſtätigung ankömmet. Das Geſetz der Vernunft iſt das eigentlich ſo zu nennende Geſetz: alle ſonſt ſo genennete ſind Meynungen, die irren, felen, und betriegen, können. Nach Geſetzen von der leztern Art, wurde Ariſtides aus dem Lande verbannet, Perikles an Gelde geſtrafet, und Socrates zum Tode verurtheilet: aber nach demſelben göttlichen Geſetze war Ariſtides ein Gerechter, Perikles ein unſtrafbarer, Socrates ein Weiſer, Mann. Jener Geſetze Werk ſind, Obermacht des Volkes, Gerichte, Verſammlun-

gen;

gen; unruhige Unternemungen des Volkes, Beſtechungen der Häupter deßelben, mannigfaltige Glücks- und Unglücks-Fälle: dieſes Geſetzes Werk iſt Freiheit, Tugend, ein unbetrübetes Leben, eine zuverläßige Glückſeligkeit. Bey ienen Geſetzen werden die Richter-Stuben beſetzet, die Krieges-Schiffe bemannet, Flotten ausgeſchicket, das Land mit Feuer und Schwerdt verheeret, das Meer mit Gefechten beunruhiget, Aegina abfallend gemachet, Decelia befeſtiget, Melus verderbet, Plataä erobert, Sicyon völlig ausgeplündert, Delus zu Grunde gerichtet: Unter dieſem Geſetze aber wird Tugend erlanget, die Sele wird erfüllet mit guten Erkenntnißen, die Häuſer befinden ſich wol, die Stadt lebet in guter Verfaßung, Land und Meer genießen des Friedens; da iſt nirgend was verkertes, was unmenſchliches, was grauſames; alles iſt voll Friede und Ruheſtand und Wißenſchaft und Philoſophie und Uebungen der Muſen.

§. 6.

O edelſte Geſetze unter allen! O menſchlichſte Geſetzgeber unter allen! wer ſich euch freiwillig unterwirfet, der iſt recht frey, er beſitzet immer genug, er darf ſich vor keinen After-Geſetzen und vor keinen unvernünftigen Richtern ſcheuen! Uebertritt aber iemand dieſelben Ge-

ſetze,

ſetze, und handelt muthwillig wieder dieſelben; ſo bekömmet er ſeine gerechte Strafe, nicht durch die Stimmen Athenienſiſcher Ober-Richter, nicht durch ein Gefängniß der Eilf-Männer, nicht durch einen Nachrichter der ihm den Gift-Becher bringet; ſondern aus einer richtigen natürlichen Folge, und aus ſeinem ſich ſelbſt verurſacheten Elende. Er verdirbet durch ſeine eigene Unvernunft. Aus Uebertretung dieſes Geſetzes gerieth Alcibiades in Unglück; nicht aber erſt, als ihn die Athenienſer aus Sicilien zurücke beriefen, auch nicht als ihn die Herolde und die Prieſter verflucheten, auch nicht als er aus dem Attiſchen Lande verbannet ſeyn muſte: das waren Kleinigkeiten; dieſe Verurtheilung wäre gar leicht zu ertragen geweſen. Denn in der That war der verbannete Alcibiades mächtiger, als alle die im Lande blieben: er war bey den Lacedämoniern angeſehen, er befeſtigte Decelia, er ſchloß Freundſchaft mit dem Tißaphernes, er fürete das Peloponneſiſche Heer ann. Aber die warhafte Strafe des Alcibiades war weit was wichtigeres, ſie floß aus einem ältern und wichtigern Geſetze, und von einem weit höhern Richter. Als er das Lyceum verließ, und vom Socrates verurtheilet, und von der Philoſophie als ein Böſer ausgerufen,

wurde; da wurde Alcibiades ein verbanneter, ein Gefangener. O harte Verurtheilung! O unausſönliche Verwünſchung! O elendes umherirren! Namen ihn die Athenienſer nicht gerne wieder auf, als ſie ſahen, ſie bedurften ſeiner? Aber Weisheit, und Wißenſchaft, und Tugend, bleibet den einmal=verbanneten von ihnen, auf immer verſperret, und unverſönlich. So viel vermag Wißenſchaft, ſo viel vermag Unerkenntniß!

§. 7.

Ich aber nenne auch die Geſetze des Minos eine Wißenſchaft, die ihn Jupiter in neunjäriger Friſt lerete, und die Minos von ihm lernete, und durch welche das Kretenſiſche Volk glücklich wurde. Auch die fürſtliche Tugend des Cyrus nenne ich eine Wißenſchaft, die Cyrus zwar geleret, Cambyſes aber nicht gelernet hat, und Xerxes eben ſo wenig. Denn Cyrus regierete die Perſer, wie ein Hirte ſeine Heerde, er ſorgete für das Wolſeyn und die Weide der Heerde; und indem er die Meder betriegete, und Babylon einnam, ſo geſchahe das zu dem Ende, weil er keinem ausländiſchen und räuberiſchen Wolfe einen Zugang zu ſeiner Heerde laßen wolte. Cambyſes aber, und nachher Xerxes, wurden aus guten Hirten arge Wölfe, die ihre

Schafe

Schafe ſchindeten, und von aller ächten Wißenſchaft und Einſicht weit entfernet blieben. Ich nenne auch des Lykurgus Geſetze eine Wißenſchaft, die einer ſchönen Ton-Kunſt änlich iſt.

Ein und dreißigſte Rede.

Ob die Tugend eine Kunſt ſey.

§. 1.

Wie wolte mann denn einen Philoſophen erträglich finden, der da ſpräche, Tugend wäre was anders als eine Kunſt, oder, als eine Fertigkeit der Sele? Es könnte eher alles andre keine Kunſt ſeyn, als die Tugend. Mann müſte denn ſagen wollen, ein Pflug wäre zwar ein Werk einer Kunſt, oder ein Schild wäre ein Werk einer Kunſt, imgleichen ein Schiff, und eine Verſchanzung; hingegen die Geſchicklichkeit, dieſe Dinge wol zu gebrauchen, und ſie zu regieren, und iedes zu ſeinem gehörigen Zwecke anzuwenden, und einen Nutzen davon zu genießen, wäre keine Kunſt. Das wäre ia warlich wunderlich, und noch mer als wunderlich, wenn ein Töpfer, oder ein Gerber, oder ein Zimmer-

mermann, zwar ſprechen könnte, er lerne ſeine Kunſt: hingegen ein Philoſoph lerne auch was, und das Werk was er lernete, hieße Tugend; es wäre das aber keine Kunſt, ſondern der Ler-Meiſter derſelben hieße Ungeſchicklichkeit.

§. 2.

Wol geſaget! Bleibe hier ein wenig ſtehen. Du dünkeſt mir, nicht unſchicklich oder Kunſt-los, dieſen Anfang zu reden gemachet zu haben. Ich lobe deine Kunſt: aber laß uns doch ſehen, was du denn das Haupt-Werk derſelben nenneſt. Ein Töpfer, ſprichſt du, lernet ſeine Gefäße machen durch eine Kunſt, und ſo auch der Gerber und Riemer ſein gerben und Leder-ſchneiden, der Zimmermann ſein zimmern. Das geſtehe ich dir zu, daß ein ieder Handwerks-Mann das erlernet, was er machen lernet: aber nicht das, daß der Zweck einer ieden Kunſt dieſer ſey, damit immer einer von dem andern die Kunſt lernen möge. Denn ſo viel iſt richtig, aus dem lernen erfolget ein wißen wie mann was machen muß: aber die Anwendung und Nutzung der erlerneten Künſte iſt nicht die, daß die Kunſt durch die Kunſt fortgepflanzet werden ſoll, ſondern, daß vom Töpfer ein irdenes Gefäß, vom Flöten-Bläſer eine Flöten-Muſik, vom Feld-Herrn ein Sieg, zu Wege gebracht

werden ſoll. Jedes von dieſen Dingen iſt was anders, als die Kunſt ſelber: es iſt eine Abſicht, und Wirkung der Kunſt. Was nicht die Kunſt ſelber iſt, das iſt deßwegen noch keine Kunſtloſigkeit. Denn die Kunſtloſigkeit beſtehet in einem Mangel der Kunſt, da, wo die Kunſt nöthig war: Kunſt hingegen beſtehet, nicht in dem, was durch die Kunſt hervor gebracht wird, von ihr ſelbſt aber ganz unterſchieden iſt.

§. 3.

Ich weiß nicht, ob ich mich deutlich genug ausgedrucket habe, oder ob ich noch verſtändlicher mich erklären muß. Es giebet eine Arzeney-Kunſt, es giebet eine Bildhauer-Kunſt: der Zweck oder die Wirkung von beiden, iſt weder bey der Erſtern wiederum die Arzeney-Kunſt, noch auch bey der Zweiten wiederum die Bildhauer-Kunſt: ſondern die Bildhauer-Kunſt verfertiget eine ſchöne Bild-Säule, und die Arzeney-Kunſt wirket Geſundheit. Wie nun? denkeſt du denn, die Tugend ſey was Anders, als eine Geſundheit und Schönheit der Sele? Bedenke folgendes: für die Sele, für den Leib, für einen großen Stein, haſt du Drey Künſte; bilde dir ein, als hätten dieſe dreierley Gegenſtände ihre gehörige Schönheit oder gute Einrichtung nicht, und iede der gedachten drey Künſte

 ſolle

ſolle nun einem ieden Gegenſtande ſeine gehörige Geſtalt geben: die Eine Kunſt gäbe alſo dem Steine eine Bildung nach dem gehörigen Ebenmaaße und nach den übrigen Stellungen, und verfertigte ein Bild; die Andre Kunſt gäbe dem Körper ſeine gehörige Miſchung der Säfte, und Zuſammenſtimmung der Glieder, und ſtellete ihn geſund dar; die Dritte Kunſt machete in der Sele alles wolgeordnet und wolthätig, und ſetzete ſie in die Schönheit der Tugend. Nenneſt du nun eine von dieſen Wirkungen eine Kunſt, und legeſt den Namen des wirkenden ſchlechtsweg dem Werke bey; ſo verfäreſt du nicht anders, als wenn du den Sonnen-Schein die Sonne nenneſt, da doch der Schein an ſich was anders iſt, nemlich eine Wirkung und ein Erfolg der Sonne, nicht aber die Sonne ſelber.

§. 4.

Laßet uns das noch ferner ſo betrachten, daß wir unterſuchen, was Kunſt ſey, und was Tugend ſey. Die Kunſt iſt doch wol nichts anders, als eine Vernunft die eine gewiße Wirkung zu Stande bringen will. Dieſe Vernunft wirket theils etwas körperliches vermittelſt der Hände; und das nennen wir eine verfertigte Arbeit, wie zum Exempel ein Haus das der Werkmeiſter bauet, oder ein Schiff das der

Schiff-

Schiffbauer verfertiget, oder eine Abbildung die der Maler darſtellet: Theils wirket eben dieſe Vernunft nur in Geſellſchaft des Körpers, ſo wie bey der Feld-Herrn-Geſchicklichkeit einen Sieg, bey der Arzeney-Wißenſchaft Geſundheit, bey der Staats-Wißenſchaft Gerechtigkeit: die dritte Art der Künſte aber iſt, wo die Vernunft für ſich alleine und one Zuthuung des Körpers, ihre Macht äußert, und ihre Wirkungen hervorbringet, dergleichen die Meß- und Rechen-Künſte ſind, und überhaupt alle, wo durch den Verſtand etwas heraus gebracht wird, dazu weiter keine äußere Handanlegungen eigentlich gehören. Da es ſolchergeſtalt dreierley Arten von Künſten giebet: zu welcher von den Dreien wird die Tugend gerechnet werden müßen? Etwa zur Hand-Arbeit? Das wirſt du nicht ſagen. Aber darinn wirſt du Bedenken finden, ob die zweite und dritte Art nicht um den Vorzug miteinander ſtreiten. Ich aber ſage, daß beide zur Tugend das ihre thun, und daß beide genau miteinander verbunden ſind: ich ſetze aber doch hinzu, daß etwas, das aus merern entſtehet, immer was anders iſt, als iedes von dem, daraus es entſtehet. Wenn iemand zum Exempel ſpräche, der Leib des Menſchen wäre ein Feuer, oder eine Erde, oder eine Luft, oder

ein Waßer: ſo würde ich ſprechen, er ſey keines von allen Vieren; denn etwas, das aus allen dieſen Vieren zuſammengemiſchet iſt, das iſt nun nicht Eines von den Dingen, daraus es zuſammengemiſchet iſt.

§. 5.

Wie iſt nun die Tugend, die aus Handlungen und aus Einſichten zugleich beſtehet, keine Kunſt? Ueberlege eines nach dem andern von dem, was ich iezt ſagen will. Ich will aber nicht meine eigene Gedanken vortragen, ſondern ſolche, die aus der Akademie ihren Urſprung haben, und beym Plato zu Hauſe gehören; die aber auch Ariſtoteles angenommen hat. Ich will ſie noch etwas weiter herholen: denn ich vermuthe, daß dieſe Gedanken aus Italien nach Athen gekommen ſind, als einige Pythagoräer dieſe ſchöne Waare in das alte Griechenland übergefüret haben. Die Gedanken ſind dieſe. Die menſchliche Sele hat, überhaupt betrachtet, zwey Eigenſchaften, die eine heißet Vernunft, die andre Leidenſchaft. Wenn dieſe beide von übler Geſundheit ſind, und unordentlich ſich bewegen, ſo wird es beydes mit Einem gar garſtigen Namen, nemlich mit Argheit, benennet. Die Qvelle und der Urſprung dieſes garſtigen Uebels entſtehet, wenn eines von beiden das andre anſtecket

ſtecket, wenn die aufwallenden Leidenſchaften die Sele überſchwemmen, und die Aufſproßungen der Vernunft ſtören. Gleichwie Regen-Bäche, wenn ſie über ihre gewönliche Ufer treten, ſich über die beſtelleten Aecker und bepflanzete Gegenden ergießen, und die Saaten und Pflanzen mit Schlamm überziehen, und alles verwirren: alſo wird auch die Sele von unordentlichen übermäßigen Leidenſchaften aus der Faßung der Vernunft herausgeſetzet; und alsdenn entſtehen falſche und arge Vorſtellungen in ihr, die ihr was wiedernatürliches ſind. Eben ſo wie es den Betrunkenen gehet. Die Ueberfüllung machet, daß Gemüths-Seuchen zum Vorſcheine kommen, wie Ungezieſer aus ihren Löchern, ſie ſtören den Verſtand, und zwingen ihn, Stimmen zu reden, die dieſen Ungezieſern änlich ſind.

§. 6.

Soll ich noch ein deutlichers Gleichniß beybringen, ſo kann mann die Argheit und Krankheit der Sele mit einem Staate vergleichen, in welchem das gemeine Volk die Herrſchaft füret. Wenn die beßern Mitglieder des Staats überwältiget ſind, und gehorſamen müßen; der unvernünftige und vielköpfiche Pöbel aber ſich anmaßet zu herrſchen, und in uneingeſchränketer

Freiheit alles unternimmet: ſo muß es ia in einem ſolchen Staate wunderlich durcheinander gehen, es müßen verſchiedene Parteien und verſchiedene Neigungen ſich äußern, er muß voll manncherley Begierden ſeyn, ausgelaßen in ſeiner Freude, unlenkbar in ſeinem Zorne, unmäßig in ſeinen Beehrungen, leichtſinnig im guten Glücke, untröſtbar im Unglücke. Wenn Perikles geſtorben, Ariſtides ausgebannet, Socrates hingerichtet, Nicias weit weggeſchicket, iſt; hingegen ein Kleon nach Sphacteria ſtrebet, ein Thraſyllus nach Jonien, ein Alcibiades nach Sicilien, ein andrer wieder nach einem andern Lande oder Meere; und das müßige, unordentliche Lon-begierige Volk gleiche Begierden mit ihm hat, und bald darauf bald dortauf ſich wenden läßet: ſo kann es nicht anders ſeyn, es müßen ſolche Begierden eine Sclaverey, und Unglück, und Tyrannen, und alle andre ungeheure Sachen, gebären. Auch in der Sele ſind arge Rathgeber, und ein ungezogen Volk, viele Alcibiades und Kleons, die die elende Sele nicht laßen zu einer ruhigen Faßung kommen, und der Vernunft und dem guten Geſetze Gehör geben. Dieß iſt das Elend des innwendigen Staates im Menſchen.

§. 7.

§. 7.

Die Tugend hingegen, von der wir hier eigentlich reden, verhält ſich nach der Aenlichkeit der Lacedämoniſchen Staats-Beſchaffenheit. Daſelbſt wird die große Menge des Volkes beherrſchet, die wenigen Beßern aber herrſchen: die leztern erhalten die Erſtern im Wolſtande, die Erſtern werden darinnen erhalten; die leztern befelen, die Erſtern gehorchen: und die Wirkung von beidem iſt Freiheit. Jedes von beiden iſt des andern bedürftig, die Herrſchenden der beherrſcheten, die beherrſcheten der Erhaltenden. Alſo auch in einer woleingerichteten Sele gehet es auf eben dieſe Art. Die Vernunft erhält im Wolſtande, die Leidenſchaften werden darinnen erhalten; die Vernunft ſchreibet die gehörige Mäßigung vor, die Leidenſchaften laßen ſie ſich vorſchreiben; und das was aus beiden alsdenn herauskömmet, iſt Glückſeligkeit. Rechne nun alle dieſelben Künſte, die auf Betrachtung und Unterſuchung ankommen, zur Vernunft; und alles, was von der Vernunft in Ordnung gehalten werden muß, das ſetze in die Claße der Leidenſchaften: und nenne das erſtere Weisheit, die in einer Wißenſchaft beſtehet; das zweite nenne Tugend, die aus der Wißenſchaft entſpringet. Verſetzeſt du aber dieſe Benennungen,

und

und giebeſt der Wißenſchaft den Namen der Tugend: ſo werde ich dich fragen, wovon denn dieſe entſpringet und gewirket wird? Denn das wirkende muß Wißenſchaft ſeyn, nicht aber das von ihr gewirkete. Wilſt du etwa die Kunſt eine Wißenſchaft der Künſte nennen? Ich höre es. Eine Wißenſchaft der Wißenſchaften? Ich verſtehe dich, ich will auch nichts darwieder haben, wenn du mir nur eine Kleinigkeit zugeben wilſt. Nenne die Kunſt eine Kunſt der Künſte, die Wißenſchaft aber eine Wißenſchaft der Wißenſchaften; laß den Einen Theil deiner Ausſage faren, ſo binn ich mit dir völlig Eines. Wenn du aber die Wißenſchaft beybehälteſt, und die Leidenſchaften faren läßeſt, und dieſer ihre Geſtalt der Wißenſchaft anlegeſt: ſo thuſt du eben ſo viel, als ob iemand dem Phidias eine Kunſt zugeſtünde, näme ihm aber die Materie, und gäbe derſelben Kunſt den Namen der Materie. Du wilſt, daß Wißenſchaft ein gutes Leben beherrſchen müße? daß Vernunft es beherrſchen müße? Laß alſo dieſen Einen Herrn herrſchen, dem der Son des weiſen Kronus die Herrſchaft zugetheilet hat. Aber worüber herrſchet er? Was giebeſt du ihm für Untergeordnete? Was für Handlanger der Handlungen? den Leib. Siehe doch, wie geſchwinde du geheſt:

heſt: du ſpringeſt über die Ordnung der Untergebenen weg, vom Heer-Fürer kömmeſt du auf die Pack-Knechte. Sieheſt du nicht die ſchöne Einrichtung? Der Heer-Fürer, ſo dann die Oberſten, nachher die Haupt-Leute und Unter-Haupt-Leute, darauf die ſchwer-gerüſteten, die leichter-gerüſteten, die ganz leichten Streiter: das Ganze ſteiget Stufen-weiſe in ſeinen Unter-Ordnungen herab, von dem vortreflichſten allmälig bis zum geringſten.

§. 8.

Aber ich ſehe wol, was du etwa ſagen möchteſt. Gott verwaltet dieſes Ganze Welt-Gebäude ſchön und künſtlich und wißenſchaftlich. Wie wolte er das auch nicht? Wie alſo? Iſt deßwegen die Wißenſchaft und Tugend Einerley Sache? Zwar wenn du die Wißenſchaft Gottes eine Tugend nenneſt, ſo were ich dir dieſe Benennung nicht. Denn bey Gott iſt es nicht ſo, wie bey Menſchen, bey denen in der Sele etwas herrſchendes iſt, und etwas das beherrſchet werden muß. Die Gottheit iſt ganz Einfach, da iſt Verſtand und Wißenſchaft und Vernunft Eines und Eben daßelbe. Wenn du aber in der Verbindung eines Beßern mit einem Schlechtern, den Namen deßen das beherrſchet werden muß, dem Beßern beylegeſt: ſo kann ich

ich dich zwar reden laßen, aber die Sache die du redeſt geſtehe ich dir nicht zu. Nenne die Tugend, wenn du wilſt, eine Wißenſchaft: aber die Wißenſchaft nenne ia nicht Tugend. Es würde gar irrig und gefärlich gedacht heißen müßen, wenn die Menſchen ſich beredeten, daß die Menge von Ler-Sätzen und von andern ſolchen Dingen die unſer Verſtand begreifen lernet, der Sele auch alſofort Tugend mitbrächten. Da wäre ia das Geſchlechte der Sophiſten von hohem Werthe, das ſo voll iſt von Leren und von Abhandlungen und von Unterrichte, und das dieſe Dinge feil hat, und damit, wie die Kramer mit ihren Waaren, Gewinſt treibet, und ſie den Liebhabern verkaufet! Da wäre alſo ein offener Markt voll Tugend ausgeleget, und mann könnte ſich die Sache einhandeln.

§. 9.

Iſt denn nun der Unterricht offenbar, und überall zur Hand, iſt alles voll Lerende und Lernende; es wiederſtehen aber von innen die heftigen und wilden Leidenſchaften, und böſe Angewonheiten, und ungerechte Uebungen, und unzämte Begierden, und üble Erziehungen, allem Eingange der Leren: ſo muß mann gedenken, daß vor allen Dingen eine gute natürliche Beſchaffenheit erfordert wird, die gleichſam einen

Grund

Grund abgiebet zu dem aufzubauenden feſten Werke; nächſt dem eine Erziehung und Angewönung, die der natürlichen guten Beſchaffenheit zu Hülfe kömmet, und ſie fördert; daraus erwächſet in der Sele eine Liebe zu allem Guten, die durch alle Zeit ihre Triebe fortſetzet, und mit dem merern Alter ſich auch immer meret. Zu dieſem muß denn die Kunſt hinzukommen, die, mit einer Feſtigkeit, den Leidenſchaften überall ihr Maaß beſtimmet. Auf ſolche Art wird die Sele glückſelig, und der Lebens-Wandel geſund, und die Urtheile richtig, und alles miteinander zuſammenſtimmend und wolgemiſchet gemachet. Darinnen beſtehet das Geſetze Gottes, dieß machet einen guten Menſchen; wenn nemlich die Leidenſchaften von der Vernunft geleitet werden, und mann freiwillig der Vorſchrift richtiger und gewißer Erkenntniß gehorchet. Das Böſe iſt ein Ding, das uns wieder unſern eigentlichen Willen anklebet, und das uns durch ſinnliche Vergnügungen an ſich ziehet.

Zwey

Zwey und dreißigſte Rede.

Ob die freien Künſte und Wißenſchaften etwas zur Tugend beytragen.

§. 1.

Socrates unterredet ſich im Piräeus mit Staats-klugen Männern, und bildet in ſolcher Unterredung, wie auf einer Schau-Büne, das Bild einer guten Staats- und Stadt-Verfaßung; er giebet Geſetze, er erziehet die Jugend, er beſtellet Wachen und Vertheidigungs-Stand in der Stadt; den Leib und die Sele der Einwoner empfielet er der Muſik, und den ritterlichen Uebungen, und zu dieſen beiden Künſten ſetzet er tüchtige Ler-Meiſter; er ernennet auch auserleſene Vorſteher des gemeinen Weſens, die er Wächter und Bewarer der Heerde nennet. Mit einem Worte, er ſtiftet einen Staat, nicht wirklich, ſondern, wie mann es etwa ein wenig unhöflich benennen möchte, ſo gut als im Traume. Aber ſo machete es die alte ehemalige Philoſophie, daß ſie gerne ungewönlich, nach

nach Art der Orakel, redete *). Beliebet es dir, ſo wollen wir den Socrates an ſeinen Ort geſtellet seyn laßen, und wollen den Athenienſiſchen Gaſt einladen, daß er uns antworte. (Denn auch den höre ich gerne, wie er in Kreta, bey der Höle des Dictäiſchen Jupiters, mit dem Lacedämonier Megillus und dem Knoſiſchen Klinias ſich unterredet, und einer neu zu ſtiftenden Doriſchen Stadt Geſetze vorſchreibet; und wie er, nebſt dieſen Männern, die Kretenſer zu überreden ſuchet, daß ſie die Muſik mit unter die männlichen Befleißigungen aufnemen, und durch Geſang das auffarende heftige Weſen der Gemüther lindern, möchten; damit ihre Tugend nicht verſtümmelt oder unvollkommen bleibe, wenn ſie zwar die ihrigen in den Stand ſetzete, wieder auswärtige Kriege tapfer auszuhalten, und alle Arbeit wol zu ertragen, und fechtend, auf ihrem Poſten gerne zu ſterben; hingegen wieder die Unruhe in der Sele ihnen kein Schutz-Mittel darböte).

§. 2.

*) Plato hat in ſeinen weitläufigen aber vortreflichen Schriften vom gemeinen Weſen und von den Geſetzen, dieſe philoſophiſche gleichſam Träume, im Namen des Socrates abgehandelt.

§. 2.

Wie meyneſt du das, mein Athenienſicher*) Gaſt? Iſt das Gute ſo was eugenmüthiges, kärgliches, übel zu faßendes, dunkeles, und mühvolles, daß mann deßelben nicht habhaft werden kann, wenn mann nicht trillert oder auf der Laute ſpielet; oder wenn mann nicht Geometriſche Linien und Figuren beſchreibet; und ſich in dieſen Dingen ſo lange übet, daß es das Anſehen gewinnet, mann ſuche ganz was anders, als ein guter Menſch zu werden? Das Gute iſt, in Anſehung ſeiner Nutzung, eine hohe und große Sache, und die mit dem göttlichen Vorzuge recht nahe verwandt iſt; aber in Anſehung der Anſchaffung und Erwerbung deßelben iſt es gar nicht ſchwer für den, der nur Einmal will dem Schönen und Guten Raum geben, und dem Garſtigen und Böſen ſich wiederſetzen. Der Athenienſiſche Gaſt antwortet: was in einem Staate Geſetz heißet, das iſt weiter nichts als was geſchriebenes, woferne nicht der Gehorſam derer, die es genau beobachten, dazu kömmet; es

*) Der Athenienſiſche Gaſt iſt eine Perſon in den Geſprächen des Plato von den Geſetzen; unter welcher Plato, der ſich ſelber nicht nennet, ſeine eigene Gedanken vorzutragen pfleget. Socrates aber iſt immer der Haupt-Redende, nebſt noch ein paar Andern.

es muß ein freiwillig = folgſames Volk haben: und in der Sele iſt ein zalreiches und unſinniges Volk; ſo bald daßelbe aber Einmal dem Geſetze nachgiebet, und es gerne annimmet, und ihm folget wohin es anweiſet, ſo iſt alsdenn in der Sele die beſte Staats = Verfaßung, die mann insgemein Philoſophie zu nennen pfleget.

§. 3.

Laß alſo dieſe Philoſophie als einen Geſetzgeber herzu kommen; die mag die unordentliche und ausſchweifende Sele gut einrichten, ſo wie ein Volk: ſie mag aber zu ihren Gehülfen auch Andre Künſte und Geſchicklichkeiten herzurufen; nicht etwa Künſte des gemeinen Mannes, oder Handwerke, oder ſolche die uns nur ſchlechte Werke liefern: ſondern die Kunſt, die den Leib zubereitet, daß er ein gehorſames Pferd für die Sele ſey, und ſtark genug, ihre Befele auszufüren. Dieſe Kunſt ſoll die Gymnaſtik (die edle Leibes = Uebungs = Kunſt) heißen. Ferner die Kunſt, die die Gedanken der Sele andern überbringet: und die ſoll die Redner = Kunſt heißen. Ferner die Kunſt, die, wie eine geſunde gute Säug = Amme und Pflege = Mutter, die Geſinnungen und Vorſtellungs = Kraft der Jugend bildet: und die ſoll die Poetik heißen. Ferner die Anfürerin, wie mit den Zalen umzugehen

ſey*; die Arithmetik: die Lererin richtiger Schlüße; die Logiſtik: endlich die Geometrie und Muſik, als zwey Mitarbeiterinnen und geheime Freundinnen der Philoſophie, denen ſie immer etwas von ihren Geſchäften mit aufträget.

§. 4

Und was die übrigen Künſte betrift, die werde ich bald hernach durchgehen: ietzo aber will ich wegen der Muſik, dieſer älteſten Neigung und Befleißigung der Sele, das gehörige zu ſagen vor mich nemen. Es iſt die Muſik was ſchönes für einzelne Perſonen; ſie iſt aber auch was ſchönes für eine Stadt, und für ein ganzes Geſchlechte; wenn es ihm durch Gottes Zutheilung ſo gut worden iſt, daß es ſich darauf legen können. Jedoch rede ich nicht von der Muſik, die blos durch Töne der Flöten oder Menſchen-Stimmen oder Reihe-Tänze oder Saiten-Spiele, one Worte, ſich der Sele darſtellet, und ihren einzigen Werth in der Ergötzung des Gehöres hat. Mit einer ſolchen Muſik iſt der menſchliche Irthum zufrieden, der nur dem ſcheinenden Angenemen nachgehet, und der, an ſtatt der ächten und eigentlichen Muſik, etwas unächtes, aus Liebe zu dem Angenemen, erwelet. Denn, ſo wie es ietzo ſtehet, iſt die ächte Muſik ganz verſchwunden, ſie hat ihre eigene,

gene, geſunde und alte, Schönheit abgeleget, und betrieget uns mit einem falſchen, nicht natürlichen, Glanze, ſo wie die Tauben im Sonnenſcheine *) mancherley Farben ſpiegeln, die ſie doch wirklich nicht haben; wir wißen es nicht, daß wir nur mit einem Geſpenſte, das wie Muſik erſcheinet, umgehen; hingegen die warhafte, vom Helikon kommende, Muſe, die Freundin des Homers, die Lererin des Heſiodus, die Mutter des Orpheus, haben und kennen wir nicht. Die Abweichung, der wir nach und nach gewonet worden ſind, hat unſre Sele, ſo wol beſonders als öffentlich, in einen Verfall hinabgezogen. So verließen die Sicilianiſchen Dorier ihre einfältige Berg-Muſik, die ſie bey ihren Heerden geübet hatten, und wurden Liebhaber der Sybaritiſchen Flöten-Spiele, und befließen ſich der Joniſchen Tänze nach der muthwilligen Flöte, und wurden, aufs gelindeſte zu reden, unverſtändiger als vorher, damit ich nicht die Warheit zu ſtark rede, wenn ich ſpreche, ungezogener. Bey den Athenienſern beſtunde die alte Muſe in Singe-Tänzen der iungen und alten

*) Seihe Pſalm 68, 14, wo auf eben dieſes grünliche und glänzende ſpiegeln am Halſe der Tauben, wenn ſie ſich bewegen, gezielet wird. Es ſind die Farben bloße Erſcheinungen, die angenem abwechſeln.

ten Männer; die Land-Arbeiter, die vom Erndten oder Pflügen annoch beſtäubet ausſahen, ſielleten ſich Geſchlechter-weiſe, und ſungen ihre ungekünſtelte Lieder: als aber das Gemüthe dieſes Volkes allmälig auf eine Kunſt verfiel, die ihnen eine unerſättliche Vergnügung auf den Schau-Bünen darreichete; ſo war das zugleich bey ihnen der Anfang zu allerley Vergehungen in ihren Staats-Sachen. Die warhafte Harmonie, die das Chor der Muſen ſinget, und bey welcher Apollo, als Anfürer der Muſen, der Vorſänger iſt, erhält die Sele in gutem Stande, erhält ein Haus, eine Stadt, ein Schiff, ein Heer-Lager.

§. 5.

Glauben wir, wie billig, dem Pythagoras; ſo hat auch der Himmel ſeinen lieblichen Geſang, der aber weder auf einer Harfe geſchlagen, noch auf einer Flöte geblaſen wird: ſondern da die wol abgemeßene und wol aufeinander paßende Herumdrehung der daſelbſt befindlichen einander ungleichen muſikaliſchen Körper, eine recht göttliche Zuſammenſtimmung hören läßet. Die Schönheit dieſes Geſanges kennen alleine die Götter; für uns iſt ſie nicht zu empfinden, theils wegen ihrer übergroßen Vortreflichkeit, theils wegen unſrer Schwäche. Dieß hat, wo ich

nicht

nicht irre, auch Heſiodus zu verſtehen geben wollen, da er einen Helikon namhaft machet, und ſpricht, daß unvergleichliche Singe-Tänze der Götter auf demſelben gehalten würden, und der Vorſteher derſelben ſey Helius oder Apollo, oder was ſonſt für ein Name dem leuchtendeſten, und alles in Zuſammenſtimmung erhaltendem, Feuer beygeleget werden kann *). Die menſchliche Muſik aber, in ſo ferne ſie eine Wirkung in die Sele haben ſoll, was muß ſie anders ſeyn, als eine Lenkerin der Leidenſchaften der Sele, theils daß ſie das wilde und heftige Weſen derſelben beſänftiget, theils daß ſie das matte und muthloſe in derſelben ermuntert und anraizet? Sie hat eine Kraft, Trauern zu erleichtern, Zorn zu dämpfen, Triebe zu zämen, Begierden zur Vernunft zu leiten, Betrübniß zu heilen, Liebe zu tröſten, Unglück zu mildern: ſie iſt eine gute Gefärtin der Opfer, eine Geſellſchafterin bey Malzeiten, eine Anfürerin im Kriege: ſie beſitzet eine Stärke, an Feſt-Tagen zu erfreuen, bey den Bacchiſchen Luſtbarkeiten zu entzücken,

*) Helikon bedeutet eine Herumdrehung: daß alſo der Name dieſes Muſen-Berges, die Bewegung der Himmels-Körper, nach der Deutung einiger alten Weiſen, bezeichnen ſoll. Helius iſt der Griechiſche Name der Sonne, die auch unter dem Worte Apollo verſtanden wird.

zücken, bey göttlichen Handlungen zu begeiſtern: ia ſie iſt auch kräftig, die Sitten eines Staates gemäßiget zu machen. Auf ſolche Art hat das erlernete Flöten-Spiel die wilden Böotier zam gemachet, ſo wie auch der Dichter Pindar, der in die Flöte ſunge: des Tyrräus Helden-Geſänge munterten die Spartaner auf, ſo wie auch die Lieder einer Teleſilla die Argiver, und des Alcäus Geſang die Lesbier. So machete Anacreon den Polykrates gegen die Samier ſanfte, daß dieſer mit ſeiner Herrſchaft die Liebe zu einem Smerdies vermiſchete, und das Haupt-Haar eines Kleobulus, die Flöten eines Bathyllus, und den Joniſchen Geſang, bewunderte.

§. 6.

Und was ſoll ich von den weit älteren Dingen ſagen? Jener Orpheus hieß ein Son des Oeagrus, und der Kalliope ſelber, und er war in Thracien bey dem Pangäiſchen Gebirge geboren. Denn um dieſes Gebirge wonen die Odryſier, eine Thraciſche Völkerſchaft, ein wildes, räuberiſches, ungeſelliges Geſchlechte. Aber dieſe Odryſier folgeten doch dem Orpheus als ihrem Fürer gerne, und wurden durch deßen ſchönen Geſang ganz bezaubert. Und das hieße, Eichen und Steine hinter ſich her füren, da mann das ungeſittete mit lebloſen Dingen ver-

gliche.

gliche. Ein Andrer edler Harfenſpieler lebete in Böotien, der nicht Steine, wie die Fabel ſaget, zu Errichtung ſeiner Mauer herzuſpielete: denn wie wolte durch bloße Muſik eine Mauer entſtehen? ſondern der durch aufmunternde und wolgeordnete Geſänge, die iungen Männer der Böotier in eine ordentliche Krieges-Mannſchaft zuſammen lockete, und ſie, wie eine feſte Mauer, um Theben herum ſtellete. Dergleichen Mauer verſchaffete auch Lykurgus ſeinen Spartanern, und verordnete der iungen Mannſchaft die Flöte zum Anfürer im Streite: und dieſe Mannſchaft gehorchete ihm, und fochte wie im Tanze. Eben eine ſolche Flöte gebrauchete Themiſtokles, als er ganz Athen in Schiffe ſteigen ließ: und einige ruderten, andre fochten, beide aber ſiegeten, bey dem Klange der Flöte; und ſelbſt die Göttinnen aus Eleuſien ſungen mit zu dieſem Liede *). Eben dadurch entſtunden ſo viele Sieges-Feſte, ſo viele Laconiſche und Attiſche Sieges-Denkmale, mit ſchönen Ueberſchriften wegen Siege zu Waßer und zu Lande. In ſolchen Singe-Tänzen ſiegeten die Lacedämonier, und ein Leonidas war Ler-Meiſter.

*) Er zielet auf das, was Plutarchus im Leben des Themiſtokles, S. 83, erzelet.

§. 7.

Und was bedarf es mererer Worte, oder langer Reden, von der Muſik? Sie leiſtet guten Beiſtand im Kriege, ſie iſt eine gute Mit=Einwonerin im Staate, ſie iſt eine vortrefliche Erzieherin der Kinder. Denn das Gehör iſt ein ſchneller Sinn, er überbringet der Sele ſeine Empfindungen gar geſchwinde, und nöthiget ſie, mit dieſen Empfindungen zuſammenzuſtimmen, und ſich nach denſelben einzurichten. Daher denn auch die nicht wirklich muſicaliſchen Selen, die ſich nur immer von dem Schein=Vergnügen einnemen laßen, nie der warhaften und richtigen Zuſammenſtimmung theilhaſtig werden können: denn ſie nennen blos ihr Vergnügen eine Muſik, wegen der Aenlichkeit die dieſelbe, nicht mit der Abſicht und Wirkung, ſondern nur mit der Handthierung bey den Symphonien, hat. Es iſt damit eben ſo beſchaffen, als wenn iemand eine Heilungs=Kunſt nennete, die es nicht mit Geſundmachung, ſondern blos mit Verfertigung einiger Arzeneien, zu thun hätte. Eben ſo gehen einige mit der Geometrie, dieſem edelſten Theile der Welt=Weisheit, um; ſie betrachten ſie, als was ſchlechtes, und wenden ſie nur zu ſchlechten Abſichten ann, und lieben ſie nur wegen ihres nöthigen Gebrauches, ein

ein Stück Landes auszumeßen, oder einen Bau aufzufüren, und was ſonſt zu ihr als zu einem Handwerke gehöret; auf etwas weiteres und beßeres ſehen ſie dabey nicht. Gleichwol iſt es mit der Geometrie ganz anders bewandt. Die Erde würde nicht etwa übler bewonet werden, wenn gleich die armen Land-Leute dieſelbe nicht ganz genau meßen könnten. Es iſt dieſes ausmeßen das geringſte Werk der Geometrie. Ihr Haupt-Werk iſt, daß ſie, wie eine ſcharf-ſehen-machende Arzeney für den Verſtand, dieſem eine edle Stärke mittheilet, zur richtigen Betrachtung der Welt und aller Dinge in derſelben. Dieſen großen Nutzen ſehen die meiſten gar nicht: es iſt ihnen dabey zu Muthe, wie einem Land-Manne, der zum erſten male ein Schiff im Hafen ſiehet; er bewundert den Bau deßelben, er ſteiget hinein, und rüret alle deßen Geräthe ann; und meynet, der Bau und die Geräthe wären die ganze Abſicht, um deren Willen das Schiff da ſey.

§. 8.

Minerva, die Erfinderinn dieſes Baues, würde außer Zweifel zu einem ſolchen ſprechen: Sieheſt du das weite unbegränzete Meer, das ſich zwiſchen die Länder ausbreitet, und die Ufer derſelben aneinander knüpfet, von denen du vor-

her

her weder etwas gehöret, noch auch Hofnung hatteſt ſie ie zu ſehen zu bekommen? Denn ein ieder kannte nur ſeinen Ort, ſo wie die Thiere ihre Hölen; die Freundſchaft, die Zuſammenkunft, die Gemeinſchaft, die Verwechſelung des Guten zwiſchen beiden entferneten, war gehindert: bis ich euch dieſes künſtliche Werk, ein Schiff, erfunden habe. Dieſes Far-Zeug nimmet euch auf, und flieget, wie ein Vogel, mit euch allenthalben hin: glaubeſt du das nicht, ſo verſuche es, du wirſt es ſo finden. Alſo auch wegen der Geometrie mag ein Gott, oder vielmer eben dieſelbe Minerva, ſprechen: Siehe einmal dorthin: ſieheſt du wol dieſen Anblick über deinem Haupte, dieſen ſchönen, bunt-beſetzeten Raum, der rund um die Erde herum ausgebreitet iſt, und um dieſelbe ſich herumwälzet, der voll iſt von Sternen, der die Sonne in ſich hält, und den Monden dir darſtellet? Du weißeſt nicht, wie es mit dieſem Raume beſchaffen iſt; du biſt aber begierig, es zu durchſchauen und kennen zu lernen. Ich will dich, mein guter Mann, der du auf der feſten Erde wandelſt, dahinauf füren; ich will dir ein leichtes Farzeug verfertigen, und durch die Geometrie es dir überliefern: die wird dich erſt im Hafen eine Weile herumfaren, damit du der Reiſe

gewonet

gewonet werdeſt, und weder ſchwindlich noch furchtſam in der weiten Höhe werdeſt: nachher wird ſie dich aus dem Hafen hinausfüren, und wird dich in das reine und ungehinderte Welt-Meer hinausbringen, dahin, wo die Wonungen und Freuden-Tänze der aus der Dunkelheit entſtehenden Morgenröthe, und der Aufgang der Sonne, befindlich iſt, und wo der Glanz des Monden, und der andern unſterblichen Körper, ſeinen Sitz hat. So lange du dieſes alles nicht recht anſchaueſt, ſo mangelt dir eine große Glückſeligkeit.

Drey und dreißigſte Rede.

Ob mann ſeine Beleidiger wieder beleigen ſoll.

§. 1.

Ob das irdiſche Geſchlechte der Menſchen eine ſtärkere Feſtung an Gerechtigkeit, oder an krummen Betruge, findet, darinn binn ich zweifelhaft, und weiß die Warheit nicht zu ſagen *). Du, o Pindar, biſt bey dir ſelbſt

*) Es iſt dieß eine Stelle aus den verloren-gegangenen Gedichten des Pindars. Er weiß aus ſeiner Erfa

ſelbſt zweifelhaft wegen Betrug und Gerechtigkeit, und weißeſt den Unterſchied zwiſchen Gold und Kupfer nicht zu finden? Das machet, du wareſt ein Dichter, deine Stärke beſtunde in Setzung eines Liedes für tanzende Sänger, in Verfertigung eines Sieges-Geſanges für große Herren; du bekümmerteſt dich um gute Syllben-Maaße, um Harmonie in der Muſik, um geſchickte Wendungen im Tanze. Bey einem Manne hingegen, bey dem der Tanz und der Geſang und das Vergnügen der Töne, eben ſo viel Werth hat, als die Spiel-Sachen der Kinder; der aber für die Mäßigung in ſeiner Sele, für die Wolanſtändigkeit und Zuſammenſtimmung und geſchickte Einrichtung aller ſeiner Handlungen, und für die Volkommenheit ſeines Lebens-Wandels, gehörig ſorget: dem wird der Zweifel gar nie einfallen, ob die Gerechtigkeit die ſtärkere Befeſtigung ſey, oder nicht; ſondern er wird vielmer die Worte deines Liedes ſo verändern: gewiß, an der Gerechtigkeit hat das ſterbliche Geſchlechte der Menſchen auf Erden eine ſtärkere Verſchanzung, ſich auf dieſelbe zu ver-

Erfarung nicht zu ſagen, ob ein Menſch in der Geſellſchaft, ſeine Sicherheit zuverläßiger durch gerechtes, oder durch betriegliches, Verhalten ſich ſchaffe.

verlaßen; nicht aber an krummen Betriege- reien. Aber Betrug kann ſo wenig zu einer Ge- rechtigkeit werden, ſo wenig die Alciden den Himmel erſteigen konnten; es half ihnen nichts; den Oßa-Berg auf den Olympus, und dieſe beide auf den Pelius-Berg, geſetzet zu haben, ſondern ſie blieben noch immer ſo weit vom Himmel entfernet, ſo weit als Betrug von Ge- rechtigkeit entfernet bleibet. Gerechtigkeit iſt alſo eine Sache für gute Menſchen, Betrug aber für böſe elende Menſchen: die Gerechtigkeit iſt was ächtes, Betrug aber was verfälſchetes: Gerechtigkeit iſt ſtark, Betrug ſchwach; iene ge- wäret einen waren Nutzen, dieſer aber niemals.

§. 2.

Wer denn nun nach Gerechtigkeit ſtrebet, und ſich mit dieſer Mauer zu umſchanzen ſuchet; ſolte der wol ie unternemen, ein Unrecht das ihm angethan wird, gleichfals mit Unrecht zu erwiedern? Doch, halt, ich muß vorſichtig re- den. Solte einem ſolchen wol ie ein Unrecht angethan werden können? Freilich, wenn es mit dem Unrecht-thun und Unrecht-leiden eben ſo zugehet, wie mit ſchlagen und geſchlagen wer- den, mit ſchneiden und geſchnitten werden; ſo iſt es gar wol möglich, daß Einerley Mann ſo wol Unrecht thun und auch Unrecht leiden kann.

Dafer-

Daferne aber hier Ein und Eben derſelbe Mann der Wirkung und des gewirketen auf gleiche Art nicht fähig iſt: ſo iſt das Unrecht thun und Unrecht leiden vielmer änlich dem ſehen, und geſehen werden: denn alles was geſunde Augen hat, kann geſehen werden, aber nicht alles was geſehen wird, kann deßhalb auch ſehen: oder noch beßer, das Unrecht thun und Unrecht leiden iſt änlich dem überfüren und überfüret werden. Wer die Warheit inne hat, der kann einen andern davon überfüren; wer die Warheit noch nicht inne hat, der wird überfüret: der, der ſie ſchon völlig inne hat, brauchet nicht erſt überfüret zu werden; und wer ſie nicht inne hat, der kann niemanden davon überfüren: auf eben ſolche Weiſe iſt es nicht nothwendig Eines und Eben deßelben Mannes Werk, Unrecht zu thun und Unrecht zu leiden.

§. 3.

Da es alſo nicht Eines Mannes Werk nothwendig iſt, ſondern nur unter Zweien des Einen; ein guter Menſch aber und ein böſer Menſch Zweierley Leute ſind: welchem von beiden ſollen wir dieſes thun oder leiden zuſchreiben? Etwa dem Böſen das Unrecht-thun, und dem Guten das Unrecht-leiden? Oder, gehöret zwar das Unrecht-thun ungezweifelt für den Böſen; wegen

des

des Unrecht-leidens aber iſt es noch ſo klar nicht, für welchen von beiden es gehöre? Laßet es uns etwas näher beſehen. Ungerechtigkeit gegen einen Andern, beſtehet darinn, wenn mann demſelben etwas entziehet oder nimmet, das er für was Gutes achtet. Was kann denn aber wol anders, als Tugend, für ein wares Gut geachtet werden? Tugend aber läßet ſich niemandem wegnemen. Wer alſo Tugend hat, an dem kann entweder keine Ungerechtigkeit ausgeübet werden, oder Ungerechtigkeit beſtehet nicht in Wegnemung eines Guten. Denn kein wares Gutes läßet ſich iemandem wegnemen, es läßet ſich nicht verlieren, es läßet ſich weder ſtelen noch rauben. Gut: alſo kann kein guter Menſch von einem Böſen ein Unrecht-leiden; denn ſein Gutes läßet ſich ihm nicht rauben: alſo bleibet übrig, daß entweder überhaupt Niemandem ein Unrecht angethan werden kann, oder daß ſolches nur einem Böſen von einem andern Böſen angethan werden kann. Aber ein Böſer hat gar kein wares Gutes im Beſitze; Ungerechtigkeit aber beſtehet in Wegnemung eines Guten: wer nun nichts hat, das ihm weggenommen werden könnte; der iſt ia auch nicht fähig, daß iemand Ungerechtigkeit an ihm ausüben kann.

§. 4.

Vielleicht aber ſtecket die Ungerechtigkeit nicht in einer wirklichen Beraubung deßen der Unrecht leidet, ſondern in dem Willen und in dem Denken deßen der Unrecht thut? Und auf ſolche Weiſe kann ein Böſer von einem andern Böſen Unrecht leiden, ob er gleich nichts wirklich-Gutes hat; und ein Guter kann von einem Böſen Unrecht leiden, ob er gleich ein Gutes hat, das ihm von Niemandem genommen werden mag? Mir gefället zwar dieſes Urtheil, das die Ungerechtigkeit dem zuſchreibet, der den böſen Willen hat, Unrecht zu thun; nicht aber nur dem, der ſeinen Willen zur Wirklichkeit und zur That bringet. Strafet doch auch das Geſetz einen Ehebrecher, nicht nur wenn er den Ehebruch wirklich begangen hat, ſondern auch, wenn er den Willen gehabt hat ihn zu begehen*). Eben ſo verfäret mann mit einem Diebe, der einbrechen wolte, den mann aber ertappet, daß er nicht völlig einbrechen können; und mit einem Landes-

*) Mann fraget hier billig, bey welchem Volke denn ein ſolches Geſetz vorhanden geweſen, oder beobachtet worden? Mañ müſte denn ſagen, es ſey von einem Ehebrecher die Rede, der ergriffen worden in einem ſolchen Zuſtande, da er die That würde vollbracht haben, wenn er nicht wäre ergriffen worden.

Landes = Verräther, der ſeine Bosheit willens geweſen, ob er ſie gleich noch nicht ausgefüret hat. Aber doch füret uns auch dieſes Urtheil dahin, wo wir hin wollen. Ein guter Menſch thut nicht Unrecht, ihm wird auch nicht Unrecht angethan: er thut keines, in Betracht ſeines guten Willens; ihm wird keines angethan, in Anſehung ſeiner Tugend. Ein böſer Menſch hingegen thut Unrecht, ihm wird aber keines angethan: er thut es, in Betracht ſeines böſen Willens; ihm wird aber keines angethan, in Anſehung deßen daß er nichts wirklich Gutes hat. Noch einmal alſo: wenn die Tugend alleine, und ſonſt nichts, ein wares Gutes iſt; ſo iſt bey einem Böſen, der die Tugend nicht beſitzet, nichts vorhanden, darann ihm Unrecht angethan werden könnte: ſind aber, außer der Tugend, auch die Dinge, die den Leib, und den Glücks=Zuſtand, und andres äußeres betreffen, wirkliche Güter; ſo iſt es beßer, wenn keine Tugend zugleich mit vorhanden iſt, daß dergleichen Güter auch nicht vorhanden ſind. Solchergeſtalt wird einem Böſen kein Unrecht angethan, wenn er ſolcher Dinge beraubet wird, die er übel anwendet. Folglich thut ein Böſer zwar Unrecht, aber ihm geſchiehet kein Unrecht, wenn wir das Unrecht thun in den Willen ſetzen.

§. 5.

Ich will alſo zuerſt von dem Böſen Menſchen ſagen, daß er zwar gerne will Unrecht anthun, er iſt aber nicht vermögend dazu: und indem er das gerne will, ſo gehet ſein Vorhaben entweder wieder ſeines gleichen, oder wieder einen der Beßer iſt als er. Was ſoll nun dieſer Beßere dabey thun? Soll er dem Böſen hinwiederum Unrecht anzuthun ſuchen? Aber der hat ia nichts, daran ihm Unrecht gethan werden könnte. Denn durch den Mangel des waren Guten iſt iemand ein Böſer. Alſo wird ein vernünftiger Mann weder in der That einem Böſen ein Unrecht anzuthun ſuchen, denn dieſer hat nichts, worann ihm Unrecht geſchehen könnte; er wird aber auch nicht den Willen dazu haben, weil er, als ein Guter Menſch, einen ſolchen Willen, Unrecht zu thun, eben ſo wenig haben kann, als ein guter Flöten-Spieler, in einem Concerte ſeine Flöte falſch zu blaſen. Ueberhaupt aber; iſt das Unrecht-thun was arges, ſo iſt das hinwiederum-Unrecht-thun eben ſo was arges *). Denn der, ſo Unrecht thut, iſt nicht etwa deßhalb ein böſerer Menſch, weil

*) Hier fänget Maximus eigentlich ann, ſeinen Satz abzuhandeln: denn das vorige waren bloße Wort-Spiele.

weil er den Anfang damit gemachet hat; ſondern der, ſo hinwiederum Unrecht thut, wird ihm an Bosheit durch ſolche Rache völlig gleich. Und gewiß, wenn der Unrecht-thuende übel thut, ſo thut der nicht weniger übel, der hinwiederum übel thut, geſezt daß er blos gleiches mit gleichem vergölte. Denn ſo wie der, der einem Wolthäter Dank vergilt, nicht weniger wol daran thut, ob er gleich zu erſt gutes empfangen hat: alſo auch, wer böſes mit böſem vergilt, thut darann nicht weniger übel, wenn er gleich zu erſt böſes erlitten hat.

§. 6.

Und was würde denn endlich für ein Ende im übels-thun ſeyn? Denn wenn ſich der rächet, der beleidiget worden, ſo gehet immer das beleidigen von dem einen zum andern, und ein Unrecht-thun folget wechſelsweiſe auf das andre. Denn wenn der beleidigte ein Recht hat, ſich rächen zu dürfen; ſo gehet dieſes Recht wieder auf die Seite deßen hinüber, an dem du dich gerächet haſt, ſo daß er deine ausgeübete Rache dir wieder vergelten kann. Denn hier wäre alsdenn das Recht auf beiden Seiten immer gleich. Alſo macheſt du ia eine Gerechtigkeit aus den Ungerechtigkeiten! Und wie weit wird denn dieſes Uebel gehen, oder wo wird es ein

Ende finden? Merkeſt du nicht, daß du ſolcher-geſtalt einen immerwärenden Quell der Bosheit eröfneſt, und ein Geſetze giebeſt, das allen Landen ein Anfang alles Unglückes wird? Denn eben hieraus ſind ia alle ehemalige Uebel für das menſchliche Geſchlechte entſprungen, die Krieges-Züge der Barbarn und der Griechen gegeneinander, die hinüber und wieder herüber giengen, die da raubeten, Schlachten lieferten, Beute holdten, und immer eine vorhergegangene Beleidigung zur Entſchuldigung der gegenwärtigen vorwendeten. Die Phönicier füreten eine fürſtliche Tochter aus Argos weg *), darauf füreten die Griechen aus dem Kolchiſchen Fürſtenthume eben dergleichen weg, und darauf kamen die Phrygier, und holeten eine Lacedämoniſche Frau. Da ſieheſt du die Folge der Uebel nacheinander, und den Vorwand der Kriege, und die Vervielfältigung der Ungerechtigkeiten. Eben das hat auch Griechenland in ſich ſelber aufgerieben, da immer ein benachbarter Staat meynete, er ſey von ſeinem Nachbar beleidiget, und müße ſich Genugthuung verſchaffen; daraus erwuchs ein nie zu beruhigender Grimm, und

*) Es wird die Jo, des Jnachus Tochter, gemeynet, die von Phöniciern entfüret wurde; welche Entfürung nachher fabelhaft erzelet worden iſt.

und ein unſterblicher Zorn, und eine Rachbegierde; und mann dachte an keine ware Gerechtigkeit.

§. 7.

Wenn die Beleidigten erkennen wolten, daß der Beleidiger durch ſein Unrecht-thun ſich ſelbſt das gröſſeſte Uebel auferlege; daß die Ausübung einer Ungerechtigkeit in ſich ſelbſt ein Böſes iſt, das ärger iſt als aller Krieg, als alle Zerſtörung der Feſtungen, als alle Ausplünderungen des Landes, und alle Stiftungen einer tyranniſchen Oberherrſchaft *): ſo würde Griechenland nicht ſo voll großer andrer Uebel worden ſeyn. Die Athenienſer belagern Potidäa: laß ſie, o Lacedämonier; es wird ſie ſelber bald reuen, daß ſie es gethan; ame ſie in ihrem Böſen nicht nach, damit du nicht an der Schande Antheil nemeſt. Gefället dir aber dieſer gegebene Vorwand, und geheſt vor Platää: ſo verliereſt du deine benach-

 barte

*) Der Gedanke iſt: wer Ungerechtigkeit ausübet, der ſtrafet ſich, durch eben dieſes thun, ſchon ſelber viel ärger, als wenn der Beleidigte ihn bekriegete oder unter eine tyranniſche Herrſchaft verſetzete. Alles Böſe ſtrafet den der es übet, eben damit daß er es übet: denn es verſchlimmert und ſchändet ihn. Der Gedanke iſt fein, aber auch ganz richtig. Die Geſchichte, von denen im folgenden geredet wird, findet mann beym Thucydides, zum Theil auch beym Xenophon in ſeinen Helleniſchen Hiſtorien.

barte Inſel Melus, du kömmeſt um die mit dir verbundene Inſel Aegina, du büßeſt deine freundſchaftliche Stadt Scione ein: indem du dieſelbe Eine Stadt wegnimmeſt, werden dir viele andre verderber. Denn ſo wie die, die eines Gewinnſtes wegen auf dem Meere ſich in Gefar ſetzen, ſchweren Zins für aufgenommenes Geld bezalen müßen: ſo müßen die, die im Zorne ſich zu rächen ſuchen, ſchweres Unglück dafür zinſen. Alſo ſpreche ich auch zu dem Athenienſer: Du haſt die Stadt Sphacteria in den Händen, liefere den Spartanern ihre Mannſchaft aus; ſey bey deinem Glücke gemäßiget und weiſe: wo nicht, ſo behälteſt du zwar dieſelbe Mannſchaft, aber deine Krieges-Schiffe wirſt du einbüßen. Lyſander iſt glücklich am Helleſpont, und Sparta iſt dadurch groß; aber bleibe von Theben weg: wo nicht, ſo wirſt du dein Unglück bey Leuctra beweinen, und deinen Unfall bey Mantinea.

§. 8.

O wie unſicher und abwechſelnd iſt die Rache! Eben deßhalb erzürnete ſich Socrates nicht über einen Ariſtophanes; er wurde nicht böſe auf einen Melitus, er ſuchete ſich am Anytus nicht zu rächen: ſondern er rief laut: mich kann zwar Melitus und Anytus zum Tode befördern, aber belei-

beleidigen kann er mich nicht; denn es iſt nicht möglich, daß ein guter Menſch von einem argen beleidiget werden könnte. Dieß iſt die Stimme der Gerechtigkeit: wenn die ein ieder auf gleiche Weiſe von ſich hören ließe, ſo hätte es keine traurige Geſchichte gegeben, ſo gäbe es keine Trauer-Spiele auf der Schau-Büne, ſo wäre ſo vieles und mannigfaltiges Unglück nicht. Denn ſo wie unter den Krankheiten des Leibes die freßenden Schaden die ſchlimmſten ſind, die durchaus gehemmet werden müßen, wenn der übrige Leib erhalten werden ſoll: alſo auch, wenn in einem Hauſe oder in einem Staate eine Erſte Beleidigung zum Vorſcheine kömmet, ſo muß dieſelbe ia nicht zu einer zweiten oder dritten werden, wenn das ganze gerettet bleiben ſoll. Dieß hat das Haus des Pelops aufgerieben, dieß hat die Herakliden vertilget, dieß hat das Haus des Kadmus, und die Perſer, und die Macedonier, und die Griechen, zu Grunde gerichtet. O um ſich freßende Seuche, mit der ſeit ſo vielen Zeit-Läufen die Erde behaftet iſt!

§. 7.

Ich mag wol mit Recht noch ferner hinzu ſetzen, daß wenn ia eine Ungerechtigkeit größer ſeyn kann als die Andre, derſelbe noch weit ungerechter handelt, der ſich rächet, als der, der

die erſte Beleidigung verübet. Denn dieſer lez=tere wendet ſich aus Unvernunft zum Unrecht=thun, und hat ſeine Strafe von der Schande: der ſich rächende hingegen, der gleichfals Un=recht=thut, nimmt von dem andern die Schan=de ann, und leitet ſie auf ſich. Denn ſo wie einer, der mit einem von Kolen=Staub über und über geſchwärzeten ringet, nothwendig auch ſchmutzig werden muß: alſo auch, wer ſich ſo weit erniedriget, mit einem ungerechten Men=ſchen zu ringen und ſich herumzuwälzen, der muß nothwendig mit Theil an dem Böſen deßel=ben nemen, und mit vom Kolen=Staube beſu=delt werden. Wenn ein Ringer es mit einem andern Ringer in gleichem Kampfe aufnimmet, ſo laße ich mir das nicht mißfallen: denn ich ſe=he, ſie ſind beide von Einerley Beſchaffenheit, ſie treiben Einerley Kunſt, und ſie haben beide Einerley edle Begierde zu ſiegen. Wenn aber ein guter Menſch es mit einem Böſen aufnim=met, ſo ſind ſie nicht beide aus Einer Schule, ſie ſind nicht beide von Einem Ler=Meiſter ab=gerichtet, ſie haben nicht Eine Kunſt erlernet, ſie ſind nicht in Einerley Handgriffen geübet, ſie ſind nicht nach Einerley Sieges=Kranze be=gierig, ſie ſuchen nicht Einerley Rum: ich habe Mitleiden mit einem ſolchen Streite, der Kampf

iſt

iſt völlig ungleich. Denn der Böſe, der auf einem ſolchen Platze ringet, muß obliegen, ſeine Zuſchauer ſind gleichfals böſe Leute, und die Kampf-Richter und Preis-Austheiler ſind ungerechte: hingegen der Gute iſt dieſes Kampfes unerfaren, er hat ihn nicht erlernet, er weiß nichts von Treuloſigkeit, von Argliſt, von Betrug, und von andern dergleichen Griffen, durch welche die Bosheit oblieget und ihre Stärke übet: ja er muß eine lächerliche Geſtalt vorſtellen, wenn er ſich vornemen wolte, ungerecht zu handeln, da er zu ungerechten Dingen weder von Natur, noch durch Gewonheit, eingerichtet iſt.

§. 10.

Aber eben deßwegen, möchte iemand ſprechen, wird ein rechtſchaffener Menſch geſchmähet, und mit falſchen Anklagen beläſtiget, und verfolget, und des ſeinen beraubet, und ins Gefängniß geworfen, und veriaget, und ſeiner Würde entſetzet, und zum Tode gebracht. Wie denn alsdenn? Wenn Kinder unter ſich Geſetze gäben, und aus ihrem Mittel ein Gerichte niederſetzeten, und verklageten einen Mann aus ihren Geſetzen, und hernach, wenn ihr Gerichte ſpräche, er hätte Unrecht, ihm zuerkenneten, er ſolle forthinn keiner Ere bey dem Volke der

Kinder

Kinder würdig geachtet seyn, es ſolten auch alle ſeine Kinder-Sachen, die kleinen Würfel und andre Spiel-Werke, dem allgemeinen Kinder-Kaſten heimfallen: was würde da ein ſolcher Mann wol thun? Würde er nicht über ein ſolches Gericht, mit ſammt den Sprüchen und Verurtheilungen deßelben, herzlich lachen? Auf ſolche Art lachete Socrates über die Athenienſer, wie über urtheilende und ſtimmende Kinder, und die einen ſterblichen Menſchen ſterben hießen. Auch ein ieder Andrer guter und gerechter Mann muß von ganzem Herzen lachen, wenn er ſiehet, daß ungerechte Menſchen mit Ernſt auf ihn los gehen, und denken, ſie thun ihm etwas; da ſie ihm doch nichts thun: und wenn ſie ihn unwerth halten, und verachten, ſo rufet er wie ein Achilles: ich ſuche und denke durch die Schäzung des Jupiters meinen Werth zu erhalten. Nemen ſie ihm ſein Geld und äußere Habe, ſo wird er ſie es, wie Spiel-Sachen und kleine Würfel, gerne nemen laßen; ia er wird auch ſterben, wie an einem hitzigen Fieber oder am Steine, und wird über die, die ihm das Leben nemen, nicht ungehalten thun.

Vier und dreißigſte Rede.

Die Ausübung hat einen Vorzug vor der Theorie.

§. 1.

Es iſt ſchwer, eine vollkommen-gute Lebens-Art, ſo wie auch einen vollkommen-guten Mann, zu finden; ſondern überall iſt was mangelhaftes im Guten mit untergemiſchet, und der hat immer einen Vorzug vor dem andern, bey dem des mangelhaften weniger anzutreffen iſt. Der Land-Mann preiſet oft die Stadt-Leute glücklich, als könnten ſie ein anmuthigeres und frölicheres Leben füren: hingegen höret mann oft Leute, die in den Verſammlungen des Volkes, und in den Gerichts-Stuben in der Stadt, großes Lob erworben haben, über ihre Umſtände bittere Klagen vorbringen, und ſich wünſchen, auf einem kleinen eigenen Land-Gütchen, mit dem Grabſcheide in der Hand, leben zu können. Ein Krieges-Mann ſpricht, o wie glückſelig iſt der drann, der den Friedens-Geſchäften dienet! Und dieſer bewundert hingegen den Krieges-Stand als einen weit vorzüglichern. Wolte

nun

nun irgend ein Gott einen ieden von ſolchen Leuten, ſo wie auf der Büne die Schauſpieler, in ihrer gegenwärtigen Perſon, die ſie bisher vorgeſtellet, verändern, und ihnen die Perſon ihres Nachbaren aufgeben: ſo würden eben dieſelben Leute ſich herzlich nach ihrem vorigen Zuſtande wiederum ſenen, und über das nun gegenwärtige bitterlich klagen. Ein ſo gar unzufriedenes Ding iſt es um einen Menſchen, ſo gerne beſchweret er ſich über alles, ſo übel iſt er zu vergnügen, und ſo gar gefället ihm nichts von dem was er hat!

§. 2.

Und was brauchen wir uns nach dem Verlangen und nach der Unzufriedenheit des gemeinen Haufens umzuſehen? Es iſt ia der nicht viel verſtändiger als andre Thiere. Aber, die ſich mit der Philoſophie beſchäftigen, ſoll mann die tadeln oder bedauern? Sie bilden ſich große Stücke auf ihre Einſicht ein, und auf ihre Kunſt zu leben, und auf ihre Wißenſchaft zu urtheilen und zu reden: indeßen hören ſie bis iezo noch nicht auf, untereinander ſelbſt und mit andern uneins zu ſeyn, und zu ſtreiten, welcher Lebens-Art mann ſich überlaßen müße; und ſie ſind völlig änlich ſolchen Steuerleuten, die zu ihrer Fart zwar ein großes Kaufmanns-Schiff in

Bereitſchaft haben, das mit allem Takel-Werke und Zubehör wol verſehen iſt, denen es an erfarnen und aufmerkſamen Matroſen nicht mangelt, ihrer Kunſt ſind ſie gewiß, und ihr Schiff iſt ſo voll geladen daß es kein umfallen befürchten darf; aber wenn es nun zur Fart ſelber kömmet, ſo werden ſie irre, ſie wißen nicht wohin ſie das Schiff richten ſollen, ſie bemerken zwar vielerley Hafen, aber ſie halten ſich in keinem für geſichert genug. Und hier laßet uns nun alle andre, mit ſammt ihren Lebens-Arten, auf die Seite weiſen: der eine mag in Wolluſt zerfließen, ein andrer mag in der Erde ſich abmatten, ein andrer auf dem Meere umher ſchweifen, ein andrer ſich zu Krieges-Dienſten verdingen, ein andrer in den Verſammlungen ſchreien, ein andrer in den Gerichten ſchwitzen. So wie bey Kampf-Uebungen, die ſchwächeren, und die mer gewaget als ſie beſtreiten können, ſich gar bald der Hofnung zu ſiegen begeben; die hingegen ihrem Gegner völlig gewachſen ſind, die halten Stand, und halten aus, und kämpfen um den Sieg fort: alſo auch in dem Streite wegen der vorzüglichen Lebens-Art, mögen alle andre von uns angeſehen werden als Leute, die ſich ſchon für unvermögende erkläret haben wieder uns zu ringen, und vom Kampf-Platze

abge-

abgetreten ſind; hingegen der, ſo das theoretiſche, und der ſo das practiſche, Leben für beßer achtet, dieſe beide mögen, als gleiche an Kräften, und als einander gewachſene Streiter, auf den Platz treten, und ihre Sache mit Worten gegen einander ausmachen. Welcher von dieſen beiden wird nun zuerſt ſeine Sache vor den Kampf-Richtern darthun? Ich glaube, der Practiſche wird es thun: denn der trauet ſich viel zu, er iſt beherzter als der Andre, er iſt gewonet, es mit vielen aufzunemen.

§. 3.

Er mag denn nun ſeine Sache folgendergeſtalt vortragen. Wenn wir ietzo an das Thor des Lebens angewandert kämen, und ein Vorſteher oder Aufſeher der Stadt wolte uns nicht eher einlaßen, als bis er ieden befraget hätte, was ſeine Handthierung ſey, oder womit er der Gemeine nutzbar zu ſeyn gedächte: ſo würde vielleicht der Eine, der ſich gut aufs Häuſer-bauen verſtünde, ſagen, er könne Steine geſchickt aneinander fügen, und er ſey im Stande, wieder Kälte und Hitze tüchtige Wonungen den Einwonern anzulegen; der Andre, der ein Weber wäre, würde ſagen, er könne von Einſchlag und Aufzug auf ſeinem Stule gute Kleidungs-Stücke verfertigen, die zur Bedeckung ſo wol als zur

Zierde

Zierde des Leibes gereicheten; ein guter Holz-Arbeiter würde ſagen, er könne den Einwonern Pflüge, oder Bettſtellen, oder dergleichen Werke der Tiſchler- oder Zimmermannes-Kunſt, liefern; und der Schmidt würde die Arbeit nennen, die aus Kupfer oder Eiſen gemachet wird, zum Gebrauche im Kriege oder im Frieden. Alle ſolche könnten eingelaßen werden. Er würde aber vermuthlich auch die nicht zurücke weiſen, die etwas zum Vergnügen dienendes gut verſtünden, zum Exempel Maler, und Bildhauer, zur Ergötzung der Augen; Verfertiger wolriechender Oele, und geſchickte Köche, die für den Geſchmack was kräftiges bereiten, und den Geruch erqvicken, könnten; imgleichen, wer zum Vergnügen des Gehöres, durch Flöten-Spiele, durch Geſang, durch Saiten-Spiele, durch Singe-Tänze, das ſeine gehörig beyzutragen vermöchte. Vielleicht käme auch einer oder der andre, der blos auf Erregung eines Lachens, oder einer Bewunderung, ſich verſtehet, oder der mit Reden und Worten annemlich umzugehen weis. Fande doch beym Homer die Schönheit eines Nireus auch ihren Platz, und noch dazu in einem Feld-Lager. Mit einem Worte, kein einziger käme ganz one allen Beitrag in die Stadt des Lebens ein: ſondern der eine brächte

 dieſen

dieſen Nutzen, der andre iene Kunſt, und der dritte iene Vergnügung mit.

§. 4.

Gut. Aber in welche Claße von dieſen dreien werden wir das Geſchäfte eines Philoſophen ſetzen müßen? Daß er nicht, als ganz unnütz oder als eine Zer-Biene, ankömmet, ſondern als ein Menſch der mit uns in Geſellſchaft leben und mit gemeinſchafttich arbeiten will; das ſiehet mann wol. Aber was wird er denn zu unſrer Geſellſchaft nützliches beytragen, und wo ſollen wir den Mann einordnen? Etwa unter die Handwerks-Leute, wie den Tychius *)? Oder unter die Köche, wie den Mithäkus? Oder unter die, ſo den Geiſt ergötzen, wie einen Sophron **)? Oder unter die Luſtigmacher, die ein Lachen erregen, wie einen Philippus ***)? Oder unter die Redner, die das gemeine Volk nach ihrem Willen lenken können, wie einen Kleon? Oder hat der Mann gar niemanden, zu dem er mit gerechnet werden könn-

*) Homer, Ilias VIII, 220.

**) Plato gedenket eines Dichters, der, auf eine muntre und ſpottende Art, gute Sitten-Sprüche geſchrieben, und den er Sophron nennet. Den mag vielleicht Maximus hier meynen. Des vorher genenneten Mithäkus hat unſer Redner ſchon im vorigen einige mal gedacht.

***) In des Xenophons Sympoſio geſchiehet dieſes Philippus Meldung.

könnte? Er hat allerdings ein gewißes Geſchäf-
te: aber, was für eines, das iſt uns unbe-
kannt. Er ſelber ſpricht, ich lebe in der Stille,
und betrachte bey mir die Dinge in der Welt,
und ſuche mich mit Warheiten zu ſättigen. O
glückſeliger Mann in dieſer deiner großen Muße!
Du dünkeſt mir gleich einem, der zu Schiffe ge-
het, nicht daß er ein Steuermann zu ſeyn, oder
ein Ruderer, oder ſonſt ein geſchäftiger Arbeiter
zur Erhaltung des Schiffes, ia auch nicht ein-
mal ein munterer Reiſender auf dem Schiffe,
der aber doch Luſt hat, bisweilen ein Tau mit
anzufaßen, oder bey gutem Wetter ein Ruder
mit zu ziehen, Willens iſt; ſondern der ſchlech-
terdinges müßig im Schiffe lieget, und von dem-
ſelben getragen wird, ſo wie ein andres Stücke
unter der Fracht. Oder denkeſt du, eine Stadt
bedürfe weniger, als ein Schiff auf dem Meere,
ſolcher Leute, die zu ihrer Erhaltung Hülfe lei-
ſten? Ich ſolte glauben, zu Lande bedürfe es
die Stadt noch nöthiger; denn dort ſind nur
wenige Arbeiter nöthig, und die Ladung iſt doch
auch nur geringe: aber die Stadt iſt eine Ge-
ſellſchaft, die aus allen Arten von Mitarbeitern
zuſammengeſetzet iſt, und ſie hat gar viel auf
ſich. Es iſt mit ihr, wie mit einem menſchli-
chen Leibe, an welchem viele, einander nützen-

 de

de und einander bedürfende, Glieder ſich finden müßen; und er wird in gutem Zuſtande erhalten durch den Beitrag eines ieden Theiles zum Dienſte des Ganzen: die Füße tragen ihn, die Hände arbeiten für ihn, die Augen ſehen, die Oren hören; und auf ſolche Art thut ein iedes Gliedmaas das ſeine zum gemeinen Beſten.

§. 5.

Wolte hier ein Phrygiſcher Fabel-Dichter eine Erzelung anbringen, ſo könnte er ſagen: Der Fuß ſey über den übrigen Leib unwillig, und ſeiner vielen Mühe, mit der er eine ſolche Laſt aufgerichtet erhalten müſte, überdrüßig worden, und habe ſich vorgenommen, künftig in Muße und Ruhe zu leben: eben ſo ſey auch den beiden Kinnladen zu Muthe geworden, die bisher für eine ſolche Menge Fleiſch die gehörige Narung malen und vorbereiten müßen; ſie hätten ſich von dieſer Verrichtung losgeſaget, mit der Erklärung, ſie wolten in Zukunft für ſich alleine ſorgen. Als dieß ſo nach und nach geſchehen, was habe wol anders erfolgen können, als eine gänzliche Zerſtörung des menſchlichen Leibes? Eben ſo iſt es fürwar auch mit der bürgerlichen Geſellſchaft bewandt. Wolte da ein ieder einzelner, aus Verdruß der Mühe, alles Geſchäfte liegen laßen, und wolte aus der Geſellſchaft weg,

in

in ſeine eigene Muße ſich begeben: würde denn nicht das ganze gemeine Weſen zerſtöret und verderbet werden? Oder denkeſt du, daß die ſtarken Gebäude feſte ſtehen und ausdauern, weil die Steine an demſelben mit einander verbunden ſind, und einer auf den andern ſich ſtemmet; nämeſt du aber einen Theil aus dieſer Zuſammenhaltung weg, ſo müſte das Gebäude über einen Haufen fallen: hingegen das gemeine Leben finde ſeine Erhaltung und ſeinen Wolſtand nicht aus dem Zuſammenhange der einzeln Mitglieder in demſelben? Zwar, wenn gewiße Perſonen ausſcheiden, und nicht wirkſam ſind; ſo iſt nicht viel darann gelegen: denn, wenn ſich gleich ein Therſites nicht mit in Reihe und Glieder einſtellet, ſo iſt doch deßhalb das griechiſche Heer nicht etwa übler drann. Aber, wenn ein Achilles zürnet, und in ſeinem Zelte ruhig ſitzen bleibet, und ſich der Unthätigkeit überläßet, und ſeine Zeit mit ſpielen auf der Laute und mit ſingen zubringet; ſo machet er dadurch, daß das ganze Heer überall Schaden leidet: denn wer mit ſeiner Gegenwart und mit ſeiner Beihülfe vielen Nutzen gewären kann, durch deßen Abweſenheit muß nothwendig Verluſt erfolgen. Wer mag denn nun der ſeyn, der die Betrachtungen, und das Nachdenken über Warheiten, und die Muße erwe-

erwelet? Iſt es nicht einer, der vielen Verſtand und viele Vernunft beſitzet? Wie denn nun? Stehet etwa ein Mann, der ſich am beſten auf das Steuer-Ruder verſtehet, von ſeinem Platze auf, und überläßet denſelben den unerfarenſten in dieſer Kunſt? Oder übergiebet ein guter Feld-Herr den Ober-Befel ſolchen, die kein Heer anzufüren wißen? Und was iſt denn auch überhaupt für würdiges und anſtändiges dabey, wenn mann Warheiten weiß, und in ſeiner Sele einen Schatz ſammlet, der aber keine Frucht, keinen Gewinn, einträget, und ganz müßig lieget, und den mann weder ſelber wozu nutzen, noch auch andern damit nützlich werden, will? Iſt etwa das Gehör was ſchönes, blos wenn du das Gehör beſitzeſt: nie aber irgend eine Zuſammenſtimmung oder ſonſt einen Laut mit demſelben anhören wilſt? Oder das Geſichte, blos es zu haben, nie aber das Sonnen-Licht mit demſelben zu ſchauen? Oder iſt der Reichthum was ſchönes, wenn mann ihn, als einen todten Schatz, tief in die Erde vergräbet?

§. 6.

Mit Einem Worte: was hilft das wißen, wenn mann blos und alleine das weiß, wozu das wißen gut ſeyn könnte, übet es aber nicht dazu? Was hat ein Arzt für Nutzen an ſeiner

Kunſt,

Kunſt, wenn er niemanden durch dieſe Kunſt geſund zu machen ſuchet? Was nutzet einem Phidias ſeine Bild-hauer Wißenſchaft, wenn er dieſelbe nicht an Kunſtwerke aus Elfenbein oder Golde anleget? Neſtor war, ja freilich ein weiſer Mann: aber ich ſehe zugleich Werke der Weisheit bey ihm, da er dem Krieges-Heere Heil, dem Staate Frieden, ſeinen Kindern Folgſamkeit, ſeinem Volke Tugend und Glückſeligkeit, verſchaffet. Ulyßes war weiſe: aber ich ſehe auch ſeine Werke, theils zu Lande, theils zu Waßer; er kam in vielerley Städte und Staaten, und erkannte deren Geſinnungen; und dabey ſuchete er immer ſein Leben, und die Nach-Hauſe-kunft ſeiner Gefärten, zu erhalten. Eben ſo war auch Herkules weiſe, aber nicht für ſich alleine, ſondern ſeine Weisheit und Geſchicklichkeit erſtreckete ſich über alle Lande und Meere. Dadurch war er im Stande, wilde gefärliche Thiere zu tödten, Tyrannen geſittet zu machen, Sclaverey abzuſchaffen, Freiheit durch gute Geſetze zu gründen, Gerechtigkeit auf feſten Fuß zu ſetzen; er erfand gute Stiftungen, er redete lauter Warheit, er handelte in allem glücklich und edel. Hätte Herkules ſich von der Geſellſchaft abſondern, und in Ruhe leben, und ſtille Muße haben, und eine unthä-

tige Weisheit ſuchen, wollen; ſo wäre er, an ſtatt eines Herkules, ein Schul-Fuchs worden, und niemand würde es übers Herz bringen können, ihn einen Son des Jupiters zu nennen. Denn auch Jupiter liebet nicht etwa die Muße: denn ſonſt würde ſchon längſt der Himmel aufgehöret haben, ſich herum zu drehen, und die Erde Narung zu tragen und die Ströme zu fließen, und das Meer ſich auszubreiten, und die Jares-Zeiten einander abzulöſen, und die Schickſale ſich auszutheilen, und die Muſen zu ſingen; auch die Tugenden und Geſchicklichkeiten der Menſchen hätten aufgehöret, nebſt alle ihrem Wolſtande; und die Erhaltung der Thiere, und der Wachsthum der Pflanzen: und die Welt wäre ſchon längſt wieder in ihr voriges Nichts, in ihr Chaos, verfallen. Aber eben dadurch, daß die Geſchäftigkeit des Jupiters unermüdet iſt, und in einem Stücke fortdauert, und nie ſchläfet, und nie zaghaft wird oder von ihren Wirkungen ſich nie entfernet; dadurch reichet ſie der Welt ihre immerwärende Erhaltung dar. Eben ſo rathet Jupiter, den guten und ihm änlichen Fürſten, im Traume an: Ein Herr, der Rath geben ſoll, dem ein Volk anvertrauet iſt, und der für ſo vieles zu ſorgen hat, muß nicht die ganze Nacht hindurch ſchlafen *).

§. 7.

*) Ilias II, 24.

§. 7.

Wenn ein Philoſoph ſeine Augen dahin wendet, ſolte er nicht, nach ſeinem Maaße, den Jupiter nachzuamen ſuchen, und den Herkules, und die guten Könige und Fürſten? Solte er leben wollen, wie ein in der Wüſte iung gewordener Menſch, in einem ganz einſamen, ungeſelligen, unmenſchlichen und Cyklopiſchen Leben? Ja auch den Cyklopen, bringet zwar die Erde Weizen und Gerſte hervor, ob ſie gleich weder ſäen noch pflanzen noch ackern: dennoch aber ſorget ieder von ihnen für ſein Kind und Weib, und keiner iſt ganz und gar ungeſchäftig *). Uberhaupt, für wen gehöret die Unthätigkeit wol ſonſt, als für einen Todten? Wären die Geſchäfte von der Art, daß keine Tugend bey denſelben ſtatt fände; ſo thäte iemand nicht übel, wenn er ſich derſelben entſchlüge, und alleine der Tugend nachſtrebete. Da aber die eigentliche Tugend des Menſchen nicht in Worten, ſondern in Werken, und in Uebung derſelben in der Geſellſchaft, und in Förderung des Nutzens im gemeinen Weſen, beſtehet: ſo muß mann ia lieber dem nachſtreben, wobey mann auch der Tugend zugleich mit theilhaftig ſeyn kann. Das arge Weſen iſt one Mühe haufenweiſe zu faſ-

*) Die Beſchreibung iſt aus Odyß. IX, 106-115.

ßen, ſaget der Böotiſche Dichter, aber die Tugend muß, nach der Verordnung der Götter, mit Schweiß erlanget werden. Das wäre ein ſchöner Kämpfer, der one Schweiß den Sieges-Kranz begerete!

§. 8.

Aber mann möchte ſagen: wer ſich Geſchäften in der Welt unterziehet, auf den wartet Gefar, und Verluſt, und Nachſtellung, und Neid, und Veriagung, und Tod, und Schande. Wie? Wenn ein Steuermann eben ſo denken wolte, und ſprechen, das ſchiffen iſt unſicher, es iſt voll Gefar, und voll Mühe, es iſt da viel ungewißes, viel Ungewitter und ſtürmender Wind: oder, wenn ein Feld-Herr ſprechen wolte, das Krieges Glück iſt unzuverläßig, es kann ſo leicht übel als gut ausſchlagen, überall finde ich Gefar vor mir, der Tod iſt mir überall nahe. Wenn ſolche Gedanken gölten, ſo müſte das Meer unbeſchiffet bleiben; die Völker müſten ſich keine Freiheit nicht einmal träumen laßen, weil ſie keine Anfürer wieder Gewaltthätige Tyrannen hätten; das ganze menſchliche Leben müſte ſo gut als das Leben andrer armen Würmer ſeyn, elend, träge, und einem ieden mit Furcht unterwürfig. Du redeſt von einem Leben eines Sardanapalls, eines Epicurs. Laßet uns lie-

ber

her dem Sardanapall einen Cyrus entgegen ſetzen, dieſen edlen Perſer ienem trägen Aßyrer. Es werete es ihm niemand, in Muße zu bleiben, ein ruhiges Leben zu füren: aber er wolte lieber ſein Perſiſches Volk in Freiheit ſetzen; und dabey ließ er ſich es ſauer werden, er that Feld-Züge, er durſtete, er hungerte, er ließ von ſeinen Bemühungen weder bey Nacht noch bey Tage nach. Setze auch dem Epicur, dem Griechen, viele andre gleichfals Griechen, entgegen: aus der Akademie einen Plato, aus dem Heer-Lager einen Xenophon, aus dem Pontiſchen Lande einen Diogenes.

§. 9.

Der Erſtere von den iezt genenneten ſtellete ſich, einem vertriebenen und armen Freunde zum Dienſte, einem großen und mächtigen Tyrannen entgegen, er that weite Reiſen zu Lande und zu Waßer, er empfand den Haß des Tyrannen, er muſte weichen, er ſtund Gefar aus; damit er nur als ein warer Philoſophe handeln möchte. Gleichwol hätte er in der Akademie ruhig ſeinen Betrachtungen nachhängen, und ſich mit Warheiten unterhalten können. Den Xenophon berief ein Proxenus, Apollo erlaubete ihm den Zug, und Socrates gleichfals ließ ihn ziehen; aus der vielen Muße und Betrachtung weg, zu einem

Kriege

Kriege hin, und zu einer Feld=Herrn Arbeit, und zur Erhaltung der Zehentauſend Griechen. Und was brauche ich viel vom Diogenes zu ſagen? Er entſagete ſeiner Mußе, er zog umher, und beſichtigte eine Völkerſchaft nach der andern, nicht als ein unthätiger unbekümmerter Zuſchauer; ſondern auf die Art wie iener Ulyßes, wenn der einen vornemen Mann antraf, der nicht brav that, dem redete er mit freundlichen Worten zu; fand er aber einen gemeinen Mann, der ſich übel auffürete, den ſchlug er mit ſeinem Befels=haber Stabe. Der auch ſein ſelber nicht ſchonete, ſondern ſich in allerley harte Umſtände ſetzete, als er freiwillig ſchwere Schläge übernam, und ſchlechte Lumpen anlegete *).

§. 10.

Zu geſchweigen, daß ein guter Mann, der ſich Geſchäften unterziehet, und nicht inns Einſame weichet, und keinen Beſchwerden aus dem Wege tritt; theils ſich ſelber rettet, theils Andre in beßere Umſtände verſetzet: gehet er hingegen bey Seite, und keret den Rücken; ſo machet er böſe Leute voll Dreiſtigkeit und ſchändlicher Unternemungen und Verwegenheit wieder alle Andre, und ſich ſelbſt läßet er im Stiche. Wohin läufeſt du mit umgewendeten Rücken, wie

*) Odyß. IV, 240=250.

wie ein verzagter, da du wieder deinen Feind fechten ſolteſt? Bleib, ſtehe, halte die Schůße aus: bieteſt du dem Feinde die Stirne, und rückeſt gegen ihn ann, ſo wird er dich nicht erwarten; låufeſt du aber, ſo werden ſie alle auf dich ſchießen, ſo wie die Trojaner auf den Aeas; und wie die Athenienſer auf den Socrates, die nicht eher abließen bis ſie ihn zu Boden ſtürzen ſahen.

Wie kann denn aber iemand ſicher leben, mitten unter vielen Feinden? Denn nichts füret einen ſchårfern Krieg, als die umgebende Menge der Böſen, wieder die Tugend eines guten Menſchen? Socrates ſpricht, ich habe mich in eine Verſchanzung zurücke gezogen, aus derſelben werde ich die andern gewar, wie ſie mit unruhigen Wellen kämpfen, und nicht wißen wie ſie ſich helfen ſollen. Weiſe mir, mein Socrates, eine recht feſte Verſchanzung, wo ich ſicher ſtehen, und alle Angriffe verachten kann. Weiſeſt du mir aber eine ſolche, wie die, in die du dich zurücke zogeſt; ſo ſehe ich die Angriffe und Schůße, ich ſehe viele einem Anytus und Melitus ånliche, ich ſehe daß die Verſchanzung nicht unůberwindlich iſt *).

Fünf

*) Der Gedanke iſt: Socrates trotzete auf ſeine Unſchuld, und auf ſein gutes Gewißen: aber das ſchů-

Fünf und dreißigſte Rede.

Die Theorie hat einen Vorzug vor der Ausübung.

§. 1.

Wenn wir verklaget wären, und der Richter gäbe nicht beyden, dem Angeklagten ſo wol als dem Kläger, die Freiheit, ſeine Sache vorzutragen; ſo würden wir ungehalten über ihn werden, und ihn eher für einen Tyrannen als für einen Richter halten. Da nun die philoſophiſche Sitte zwar mit richterlichen Stimmen, die die meiſte Zeit aufs Glück ankommen, nichts zu thun hat; indeßen aber doch eine vernünftige Unterſuchung gleichſam ein Ankläger einer andern vernünftigen Unterſuchung iſt, und die Warheit freundſchaftlich geſuchet wird, auf welcher Seite ſie ſey; und eine ſolche Unterſu-

chung

ſchützete ihn nicht, er lag doch unter: Mann muß alſo noch mit etwas merem, als mit bloßer Unſchuld, ſich zu helfen ſuchen. Socrates unterließ, vor Gerichte ſich zu verantworten, und ſeine Unſchuld zu erweiſen: und das ſcheinet ihm Maximus hier zu verdenken, da er es doch weiter oben in einer beſondern Rede gelobet hatte. Aber alle Dinge in der Welt haben zwey Seiten; zumal in den Augen eines Redners.

chung doch einiger maßen einem Gerichte ähnlich ſcheinet: ſo laßet uns heute der zweiten vernünftigen Unterſuchung Freiheit geben, ſich zu verantworten; und der theoretiſche Mann mag reden, als ſtünde er vor ſeinen Richtern, und wiederſpräche ſeinem Anklàger. Die Anklage mag etwa ſo gelautet haben: Anaxagoras thut Unrecht, daß, da er in dem Gebiete der Stadt Clazomenä zu Hauſe gehöret, und ſeinen Antheil hat an den Heiligthümern und Geſetzen und Narungs-Mitteln, ſo wie alle andre Clazomenier, er dennoch ſich von ihnen als wie von wilden Thieren abſondert, und weder mit in ihre öffentliche Verſammlungen kömmet, noch die Feierlichkeiten des Bacchus mit ihnen begehet, noch in ihren Gerichten eine Stelle begeret, noch ſich ſonſt worinnen zu ihrer Geſellſchaft hält; er läßet ſeinen Acker blos zur Vieh-Weide liegen, und ſein Haus iſt einſam; er iſt beſtändig mit ſeiner wunderlichen Philoſophie beſchäftiget, die er auf allen Seiten oben und unten betrachtet und unterſuchet.

§. 2.

So mag etwa die Anklage lauten. Anaxagoras aber mag ſich auf folgende Art verantworten. Es iſt weit gefelet, daß ich euch, o Männer von Clazomenä, ein Unrecht anthun

folte;

ſolte; das weiß ich. Denn ich habe euch nie an euern Geld-Sachen oder Habſeligkeiten den geringſten Schaden verurſachet, ich habe auch für meine Perſon nie gemachet, daß eure Stadt etwa übler beruſen unter den Griechen geworden wäre: gleichfals habe ich mich iederzeit beflißen, im Umgange mit einem ieden unter euch, niemandem läſtig zu fallen, oder mich ſonſt gegen niemanden ungebürlich zu bezeigen; und an den Geſetzen unſrer guten Stadt habe ich in keinem Stücke mich ie verſündiget. Da ich alſo in meinem täglichen Wandel, und meiner öffentlichen Lebens-Einrichtung keinen unter euch beleidige; und mich dennoch etwa in meinen Gedanken irre, wenn ich glaube, ich könne nicht beſchuldiget werden, als thäte ich der gemeinen Stadt ein Unrecht: ſo thut zum wenigſten das an mir, daß ihr mich lieber, wegen meines Verhaltens, beleren, nicht aber gleich anklagen, laßet. Ich will euch daher alles was ich thue, aufrichtig erzelen, und will nichts verſchweigen; geſezt daß euch die Entdeckung meiner Sache auch ganz lächerlich vorkommen ſolte. Ich weiß gar wol, daß es was herrliches iſt, eine Macht in der Stadt ausüben zu können, am gemeinen Weſen Antheil zu haben, leuchtende Thaten zu verrichten, und Geſchäfte durch ſeine Hände gehen zu

laßen:

laßen: ich weiß aber auch das, daß dieſes herrliche alsdenn was nützliches iſt, wenn der, ſo es treibet, viele Tugend und rechtſchaffene Eigenſchaften beſitzet; iſt aber das Gegentheil, ſo ſtellet er bey alle dieſem herrlichen gar eine niedrige und verächtliche Perſon vor, und er erlanget dadurch nur ſo viel, daß ſeine elende und arge Beſchaffenheit deſto völliger iedermann in die Augen fället. Würden ſetzen die Menſchen in ein Licht: um ſo viel nun iemandem an dem guten und ſchönen mangelt, um ſo viel wird er alsdenn in dieſem ſeinen Mangel ſichtbar. Iſt ſeine Geſinnung und Gedenkungs=Art gut, ſo beſitzet er einen ſichern Glanz, und ſeine Würde bringet ihm wirkliches Vergnügen: iſt es aber mit iener nicht richtig, und er unternimmet ſich doch, Werke der Würde zu üben; ſo kann es nicht anders ſeyn; er muß aus Unverſtande und Ungeſchicklichkeit lauter Feler begehen. Indem ich dieß bedachte, ſo glaubete ich, ich müße lieber für was anders ſorgen; damit ich nicht, wenn ich über meine Kräfte mich mit dem gemeinen Weſen abgäbe, wieder mein Wißen und Wollen lauter Fel=Tritte thun möchte. Wenn ihr mir auftrüget, in einem Chore mit zu ſingen, ehe ich mich auf geſchicktes ſingen verſtünde; ſo thäte ich ia nicht Unrecht, wenn ich mich nicht mit un-

ter das Chor wolte einmiſchen laßen. Eben deßhalb habe ich mich auch wenig um den Ackerbau meiner Feld-Güter bekümmert; ſondern ich erwelete lieber ein ſolches Leben, bey dem mein Gemüthe zu einer richtigen Erkenntniß gelangen könnte, die nachher, als ein Licht, mir in meinem übrigen Wandel eine Sicherheit für fallen und vergehen gewären möchte. Dieſes Licht aber erwirbet mann ſich nicht in Athenienſiſchen Feierlichkeiten; die Wege, die zu demſelben füren, beſtehen nicht in luſtigen Poßen und Geſchwätzen; weder der Ackerbau, noch die Geſellſchaften auf dem Markte, oder andre öffentliche Beſchäftigungen, leiten zu demſelben: ſondern Warheits-Begierde, und genaue Betrachtung der Dinge in der Welt, und der anhaltende Fleiß, der ſeine ware Ere in gewißer Einſicht ſuchet. Ich habe geglaubet, ich müße dieſen Weg gehen; und folgete daher den dahin weiſenden vernünftigen Unterſuchungen, und ſahe aufmerkſam nach den Fußſtapſen meiner Vorgänger.

§. 3.

Und ſo ſtehet es um mich für meine Perſon. Nun muß ich noch ſagen, daß auch für euch lauter gutes und gerechtes erfolgen kann, indem ich dieſen Weg einſchlage. Das gemeine Weſen erhält ſich in gutem Zuſtande, nicht wenn

eure

eure Mauern feſte ſind, auch nicht wenn die Schifs-Behältniße unbeſchädiget ſtehen, oder die Schiffe ſelber gut zum ſchiffen dienen, oder die bedecketen Gänge, die Luſt-Haine, die ritterlichen Uebungs-Plätze, die heiligen Gebäude, die gottesdienſtlichen Pracht-Geräthe, ſich wol befinden: denn wenn auch gleich kein Feind, kein Feuer, kein andrer Unfall, dieſelben verzeret, ſo vergehen ſie doch von ſelbſt durch die Länge der Zeit: ſondern das, was Städte und Staaten in gutem Stande erhält, iſt die Eintracht, und die ordentliche Einrichtung des gemeinen Weſens. So denke ich wenigſtens. Alles dieſes aber iſt eine Folge guter Geſetze: gute Geſetze werden durch die Tugend derer im Flore erhalten, die nach denſelben leben: die Tugend iſt eine Frucht der vernünftigen Lere: Lere entſtehet aus Uebung im denken und reden: zu dieſer Uebung giebet die Erkenntniß der Warheit den Stoff: die Erkenntniß der Warheit aber erfordert Zeit und Muße. Es iſt ja ſchlechterdinges kein ander Mittel, Tugend ſich anzuſchaffen, als Unterſuchung und Umgang mit Warheit; dadurch wird die Sele aufgemuntert und angeflammet, ſie lernet was ſie vorher nicht wuſte, ſie behält das erlernete, ſie ſetzet das wolbehaltene in Uebung, und durch dieſe Ausübung gelanget ſie zu einer Freiheit von Irthü-

mern und Felern. Dieß vermag das Nachdenken, und die dazu genommene Muße, und das Trachten nach Warheit, und nach der rechten Lebens-Kunſt; ſo viel vermag die Stärke an Vernunft, und die gehörige Vorbereitung und Ausrüſtung der Sele, und die Uebung im waren guten. Daferne etwa alles dieſes von keinem wirklichen Nutzen iſt; oder, wenn es zwar nutzet, nie aber weder durch Lere noch durch Uebung angeſchaffet werden kann; ſondern einem ſo von ungefär ankommen muß, wenn er es beſitzen ſoll: ſo iſt die ganze Sache nichts beßer, als ein verſtelletes Schau-Bünen Werk; und mann kann einen, der es treibet, als einen unnützen Menſchen deßhalb anklagen. Daferne aber niemand ſo unverſtändig ſeyn, und ſo was zu ſagen begeren wird; und mann Warheit, geſunde Vernunft, Tugend, Erkenntniß von Geſetz und Gerechtigkeit, nie anders, als wenn mann fleißig ſich damit beſchäftiget, habhaft werden kann; eben ſo wenig, als mann ein guter Riemer wird, wenn mann ſich nie mit dieſer Arbeit abgiebet, oder ein guter Schmidt, wenn mann nicht eine Zeitlang täglich bey der Eße und dem Feuer aushält, oder ein guter See-Mann, wenn mann nie aufs Meer gehet und ſchiffwerket: ſo thue ich ia kein Unrecht, wenn

ich

ich mich damit beſchäftige: hingegen, wenn ich es unterließe, und meine Sele, wie einen Brach-Acker unbearbeitet und unbeſäet liegen ließe; alsdenn wäre ich ia einer Anklage und einer Forderung vors Gerichte würdig. Ich habe mich ſolchergeſtalt bey euch, o Clazomeniſche Männer, wegen meines Thuns verantwortet, ſo wie ich glaube dem Rechte und der Warheit gemäß zu ſeyn: ich erſuche euch aber dabey, daß ihr nun nicht alſofort die Richter-Stimmen ſammlet, ſondern daß ihr vorerſt noch ein wenig an euch haltet, bis ihr mit eigenen Augen das, was ich thue, angeſchauet und betrachtet habet: findet ihr alsdenn, daß es euch wozu nützlich ſeyn kann; ſo laßet dieſelbe Erfarung dazu gelten, daß ihr mich völlig frey ſprechet: findet ihr es aber in eurer Erfarung nicht ſo; alsden ſtimmet nach euerm Gutachten: ich aber werde für mich eine Entſchließung faßen, die dieſer Dinge wegen die Beſte ſeyn wird.

§. 4.

Indem Anaxagoras alſo redet und ſich verantwortet, ſo werden die Clazomenier außer Zweifel über ihn lachen; und werden glauben, der Ankläger habe doch größer Recht als Er: gleichwol redet er die volleſte Warheit, wenn gleich Sie ihn noch ſo ernſtlich verurtheilen.

Wenn hier iemand Richter wäre, der nicht durchs Loos, ſondern durch ſeine wirkliche Weisheit, zum Richter ernennet worden (welches auch die einzige rechtmäßige Erwelung eines Richters iſt): ſo würde, weder ein Anaxagoras zu Clazomenä, noch ein Heraklit zu Epheſus, noch ein Pythagor in Samus, noch ein Demokrit zu Abdera, noch ein Xenophanes zu Kolophon, noch ein Parmenides zu Elea, noch ein Diogenes zu Apollonia, noch ſonſt ein Andrer von ſolchen göttlichen Männern, bey demſelben ſich als ein Uebelthäter oder als ein Angeklagter verantworten dürfen; ſondern er würde, als bey einem ſeines gleichen, mit dem größeſten Beifalle reden; dem vernünftigen Manne würde er lauter vernünftiges, dem treuen lauter treues, dem geiſtreichen lauter geiſtreiches, vorzutragen erſcheinen. Er würde ſo ſprechen. Gott hat der menſchlichen Sele Dreierley Vermögen zugetheilet, und iedem von dieſen dreien ſeinen beſondern Sitz angewieſen, nicht anders als wie mann in einer Stadt die Einwoner beyſammen wonen läßet. Das herrſchende und Rathgebende Vermögen hat er in die obere Burg geſetzet, und demſelben ſonſt nichts, als das vernünftige Ueberdenken, zu thun aufgetragen: das muntere und geſchäftige Vermögen, das im Stande iſt,

einen

einen gegebenen Rath auszufüren, hat er dem Erſtern als einen guten Gehülfen und Diener zugeordnet: das dritte, das eine arge und unbändige und niederträchtige Menge ausmachet, und das voll Begierden, voll Zuneigungen, voll Uebermuth, voll mannigfaltiger Lüſte, iſt, hat er in die dritte Gegend gebracht, als einen unverſtändigen, vielſtimmigen, wankelbaren, unſinnigen Pöbel. Da die auf ſolche Art begabete Sele den ganzen Menſchen regieren ſoll; ſo entſtehet oft ein Aufrur in ihr, ſo wie es in groſſen Städten herzugehen pfleget. Eine recht glücklich-beſchaffene Stadt ſtehet unter Einem Oberherrn, dem alle andre Mitglieder weichen; vermöge des Geſetzes Gottes, welcher will, daß der ein Anfürer und Haupt ſeyn ſoll, dem die Fähigkeit und das Vermögen zur Regierung ertheilet iſt. Eine etwas weniger glückliche Stadt nennet das eine Ariſtocratie, wenn Einige miteinander regieren; und dieſe Stadt iſt zwar ſchlechter drann, als wenn ſie nur Ein Haupt hätte, ſie befindet ſich aber doch beßer als die, wo das gemeine Volk die Herrſchaft hat: ſie kann mächtig, und zu Ausfürung großer Thaten geſchickt ſeyn, wie wir am Laconiſchen und Kretenſiſchen und Mantineiſchen, und Pelleniſchen, und Theßaliſchen Staate ſehen; indeßen findet ſich doch bey ihr viele Er-Sucht, und innerli-

cher Zank, und Streitigkeit; ſie bekümmert ſich um Dinge die ſie nichts angehen, ſie iſt gerne verwegen, und trauet ſich zu vieles zu. Die Dritte Art von Staat, die den ſchönen Namen Democratie füret, in der That aber eine Herrſchaft des unruhigen Pöbels iſt, ſo wie mann es zu Athen, zu Syracus, zu Miletus, und anderswo ſiehet, wo das gemeine Volk die Ober-Macht in Händen hat; die iſt vielſtimmig, und unbändig, und unbeſtändig.

§. 5.

Dieſen dreierley Staats-Einrichtungen änliche Lebens-Beſchaffenheiten findet mann bey der menſchlichen Sele. In Anſehung des Rathgebenden und regierenden, das aber mit der Ausrichtung der berathſchlageten Sachen ſelber nichts zu thun hat, verrichtet das theoretiſche der Sele ſein Ammt: das practiſche iſt nächſt dem das zweite, und beſitzet den zweiten Rang nach ienem; das democratiſche aber im Menſchen, iſt gar leicht zu ſehen; denn von dieſer Beſchaffenheit findet ſich gar vieles bey einer ieden Sele. Dieß aber wollen wir ietzo bey Seite ſetzen, weil es von Rechtes-wegen nie einen Vorzug haben muß. Hingegen wenn mann die Theorie gegen die Ausübung hält, und mann bemerket, daß beide viel gutes in ſich haben,

ben, indem die Theorie Einſicht und Erkennt⸗
niß, die Ausübung aber Tugend und Fertigkeit,
darreichet; ſo läßet ſich fragen, welches vor dem
andern einen Vorzug habe? Die Vernunft ant⸗
wortet: wenn wir bey dem wirklichen Nutzen
ſtehen bleiben, ſo iſt die Ausübung ſchätzbarer;
ſehen wir aber auf die Urſache, daß etwas gut
geübet werden kann, ſo hat die Theorie den
Vorzug. Wir wollen alſo lieber zwiſchen beiden
einen Vergleich ſtiften; und wollen, ſo wie die
verſchiedenen Vermögen, alſo auch die Lebens⸗
Einrichtungen bey einem Menſchen, theils nach
ſeiner Natur, theils nach ſeinem Alter, theils
nach ſeinen äußeren Umſtänden, eintheilen. In
Anſehung der Natur, findet ſich ein großer Un⸗
terſchied zwiſchen Menſchen. Mancher iſt zur
wirklichen Ausübung zu ſchwach, hingegen ge⸗
het es ihm in der Theorie gut von ſtatten: ein
Andrer iſt in der Theorie langſam, und leicht
zu ermüden, hingegen im thun iſt er ſtark. Auch
das Alter verurſachet einen großen Unterſchied.
Das Thun gehöret am meiſten für die Jugend;
und Homer, dem ich gerne glaube, ſpricht,
einem iungen Manne ſtehet alles wol an *).
So lange daher ein Philoſoph iung iſt, ſo ſey

*) Ilias XXII, 71.

er geſchäftig, er rede, er greiſe das gemeine Weſen mit an, er thue Krieges-Dienſte, er helfe regieren. Denn auch des Plato Reiſen nach Sicilien, und die Mühe die er ſich da gab, und ſein Eifer für den Dion, geſchahen alle in ſeinem beſten Alter: als er aber höher in die Jare kam, hielte er ſich in der Akademie auf, er liebete die volleſte Muße, er hielt ſchöne Unterredungen, er befließ ſich der ungeſtörten Theorie, er brachte ſein übriges Leben mit lauter Unterſuchung der Warheit zu. Xenophon gefället mir in ſeinen Jünglings-Jaren bey ſeinen Geſchäften; in ſeinem höheren Alter lobe ich ihn wegen ſeiner Schriften. Endlich auch die äußern Glücks-Umſtände machen einen Unterſchied. Den Einen ſetzet ſein Schickſal auf einen mächtigen geſchäftigen Poſten, den Andern aber in ſanfte Ruhe und Muße. Jenen lobe ich, wenn er in dem ihm anbefolenen männlich handelt; dieſen aber lobe ich, und preiſe ihn glücklich; er iſt glücklich wegen ſeiner Muße, er iſt zu loben wegen ſeiner erlangeten Erkenntniß.

§. 6.

Wer aus Europa nach Aſien ſchiffet, damit er das Land Aegypten, und die Mündungen oder Uebertritte des Nils, und die erhabenen Pyramiden, oder ſeltene Vögel, oder den Ochſen oder Ziegenbock, beſehen möge: den preiſe ich wegen

wegen ſolches Anſchauens glücklich. Und reiſet er an den Iſter, oder beſuchet den Ganges, oder nimmet er das zerſtörete Babylon in Augenſchein, oder die Ströme bey Sardes, oder die Grabmale bey Troja, oder die Orte am Hellespont; ſo gefället er mir. Gehen doch auch viele aus Aſien nach Griechenland, und ſehen die Künſte zu Athen, und die Aeußerungen des Zornes zu Theben*), und die berümten Bildniße zu Argi. Beym Homer heißet Ulyßes weiſe, inſonderheit wegen ſeiner weiten Reiſen, auf denen er vieler Menſchen Städte und Geſinnungen kennen gelernet. Ulyß ſahe Thracier, und wilde Kikonier, und im dicken Nebel wonende Cimmerier, und einen Cyklopen der ſeine Gäſte fraß, und ein zauberiſches Weib, und Wunder bey den Unterirdiſchen, und eine Scylla und Charybdis, und einen Garten des Alcinous, und einen Meier-Hof des Eumäus: lauter entweder ſterbliche, oder kurzdauernde, oder unglaubhafte, Dinge. Aber, was ein Philoſoph anſchauet, womit ſoll ich das vergleichen? Mit einem ganz deutlichen und ſchnell umherreiſenden Traume: der Leib bleibet wo er iſt, die Sele aber durchziehet die ganze Erde, von da reiſet

*) Er zielet auf das, was Hyginus Fab. 68 erzelet von den Todten-Opfern des Eteokles und Polynikes.

reiſet ſie in den Himmel, ſie gehet über alle Meere, ſie flieget durch die Luft, ſie läufet mit der Sonne und mit dem Monde, ſie geſellet ſich zu dem Chor aller andern Geſtirne; und es fe-
zet weiter nichts, als daß ſie zugleich mit dem Jupiter die ganze Welt regieret und ordnet. O glückſelige Reiſe, und herrliche Beſchauungen, und warhafte Träume!

Sechs und dreißigſte Rede.

Die, ſo für ihren Staat fechten, ſind nützlichere Mit-Glieder deßelben, als Andre.

§. 1.

Weißeſt du mir zu ſagen, was für Leute Homer in ſeinen Gedichten, vom Jupiter erzeugete, und den Göttern änliche, und Hirten der Völker, nennet? Oder wem er noch andre ſolche Namen beyleget, mit denen ein Dichter den Vorzug eines Mannes vor allen Andern beehren kann? Nennet er etwa die alſo, die mit Umgrabung des Ackers, oder mit Furchen-Ziehen, ihre Lebens-Zeit hindurch arbeiten;

ten; die ſich gut aufs pflügen, aufs pflanzen, aufs einſchneiden in der Erndte, aufs Garten-Werk, verſtehen? Oder hat er dergleichen Arbeit gar nicht gewürdiget, in ſeine Geſänge mit einzumiſchen, außer daß er ſie einem alten Manne in einer kleinen Inſel zugeſchrieben, dem ſeine Regierung von übermüthigen iungen Männern entrißen war, und der, in ſeinem fruchtbaren Wein-Garten, den Sommer hindurch, auf Blättern ſchlief die auf der Erde lagen *)? Seine erhabene Männer, die er ſo gerne lobet, ſind ganz Andre, und mit ganz Andern Handlungen beſchäftiget. Ein Achilles der den Feind verfolget; ein Aeas, der mit ſeinem Gegenparte einen Zwei-Kampf hält; ein Teucer mit ſeinem glücklich treffenden Bogen; ein Diomedes, voll vortreflicher Helden-Thaten; oder ein Andrer, der an Tapferkeit einen beſondern Vorzug hat. Seine Geſänge ſind überall voll großer Schilde, blitzender Helme, langer Spieße, ſchöner Streit-Wagen, ſchneller Pfeile: überall ſiehet mann herzhafte Helden, die ihren Gegner erlegen; und zaghafte andre, die erleget werden. Selbſt den Agamemnon, den Ober-Anfürer

*) Odyß. XI, 186-194, wo des alten Laertes Lebens-Art beſchrieben wird. Siehe auch XXIV, 125, u. f.

fürer aller Griechen, weiß er nicht nachdrückli=
cher zu loben, als wenn er ihn den König, aber
mit dem Zuſatze eines tüchtigen Streiters, nen=
net; und giebet dadurch zu verſtehen, daß er dieß
für das rechte königliche Werk halte. Agamem=
non, ſpricht er, war beides, ein großer König,
und ein vortreflicher Krieges=Held. Mene=
laus war zwar auch ein König, nicht weniger
als Agamemnon; aber in Krieges=Sachen man=
gelte ihm das rechte Feuer; und deßhalb hat
ihm Homer auch nicht ſo viele poetiſche Lob=
Sprüche beygeleget. Derſelbe Agamemnon in=
deßen, würde der wol Rum=voller als andre
ſeines gleichen geworden ſeyn, wenn er in Ar=
gos geblieben wäre, wenn er immer daßelbe fet=
te Land beſeßen, den Ackerbau in demſelben be=
ſorget, und es fruchtreicher als Aegypten ge=
machet, hätte? Höreſt du nicht, wie Ulyßes
ſein Ithaka lobet? Er ſpricht: es iſt eine ge=
birgige rauhe Inſel, aber ſie erziehet brave
junge Männer. Denn er, als ein weiſer Mann,
ſiehet ein, wie viel was vortreflichers dieſer Zu=
wachs an braven Männern ſey, als wenn noch
ſo viel Weizen oder Gerſte oder andre Land=
Frucht daſelbſt wüchſe.

§. 2.

§. 2.

Jedoch vom Homer nichts weiter: denn ich fürchte, dir mißfället ein Saß, der ſich bey dir auf einen Zeugen berufet, von dem du glaubeſt, er ſey ein Liebhaber von Krieg und todtſchlagen. Soll ich dir lieber, nach ihm, Laconiſche oder Attiſche oder Kretenſiſche oder Perſiſche, Zeugniße anfüren? Du lobeſt Sparta wegen ſeiner vortreflichen Geſetze. Dem Lykurgus wirſt du alſo gewiß dein Lob nicht verſagen, den Apollo mit den Worten zu erſt angeredet hat: ich beſinne mich, ob ich dich einen Gott, oder einen Menſchen, nennen ſoll. Dieſer Lykurgus denn nun, den Gott ſelbſt einer Gottheit änlich achtet, und der den Apollo zu Rathe genommen hat, als er in Sparta Geſetze geben wolte; was für eine Staats-Einrichtung hat der für ſeine Landes-Leute geſtiftet? Hat er ihnen etwa blos den Ackerbau, dieſe einſammlende, niedrige, ſparſame, Arbeit-volle, Lebens-Art, dieſe Kleinigkeiten, vorgeſchrieben? Oder ſolte das vielmer eine Sache für die Heloten, für ſclaviſche Menſchen, für Nachbaren der edlen Lacedämonier, ſeyn: hingegen die eigentlichen Spartaner ſolten, befreiet vom wülen in der Erde, und mit aufgerichteten Häuptern, zur Freiheit erzogen, durch peitſchen und Schlä-

ge abgehärtet, auf Jagden und im Klettern in den Gebirgen und durch andre mannigfaltige Bemühungen geübet; wenn ſie nun alles aus-zuhalten genugſam im Stande wären, mit Spieß und Schild in Ordnung geſtellet, unter Anfürung der Geſetze, für ihre Freiheit fechten, Sparta im Wolſtande erhalten, mit dem Lykurgus kämpfen, und Gotte Gehorſam leiſten? Hätten die Lacedämonier weiter nichts, als ihren Acker gebauet: welcher Leonidas würde ſich denn für ſie bey Thermopylä an die Spitze geſtellet haben? Welcher Othryades hätte denn bey Thyrea ſo brav gethan? War doch auch Braſidas kein Ackermann; Gylippus machete ſich nicht von ſeinem Korn-Felde auf, Syracus zu retten; Ageſilaus gieng nicht aus ſeinen Weinbergen hin, und beſiegete den Tißaphernes, und plünderte des Königes Land, und befreiete das Joniſche und die Gegenden am Hellespont: kein Kallikratides hatte vorher eine Hacke in der Hand gehabt, kein Lyſander ein Grabſcheid, kein Dercyllides einen Pflug. Dergleichen Tagelöner- und Sclaven-Geſchäfte werden durch Schilde geſchnitzet, für ſolche ſtreiten die Spieße; ſolche ſind immer die Beute der Sieger. Die Geſchicklichkeit in Fürung der Waffen verheerete das Atheniensiſche, verwüſtete das

Argi-

Argiviſche, unterwarf ſich das Meßeniſche. Nachdem aber dieſe Geſchicklichkeit bey den Spartanern ermüdete; da legeten ſie die Rüſtungen ab, und aus freien Leuten wurden ſie Bauern.

§. 3.

Wenn befanden ſich die Kretenſer in einer Freiheit? Als ſie mit den Waffen umgiengen, als ſie im Bogen-ſchießen, im iagen, ſich immer übeten. Wenn befanden ſich die Athenienſer in Freiheit? Als ſie wieder die Kadmeer kriegeten, als ſie Joniſche Städte mit neuen Einwonern aus ihrem Volke mit Gewalt beſetzeten, als ſie die Kinder des Herkules in ihren Schutz aufnamen, als ſie die Pelasger hie und da vertrieben. Wenn aber geriethen ſie in Sclaverey? Als die Anhänger des Piſiſtratus das Volk entwafneten, und es anwieſen, den Acker zu bauen. Nachher, als ein großes Heer der Meder wieder ſie anzog, vergaßen ſie ihren Acker, ſie liefen zu ihren Waffen, und mit denſelben behaupteten ſie ihre Freiheit wieder. Kynägirus war kein Ackermann, als er Athen frey machen half; Kallimachus war nicht mit einer Erndte beſchäftiget, als er die Meder ausiagete; Miltiades war kein Befelshaber über eine Anzal Ackerleute. Es waren das lauter Thaten

bewafneter Männer, die bewafnet ſiegeten, und ſiegend in Freiheit blieben. Meinkten ſie auf dem Meere ihren Vortheil zu finden, ſo ließen ſie ihre Erde Erde ſeyn, ſie zündeten die darauf ſtehenden Häuſer ſelber ann, ſie ließen ſich aus denſelben nichts übrig als ihre Rüſtungen, und mit dieſen verſetzeten ſie ihre Wonung in Krieges-Schiffe. Das Athenienſiſche geſammte Volk, das ſonſt mitten auf dem Lande lebete, ſchwomm auf dem Meere, ſchwimmend fochte es, fechtend ſiegete es, und ſiegend behauptete es Land und Meer. Ich lobe auch den Perikles wegen ſeiner Feld-Herrn-Anſtalten. Er achtete ſeine Acker-Leute nichts; er ſahe es mit Gleichgültigkeit an, als Acharnä ausgeplündert wurde: und dadurch verſicherte er den Athenienſern ihre Freiheit. Denn wenn die Freiheit feſte bleibet, ſo findet ſich immer auch Acker, es finden ſich Bäume, und Saaten.

§. 4.

Das waren Griechiſche Beiſpiele: laß uns auch die Barbarn beſehen. Die Aegyptier bauen ihre Aecker, die Scythen legen ſich auf Krieges-Geſchäfte: das Scythiſche Volk iſt tapfer, das Aegyptiſche zaghaft; das Scythiſche iſt frey, das Aegyptiſche iſt fremder Herrſchaft unterworfen. Die Aſſyrer bauen ihre Aecker, die Perſer

ſer legen ſich auf Krieges-Geſchäfte: die Aßyrer ſtehen unter fremder Herrſchaft, die Perſer ſind Herren. Ehemals legeten ſich die Lydier auf den Krieg; nachher fiengen dieſe Lydier an, blos den Ackerbau zu treiben: als freie Leute kriegeten ſie, als Sclaven wendeten ſie ſich zum Ackerbau. Betrachte ſo gar die Thiere: denn auch bey denen wirſt du Freiheit und Knechtſchaft gewar werden; ein Leben von der Tapferkeit, und ein Leben vom Zwange. Das Rind ackert, das Pferd hält Wett-rennen. Verwechſelſt du die Verrichtungen, ſo wilſt du der Natur Gewalt anthun. Zaghafte Thiere eßen Graß, ſtarke Thiere iagen. Der Hirſch ißet Graß, der Löwe iaget: die Krähe ſuchet Körner, der Adler lebet von der Jagd. Die Körner- und Graß-eßende Thiere ſind dienſtbar und unterwürfig; die iagenden ſind in Freiheit.

§. 5.

Darf mann die Erzelungen von den Göttern glauben; ſo iſt Jupiter kein Ackermann, auch nicht Minerva, oder Apollo, oder Mars: und die ſind doch rechte königliche Gottheiten. Ceres fieng, nach langem umher irren, erſt ſpäte an den Acker zu bauen; Dionyſus fieng ſeinen Bau erſt nach der Zeit des Kadmus und Pentheus an; ingleichen Triptolemus erſt nach der Zeit

des Erichthonius und des Kekrops. Und wolten wir bis in die Regierung des Kronus zurücke gehen, was würden wir da vom Ackerbau zu ſagen finden? Aber auch ietzo noch iſt der Ackerbau nicht nothwendig: denn die Erde iſt nicht etwa ſo kraftlos worden, daß ſie nicht von ſelbſt Früchte hervorbrächte. Sie träget ia närende Mittel, dergleichen die Buch-Maſt und die wilden Birne ſind: ſie reichet auch das bereiteſte Getränke dar, mit welchem ein Nil, ein Iſter, ein Achelous und Mäander, angefüllet iſt; nebſt vielen andern ſolchen immer qvellenden Schenken, voll der reineſten und das Haupt nie benebelnden Mittel wieder den Durſt. Dieſe Mittel bauen, nicht ein alter Ikarius, auch nicht ein Böotiſcher oder Theßaliſcher Mann; ſondern die Sonne ſelber, und der günſtige Mond, und die närenden Regen-Waßer, und die bewegenden Winde, und die abwechſelnde Jares-Zeiten, und die treibende Erde. Dieſes ſind die unſterblichen Erbauer Fruchtreicher Pflanzen und Bäume, und ſie bedürfen keiner Beihülfe von menſchlicher Kunſt: dieſen Ackerbau hemmet und ſtöret niemand, keine Peſtilenz, kein Hunger, kein Krieg; ſondern alles ſolches wird ungeſäet und unbeackert hervorgebracht. Haſt du aber Belieben zu Libyſchen Lotus, zu Aegy-

ptiſchen

ptiſchen Weizen, zu Attiſchen Oliven, zu Lesbiſchen Wein-Reben; ſo verwandelſt du die Kunſt in eine Bedienung der Wolluſt.

§. 6.

Mit Einem Worte, du hälteſt edle Arbeit gegen gezwungene Arbeit, und eine freie Tapferkeit gegen einen ſclaviſchen Ackerbau. Denn du hälteſt hier nicht etwa Friede und Krieg gegeneinander. Iſt Ackerbau und Friede nothwendig beyſammen; ſo denke an keinen Krieg, laßet uns alle den Acker bauen, ein ieder werfe ſeinen Spieß weg, und ergreiſe ſein Grabſcheid; ein ieder ſuche ſich wieder die Erde tapfer zu erweiſen, er übertreffe andre Land-Leute in ſolcher Arbeit; und wenn ſein Acker wol getragen hat, ſo laßet durch den Herold von ihm ausrufen, dieſer iſt Sieger unter den Menſchen, dieſer iſt der Beſte. So aber iſt ia alles voll Krieg und voll Ungerechtigkeit: denn die Begierden breiten ſich überall aus, ſie ſuchen in allen Landen andern was abzunemen und ſich zuzueignen; alles iſt voll Heeres-Züge, und voll Leute die nach fremdem Gute greifen. Die beſondre Schönheit einer Frau im Peloponnes wird gerümet: alſobald ſchiffet ein Barbar vom Ida nach derſelben aus; der nicht etwa ein Ackermann, ſondern noch was ſanfteres und die Mu-

ße liebenders und friedſamers war als ein Acker=mann; er war ein Hirte einer Schaaff= und Rinder=Heerde. Kambyſes bekömmet Luſt zu dem fruchtbaren Aegypten=Lande: dieſe Luſt erreget einen Krieg. Darius bekömmet Luſt zu dem Lande der Scythen: die Scythen werden bekrieget. Dieſe Begierde ſtreckete ſich übers Meer nach Eretria und Athen: darauf erfolgen Krieges=Züge, Eretria wird eingeſchloßen, die Flotte landet bey Marathon. Die Gemalin eines Xerxes bekömmet Luſt, Bedientinnen von Laconiſchen und Attiſchen und Argiviſchen edlen Mägdchens zu haben: dieſer weiblichen Luſt ein Genüge zu thun, werden Flotten ausgerüſtet, Aſien wird von Mannſchaft entblößet, Europa wird aufs äußerſte mitgenommen. Die Athenienſer bekommen eine Begierde nach Sicilien, die Lacedämonier nach Jonien; die Thebaner wollen die Oberhäupter von Griechenland werden.

§. 7.

O wie bitter für Griechenland waren dieſe Begierden! Wohin ſoll mann ſich wenden, daß mann daſelbſt in Sicherheit ſeinen Acker baue? Wo ſoll er das leuchtende Angeſichte des Friedens ſchauen? Welcher Theil der Erde findet keine Liebhaber, die nach ihm ſtreben? Askra iſt

iſt im Winter eben ſo beſchwerlich zu bewoh-nen, als im Sommer. Laßet uns alſo nach Askra ziehen, denn da wird uns vielleicht niemand ſtören. Aber Böotien, wo Askra lieget, hat ſchöne Pappel-Weiden: nach denen könnte doch ein Auswärtiger wol Luſt bekommen, und uns alſo mit überfallen. Libyen iſt weit entlegen: aber es hat vortrefliche Vieh-Weide. Indien iſt von unſern Gränzen am entfernteſten: gleichwol hat es an einem Macedonier ſeinen Liebhaber gefunden, der viele Völker durchzog, und viele Gefechte hielte, bis er in Indien anlangete. Wohinn ſoll ſich alſo iemand begeben? Wo ſoll er einen geſicherten Ackerbau finden? Alles iſt mit Krieg, und mit Waffen, angefüllet. Alſo iſt die Folge: ein ieder ſchärfe ſeinen Spieß wol, und ſetze ſeinen Schild in guten Stand; ein ieder gebe ſeinen ſchnellen Pferden ihr gutes Futter *). Der Ackerbau iſt was ſchönes, wenn er nur ungeſtöret fortdauern könnte, wenn er nur Ruhe genöße, wenn er nur ſichern Schutz hätte: ich fürchte aber, er ſey ſo was ſchönes, daß eben deßhalb allerley Kriege und Unruhen erreget werden. Es ſaget ein gewißer Alter **): das fruchtbareſte Land hat immer die meiſten

*) Ilias II, 382, 383.

**) Thucydides, in dem Eingange ſeines Erſten Buches.

Veränderungen in Anſehung ſeiner Einwoner erfaren: das Attiſche daher, das gar magern Boden hat, iſt am wenigſten beunruhiget worden, und hat beſtändig ſeine Erſten Bewoner behalten. Höreſt du wol, wie Kriege entſtehen? Baue den Acker nicht, mein guter Menſch, laß die Erde unbearbeitet, und in ihrer natürlichen Wildheit, liegen: denn ſonſt erregeſt du Unruhen, du erregeſt Krieg.

Sieben und dreißigſte Rede.

Die den Acker bauen, ſtiften dem Staate größern Nutzen, als die Krieges-Leute.

§. 1.

Laßet uns dem armen Land-Manne zu Hülfe eilen; zumal da der Streit nur noch mit Worten, nicht aber mit tödtlichem Gewere, gefüret wird. Solte iedoch auch etwa einmal ſolches Gewer nöthig seyn; ſo möchte vielleicht auch der Land-Mann zum Vorſcheine kommen, ſich ſo gut zu vertheidigen als der beſte Soldate. Aber dieß wollen wir nachher beſehen: ietzo wollen

len wir die Streitende, vermittelſt Worte nicht aber vermittelſt andrer Rüſtungen, aus einander ſetzen; und wollen uns an das Zeugniß eines Homers, oder wer noch ſchöner ſingen kann als der, wenig keren. Iſt indeßen ein Zeugniß nöthig; ſo können auch wir einen andern Dichter vom Helikon, der nicht weniger als Homer würdig iſt, zum Zeugen beybringen *), der unſer ietziges Zeit-Alter tadelt, daß es zu erſt das mörderiſche Schwerdt geſchmiedet, daß es mit demſelben auf den Land-Straßen aufgelauert, und daß es ſich mit dem Fleiſche ſeiner zum ackern erſchaffenen Ochſen zu erſt geſpeiſet habe. Denn wer ſo was loben wolte, der würde ſich für das menſchliche Leben noch gehäßiger, als der Krieg mit ſeiner Nutzbarkeit ſelber iſt, beweiſen. Läßet mann bey dem Kriege auch allen Begriff von Ungerechtigkeit weg; ſo iſt doch das ſchon Elendes genug, wenn mann ſich zu demſelben gezwungen ſiehet.

§. 2.

Läßet uns das folgendergeſtalt betrachten. Die Menſchen ſind entweder Gerechte, oder Ungerechte. Gerechte werden wieder Gerechte ge-

*) Aratus, deßen griechiſche Verſe von dieſer Sache auch Cicero, de N. D. lib. 2. c. 63. überſetzet anfüret, und ein wenig erläutert.

wiß nie Krieg füren: denn ſie ſind von gleichen Geſinnungen gegeneinander: wozu ſolten ſie eines Krieges bedürfen? Alſo ſtreiten Ungerechte, entweder wieder Gerechte, oder wieder ihres gleichen: denn ſolche ſind weder unter ſich Eines, noch auch mit den Gerechten. Denn es ſtreiten die Ungerechte, theils als Schwächere und Geringere, aus Begierde nach einer Gleichheit mit den Höhern: theils als Stärkere, aus Begierde nach Vorzug und Ober-Macht. Gut: dieſe drey Arten von Leuten haben wir alſo bey unſrer Betrachtung angetroffen: von denen die Eine Art allezeit Frieden und Einigkeit unter ſich erhält, nemlich die Gerechten; von den beiden Andern ſtreitet beides, theils unter ſich ſelbſt, theils wieder die Gerechten. Es erhellet daher, daß der Krieg auf Seiten der Gerechten was erzwungenes, auf Seiten der Ungerechten was freiwilliges, ſey. Und, wegen der Ungerechten, bedarf es nicht viel weitern fragens: denn es iſt nicht zu beſorgen, daß ihnen iemand das geringſte Lob beylegen werde. Da aber die Gerechten Krieg füren, nicht mit ihrem guten Willen, ſondern gezwungen; und da ſie alles ungerechte durch dieſes Mittel ſuchen vernünftiger zu machen, ſo wie Herkules gethan; oder da ſie ſich wieder feindliche Anfälle vertheidigen, wie die Griechen

wie-

wieder die Meder: welches von beiden würden eben dieſe Gerechte wol lieber welen, entweder befreiet zu ſeyn von der Nothwendigkeit Krieg zu füren, und folglich auch der Krieges-Tapferkeit entübriget zu ſeyn; oder zugleich mit dem ungerne-geſehenen Nutzen, auch die dazu nöthige Krieges-Tapferkeit beyzubehalten? Ich für meine Perſon glaube, ſie würden das Erſtere lieber welen. Denn auch die Aerzte, ſo viele ihrer gerechte Männer und Menſchen-Freunde ſind, würden gerne wünſchen, daß ihre ganze Kunſt, aber zugleich mit allen Krankheiten, vertilget werden möchte.

§. 3.

Laß uns nun bey dem Ackerbau zuſehen, ob es ſich da auf eben die Weiſe verhält, wie bey den Krieges-Sachen. Die Menſchen greifen nach der Erde, einige mit Gerechtigkeit, andre mit Ungerechtigkeit: iene dazu, weil ſie die Erd-Frucht bedürfen; dieſe dazu, weil ſie ihren Geiz ſättigen wollen. Alſo kann mann hier auch nicht überhaupt von iedem Ackerbau das Urtheil fällen: ſondern, da ſo wol Gerechte als Ungerechte ſich deßelben befleißigen, ſo wie das Krieg-füren allen beiden gemein war: ſo iſt zu befürchten, wir möchten uns in unſrer Betrachtung irren, da wir, nicht den Ackerbau gegen das Krieg-

füren,

füren, ſondern Gerechtes gegen Ungerechtes, in Vergleichung gegen einander ſetzen wollen. Laßet uns alſo ſetzen, daß beide, der Krieger und der Ackermann, Gerechte ſeyn können, und daß der Eine aus Noth ſich zum Krieg-füren wendet, der Andre aber wegen ſeiner Lebens-Erhaltung zu ackern gezwungen iſt; und laßet uns in ſolcher Betrachtung beide gegen einander halten. Jedoch wozu iſt das nöthig? Denn wenn die Rechtmäßigkeit bey beiden gleich iſt; ſo iſt auch das Gute, und das Lob, bey beiden einander gleich: und wir müßen beiden den gehörigen Preiß zuerkennen. Sollen wir alſo nicht lieber bey beiden das rechtmäßige weglaßen, und beide als Ungerechte in Betrachtung ziehen? Aber auch hier machet das Böſe, das ſich bey beiden befindet, daß keiner von beiden gelobet werden kann. Soll ich dir alſo endlich lieber gerade zu ſagen, wie dieſer Streit entſchieden werden könne? So höre denn. Meine Sele giebet mir, aus den Abhandlungen des Plato, den Beſcheid, es gebe eine Art von Menſchen, die weder der Tugend recht mächtig ſey, noch aber auch der völligſten Bosheit ſich ganz übergeben habe; ſondern die nach Einigen richtigen Meinungen lebet, und die ſich in ihrer Narung und übrigen Einrichtung nach guten Geſetzen richtet. Dieſe Art

von

von Menſchen wollen wir in zwey Theile abtheilen; und wollen den Einen Theil dem Acker überliefern, den Andern wollen wir in die Rüſtungen ſtecken. Indem nun beide in ihrer Gemüths-Art was Zweideutiges, und zwiſchen der Tugend und Bosheit mitten inne ſtehendes, ſind: ſo wollen wir beide bey ihren Befleißigungen in Betrachtung nemen, und wollen ſehen, welcher von beiden leichter, entweder zur Tugend oder zur Bosheit, hinüberzuleiten iſt. Wir wollen dieſe Betrachtung ſo anſtellen.

§. 4.

Die Begierde iſt das gröſſeſte Böſe ſeines Menſchen. Welches von beiden wirket heftigere Begierde; der Krieg oder der Ackerbau? Der Krieg iſt unerſättlich, der Ackerbau ſparſam: iener iſt mannigfaltig, dieſer einfältig: iener was ungewißes, dieſer was iedermann bekanntes. Denn was kann in der Welt ungewißers und unbeſtändigeres ſeyn, als das Krieges-Glück? Hingegen die Arbeit auf dem Acker iſt immer Eben dieſelbe. Durch das gute Glück, wird der Krieger hochmüthig und dreiſte: bey guter Zutragung des Landes, wird der Ackermann deſto beſcheidener. Da aber auch Zorn einem Menſchen natürlich iſt, der einen gar heftigen Einwoner in der Sele abgiebet, und der vieler Bändigung

digung bedarf; was kann wol Zorn und heftiges Verfaren ärger reizen, als Krieg und Rüſtung? Was iſt hingegen ſanfter und gelinder, als Ackerbau? In Anſehung der Tugenden aber iſt es mit beiden ſo bewandt. Und zwar, was die vernünftige Mäßigung anbetrift, ſo wird ein ſtarker Krieges-Mann leicht verwegen, ein zaghafter verlieret durch eigene Schuld ſeinen Vortheil; ein dreiſter wird pralend, ein ſchwacher an Kräften gar zu vorſichtig, ein Wolluſtliebender deſto ausgelaßener. Ein Ackermann hingegen, wenn er viel Vermögen hat, bauet deſto merere Früchte; iſt er ſchwach, ſo hält er deſto beßer alles zu Rathe; iſt er arbeitſam, ſo iſt er deſto geſunder; der furchtſame iſt deſto aufmerkſamer; der Vergnügen-liebende deſto eingezogener. Hälteſt du ſie beide gegen die Gerechtigkeit; ſo iſt der Krieg ein Ler-Meiſter alles ungerechten, der Ackerbau aber aller Art von Gerechtigkeit. Jener will vor Andern was voraus haben, er ziehet wieder fremde Güter aus, und er befindet ſich in dem vermögendeſten Zuſtande, wenn er am meiſten Ungerechtigkeit ausübet, und er bey ſeiner Ungerechtigkeit gut Glück hat. Bey dem Ackerbau aber iſt lauter wechſelsweiſe Wolthat, und ein ganz gerechter Umgang: denn du dieneſt einer Pflanze oder einem

nem Baume; und du bekömmeſt dafür gute Frucht wieder; du baueſt deinen Saat-Acker, und der träget dir dafür gute Lebens-Mittel; du pflegeſt deinen Weinſtock, und er ſchenket dir dafür guten Wein; du beſorgeſt deinen Oel-Baum, und er blühet wol, und bringet dir ſeine Oliven. Der Ackermann iſt niemandem furchtbar, niemandem gefärlich, iedermannes Freund; er weiß nichts von Blutvergießen und von todtſchlagen: er iſt heilig und geweihet den Göttern der Feld-Früchte, und der Kelter, und der Tenne, und der Ackerungen. Hat das Volk die Herrſchaft, ſo iſt er mit Einer deßelben; hingegen iſt er vom ſtreben nach eigener Mitherrſchaft, oder nach Tyranney, am weiteſten entfernet. Kein Dionyſius oder Phalaris iſt ie aus dem Mittel der Ackerleute aufgeſtanden: das ſind Pflege-Söne der Waffen.

§. 5.

Und welches Volk von beiden iſt aufgelegter zu Feſten, und Heiligthümern, und feierlichen Verſammlungen? Iſt nicht der Geharniſchte gar ungeſchickt zu Begehung eines frölichen Feſtes; und ſinget der Ackermann nicht recht herzlich? Hat der Krieges-Mann wol einigen Antheil an geheimen Heiligthümern, und gehören die nicht recht eigentlich für einen Ackermann? Iſt

nicht,

nicht, bey allgemeinen Verſammlungen, der Gewafnete fürchterlich, und der Ackermann ganz friedlich? Ich glaube überhaupt, daß niemand anders als Ackerleute, den Göttern Feſte und heilige Eren-Erweiſungen geſtiftet haben. Dieſe ſtifteten zu erſt dem Dionyſus bey der Kelter einen feierlichen Singe-Tanz; und der Ceres bey der Tenne eine muntere Freuden-Beweiſung: dieſe lobeten die Minerva zu erſt wegen Hervorbringung des Oel-Baumes; und von den Früchten der Erde brachten dieſe zuerſt den Göttern, die ſie beſcheret hatten, ihre Erſtlinge. Solche Erſtlinge ſind auch den Göttern außer Zweifel angenemer, als wenn ein Pauſanias ſeine Zehenden opfert, oder wenn ein Lyſander ſeine Zehenden im Tempel weihet: das waren Erſtlinge von Krieges-Raube, und Gottesdienſtliche Werke aus geſtifteten vielem Unglücke. Bey den Ackerleuten aber ſind die Gebete und Gelübde Menſchen-freundſchaftlich, und ihre Opfer ſind wirkliche Lob-Opfer, die ſie von ihrem ſelbſt-erarbeiteten darbringen, und an denen kein Unglück und keine Uebelthat einen Antheil hat.

§. 6.

Soll mann dieſe beiderley Männer auch nach ihrer Weisheit und Geſchicklichkeit erforſchen; ſo laßet uns ſie beide betrachten. Der

geſchickte

geſchickte Krieges-Mann verſtehet ſich gut auf die Einrichtung, wie Roß und Mann wol gerüſtet und geſtellet werden müßen: eine Einrichtung, die unter allen menſchlichen Dingen an ſich die häßlichſte und betrübteſte iſt. Der geſchickte Ackermann hingegen verſtehet ſich gut auf ſeine Erndte, wenn die Plejaden aufgehen, und auf ſein Ackerwerk, wenn ſie untergehen: er bekümmert ſich um die Jares-Zeiten, um den Lauf des Monden und Aufgang der Geſtirne, um das Maaß des Regens, und um die beqveme Zeit der Winde. Soll mann ferner dieſe Männer nach der Güte ihrer Körper beurtheilen, und nach der Männlichkeit ihrer Bemühungen; ſo ſo hat der Krieges-Mann nur wenige beqveme Zeit zu arbeiten, der Ackermann aber hat ſie Jar ein Jar aus: er iſt immer in der freien Luft, er liebet Sonnen-Schein, er iſt Schnee und Hagel gewonet, ſein Leib iſt feſte, ſeine Füße ſind hart, er verrichtet alles das ſeine ſelber, er iſt in vollem Othem, er kann ſchnell laufen, er kann ſchwer tragen. Und iſt denn nun auch einmal nöthig, daß er fechten muß, ſo wirſt du ihn als einen recht guten Streiter finden, der die Kunſt nicht etwa beym Fecht-Meiſter, ſondern bey wirklicher Arbeit, gut gelernet hat: und von dergleichen Streitern hat Darius bey Marathon eine

Probe empfunden. Denn zur Zeit deßelben Perſiſchen Einfalles, beſtunde das Heer der Athenienſer nicht aus Soldaten, die mit ſchwerer Rüſtung oder mit Bogen-ſchießen, ſchon lange umgegangen waren, oder die ſchon zur See oder zu Pferde gedienet hatten; ſondern die in den Kreiſen vertheilet lebeten, und die, als geweſene Acker-Leute, ſo bald die Barbariſche Flotte bey Marathon landete, aus ihren Dörfern und Landgütern zuliefen, und recht zornige Streiter abgaben. Einer hatte eine Häcke zum Gewer, der Andre einen mit Eiſen beſchlagenen Stock vom Pflug, und der Dritte eine Senſe. O ein ſchönes, der Arbeit gewonetes, die Freiheit ſchützendes, Heer! O ſchöne und edle Pflege-Söne des platten Landes, und des Ackerbaues! Wie lobe ich eure Tapferkeit, wie gefallen mir eure Gewere, mit denen ihr für eure eigene Ländereien fochtet, für eure Weinberge, in denen ihr es euch hattet ſauer werden laßen, für eure Oel-Bäume, die ihr gepflanzet gehabt! Von dieſer Krieges-That keretet ihr wieder zurück zu euern Feld-Gütern, als Leute die aus Streitern gute Bauern, aus Bauern tapfere Streiter, darſtellen könnten. O der ſchönen Abwechſelung!

§. 7.

§. 7.

Die Perſer nemen ihre Kebs-Weiber mit zu Felde, damit ſie zum beßern fechten für dieſe ihre Geliebete, aufgemuntert werden mögen: und ein Land-Mann ſolte nicht gut fechten für ſeine Geliebete, nemlich für ſeinen Weinſtock den der Feind abhauen will, für ſeinen Oelbaum, dem die feindliche Axt drohet, für ſeine Saat, die verwüſtet werden ſoll? Wolteſt du mit ſolchen damaligen Streitern die neuere Art vergleichen; ſo würdeſt du zwar Schildträger genug, aber wenig Sieger, ſchwer-gerüſtete genug, aber um Lon gedungene, finden; du würdeſt in der Fecht Schule abgerichtete, und gar übermüthig thuende, Fechter ſehen, die aber in Sicilien ſich überwinden, und am Helleſpont gefangen nemen, laßen. Wilſt du etwa die ehemaligen Perſiſchen Sachen betrachten, ſo wirſt du auch da gute Soldaten aus geweſenen Land-Leuten gewar werden. Denn, wenn zogen die Meder den kürzern, und die Perſer ſiegeten? Als die Perſer noch den Ackerbau trieben, die Meder hingegen ſich des Krieges befliſſen; da fürete ihnen Cyrus ein Heer über den Hals, das in einem rauhen Lande ſich geübet, und durch beſtändige Arbeit die Krieges-Mühſeligkeiten zu ertragen gelernet, hatte. Nachdem aber die

Perſer aufgehöret haben, den Acker zu bauen, und nachdem ſie verlernet haben, mit Land-Arbeit, mit pflügen und mähen, umzugehen: da haben ſie auch alle ihre Tapferkeit, mit ſammt denſelben Acker-Werkzeugen, bey Seite geleget.

Acht und dreißigſte Rede.

Unter dem, was Gut iſt, iſt keines größer als das Andre.

§. 1.

Ich höre es vom Homer nicht gerne, wenn er den Lyciſchen Glaucus tadelt, daß dieſer ſeine verguldeten Rüſtungen, die hundert Ochſen werth waren, gegen des Diomedes kupferne, am Werthe von Neun Ochſen, vertauſchet. Ein Geld-Jude möchte ihn vielleicht deßfals mit Recht zur Rede ſetzen, ein Handels-Mann zur See, der ſeinen Gewinn ſuchet, der immer ſeine Ladung ausrechnet, und auf Uebervortheilung denket *): keines weges

*) Odyß. VIII, 162. ſiehet Ilias VI, 234-237. 164. Vom Glaucus aber

weges aber ein Dichter, der ein Lerling der Kalliope heißen will, und der weder garſtiges loben, noch ſchönes tadeln, muß. Für einen Glaucus, der ſich ſeinem Vater Hippolochus, und GroßVater Bellerophon, und OberGroß-Vater Siſyphus, und UrälterVater Aeolus, lauter braven Helden, gemäß auffüren muſte, ſchickete es ſich ia, als er einen Mann antraf, der zwar wegen der ietzigen Krieges-Läufe für ſeinen Feind, wegen der alten väterlichen Gaſt-Rechts-Verbindung aber für ſeinen Freund, angeſehen werden muſte; und der die Freundſchaft mit ihm erneuern, und die alte Verbindung wieder herſtellen, wolte, dieſe Vertauſchung nach den damaligen Zeit-Umſtänden, nicht aber nach dem innern Werthe der Rüſtungen, zu ſchätzen; nicht zu überrechnen, in was für Verhältniß Gold gegen Kupfer ſtehe, oder die Gleichheit im Werthe genau zu ſuchen, wie die, welche aus Lemnus Wein einhandelten, einige für Kupfer, andre für Eiſen, andre für Ochſen-Häute, andre für ganze Ochſen *). Denn in Anſehung eines gegenwärtigen Nutzens wird billig gleiches gegen gleiches am Werthe eingetauſchet; und das merere wird gegen das geringere, in

 Schä-

*) Ilias VII, 467.

Schätzung ungleicher Dinge, nach Gelde gewürdiget. Mann kann es im Finſtern greifen, daß ein Centner was wichtigeres iſt, als zehen Pfunde; und daß ein halber Orts-Thaler beßer genutzet werden kann, als ein halber Meißniſcher Groſchen. Auch bey Landgütern meßen arme Land-Leute ihr Feld nach Klaftern, die reichern nach Ruthen, und die allerreicheſten, ſo wie die Aegyptier, mit Meß-Ketten aus. Und an Vieh war zwar Polyphemus ſtark bemittelt, Dardanus aber weit bemittelter, der dreytauſend Pferde auf ſeinen Wieſen weiden ſahe. Aber wenn mann den nützlichen und nöthigen Gebrauch einiger Dinge zwar nicht verachtet, indeßen das, was wirklich Gut heißen muß, dagegen vergleichet: ſo wird mann, meines Erachtens, finden, daß die nöthigen und nützlichen Dinge ſich in ihrem Werthe oder Unwerthe oft verändern, ie nachdem es die Gelegenheit, oder ein Landes-Geſetz, oder das Vergnügen, oder die Moden, oder die Glücks-Umſtände, mit ſich bringen; daß hingegen das wirklich Gute was ſtandhaftes, feſtes, unveränderliches, ſich ſelbſt immer gleiches, allgemeines, allezeit geltendes, in ſich reiches, nie mangelhaftes ſey, und das ſich weder vergrößern noch vermindern läßet. Was vergrößert werden ſoll, dem muß

mann

mann was zuſetzen: was als mangelhaft erſcheinet, das hat noch nicht alles was es haben kann. Kömmet nun zum wirklich Gutem was Gutes; ſo denke ia nicht, als wäre durch dieſe Hinzukunft das Gute was mereres worden als Gut: denn es war vorhin ſchon was Gutes. Iſt aber das, was zur vermeinten Vergrößerung hinzugekommen, nicht was Gutes; ſo würdeſt du dich ia gröblich irren, wenn du dächteſt, ein Gutes ſey vergrößert worden durch den Zuſatz eines Böſen. Das mangelhafte hat noch nicht alles was es haben kann: Beſtehet dieſer Mangel in der Abweſenheit eines Guten, ſo war das, was vorher für Gut anſaheſt, eben durch dieſen Mangel noch nicht Gut: beſtehet er aber in der Abweſenheit eines Andern als eines Guten; ſo ſchadet dieſer Mangel dem Guten nicht.

§. 2.

Iſt dir das, was ich ſage, nicht verſtändlich genug? Iſt die Geſundheit des Leibes was wirkliches? Du wirſt gewiß nicht Nein ſagen. Krankheit iſt wol auch was? Antworte mir alſo auf beides ordentlich. Beſtehet nicht die Geſundheit in einem gewißen Ebenmaaße der Dinge, daraus der Leib zuſammengeſetzet iſt, wenn die Miſchung derſelben Dinge aufs beſte miteinander zuſammenſtimmet? Wenn Feuer gegen

Waßer, Erde gegen Luft, und iedes von dieſen beiden gegen die andern beiden, und alles gegen einander, ſich richtig verhält? Iſt etwa deßwegen die Geſundheit was vielfaches und mannigfaltiges, nicht aber was Einfaches und beſtimmetes? Denn ſo bald du ein gewißes Maaß nenneſt, ſo nenneſt du was ſtandhaftes: bey einem richtigen Ebenmaaße muß ſich keines von den im Ebenmaaße ſtehenden Dingen verändern, ſondern iedes derſelben hat ſeine genau-beſtimmete Größe gegen das Andre. Was iſt hingegen Krankheit anders als eine Störung des freundſchaftlichen Bandes der verſchiedenen Theile des Körpers, wenn das, was bisher gut miteinander vermiſchet war, ſich wieder einander auflenet und empöret, und durch dieſe Uneinigkeit der Körper beunruhiget und erſchüttert, und endlich zerrüttet wird? Könnteſt du dieſen innerlichen Krieg wol für was Einfaches anſehen? Gewiß alsdenn wäre die Arzeney-Kunſt gleichfals nur ganz einfältig. So aber, da dieſer Krieg im Körper gar was mannigfaltiges und zertheiletes iſt, den wir die Krankheiten nennen: ſo iſt daraus eine gleichfals mannigfaltige Kunſt entſtanden, die gar vielerley Werkzeuge, und Arzeney-Mittel, gebrauchet, und verſchiedene Speiſen und Lebens-Arten vorſchreibet. Betrachteſt du die

Muſik;

Muſik; ſo iſt auch da die richtige Zuſammen-ſtimmung nur Eines, das weder beßer noch ſchlechter werden kann, ſo lange es richtige Zuſammenſtimmung heißen ſoll: Aber das nicht-zuſammenſtimmende kann gar mannigfaltig ſeyn. Ein Singe-Tanz, ſo lange er gut in ſich überein kömmet, iſt nur Eins: ſo bald er nicht in ſich überein kömmet, wird er was getrenntes, und eine unordentlich durcheinander laufende Geſellſchaft. Die Ruderer im Krieges-Schiffe rudern nach einer Flöte, und ſo lange der Ton derſelben von allen beobachtet wird, ſo rudern die vielen Hände doch alle auf eine änliche Art: weichen ſie aber von dem blaſen der Flöte ab, ſo wird die Arbeit der Hände unordentlich. Der Fur-Mann läßet ſeine Pferde, die er regieret, einander änlich und mit gleicher Stärke laufen: nimmeſt du den Fur-Mann weg, ſo laufen die Pferde nicht ordentlich. Alſo auch ein Krieges-Heer, das ſich nach Einem gegebenen Zeichen richtet, ſiehet Einem Körper gleich: thut es das nicht, ſo gehet Ein Soldat da, der Andre dort hinaus.

§. 3.

Was iſt alſo das Gute eines Leibes? die Geſundheit. Und das Uebel deßelben? die Krankheit. Geſundheit iſt Eines: Krankheiten

ſind unzäliche. Was iſt in der Muſik das Gute? die Zuſammenſtimmung. Dieſe iſt Eines: aber die Nicht-Zuſammenſtimmung kann gar vielfältig ſeyn. Alſo auch im Singe-Tanze, iſt der übereinkommende Geſang nebſt den dazu gehörigen Bewegungen Eines; das nicht-übereinkommen iſt was vielfaches. Die Flöte im großen Schiffe iſt Eines, die Abweichung der Ruderer von dieſem Zeichen iſt mannigfaltig. Die Geſchicklichkeit des Fur-Mannes iſt was Einfaches, aber auf gar verſchiedene Art kann er ungeſchickt ſich beweiſen. Bey dem Krieges-Heere iſt die Beobachtung des gegebenen Zeichens was einfaches; die nicht-Befolgung des Befeles kann vielfältig ſeyn. Bey einer Einfachen Sache ſehe ich weder Vergrößerung noch Mangel: ein folgſam Heer giebet Acht, ſo lange es folgſam iſt; es ſtehet geſchloßen, niemand läufet aus ſeinem Gliede, oder ziehet ſich zurücke, oder verfolget, anders als befolen wird: ſehe ich aber einen unordentlichen unfolgſamen Haufen, ſo werde ich mancherley Verwirrungen gewar. Ein langer Weg hat nur Ein Ziel, aber Abwege kann er die Menge haben. Biſt du auf der Reiſe nach Babylon, ſo gränzet zwar der Aßyrer näher an dieſe Gegend als der Armenier, und der Armenier näher als der Lydier, und

der

der Lydier näher als der Jonier, und der Jonier näher als der Inſulaner: deßhalb aber iſt doch noch keiner, weder der Armenier noch ſonſt einer von den übrigen ietzgenenneten, zu Babylon. Reiſeſt du nach Eleuſis, ſo iſt hier der Pelopennes, hernach Megara, hernach die Erd-Enge: und biſt du zu den Eleuſiſchen Heiligthümern noch nicht geweihet, ſo bleibeſt du ungeweihet, du magſt zu Megara oder im Pelopennes ſeyn, ſo lange bis du zu dem Eleuſiſchen Tempel kömmeſt. Bilde dir ein, das Leben ſey ein langer Weg, der nach Eleuſis oder nach Babylon füret, das Ziel des Weges aber ſey die königliche Burg, oder der Tempel und die Einweihung zum Heiligthum; wegen Menge der dahin reiſenden, ſey der Weg voll Leute, die theils laufen, und einander drängen, theils müde werden, ſich niederſetzen, oder liegen bleiben, oder aus dem Wege weichen, und in die Irre gerathen; denn es giebet viele und verfüreriſche Abwege, deren einige an ſtürzende Orte und tiefe Schlünde füren, andre aber zu der Wonung der Sirenen, andre zu den Lotophagern, noch andre in das Land der Cimmerier. Ein Weg aber, ein ſchmaler und ſteiler und rauher Weg, den nur wenige bereiſen, bringet zu dem eigentlichen Ziele der Reiſe; den nur kümmerlich,

lich, und unter vielen Hindernißen, mit vieler Arbeit und mit vielem Schweiße, einige Selen zurücke legen, die ſich es gerne ſauer werden laßen, weil ſie Begierde nach dem Orte haben, dahin er leitet, und weil ſie das Heiligthum daſelbſt lieben, und die Schönheit deßelben ſich zum voraus vorſtellen. So bald ſie aber an das Ende ihrer Reiſe gelanget ſind, erholen ſie ſich von aller ihrer Mühe, und werden für alle ihr geduldiges Aushalten reichlich getröſtet. Denn welches Heiligthum kann geweiheter, oder welcher Ort kann des Beſtrebens würdiger ſeyn? Das ware Gute hat für Menſchen eben einen ſolchen eigenen Ort, dergleichen Eleuſis für die Ungeweiheten iſt. Laß dich weihen, gehe, beſuche den Ort, ergreiſe das Gute: und du wirſt weiter kein Größeres begeren.

§. 4.

Nenneſt du aber nur ſolche Dinge mit dem Namen des Guten, die ihrer innern Natur nach nichts Gutes ſind; zum Exempel, Leibes-Geſundheit, Schönheit, güldene und ſilberne Zierrathen, Rum der Vorfaren, politiſche Eren-Stellen, und dergleichen, das eher zu Vergnügungen, als zu warem Guten, gerechnet werden muß: ſo handelſt du an dem Heiligthume verrätheriſch, und vergreifeſt dich an einer göttlichen

lichen Sache. Du biſt begierig, eines Guten theilhaftig zu werden, das von der Beſchaffenheit iſt, wie des Alcibiades geheime Heiligthümer; zu welchen dieſer, mit der Fackel in der Hand, betrunken gieng, und nach gehaltener luſtiger Tafel ſich gleich als einen geweiheten Prieſter, mit lauter Scherz und Spiel, anſtellete. Es iſt eben ſo wenig möglich, daß das Gute was höheres ſeyn ſolte als Gutes; als es möglich iſt, eine Schönheit zu finden, die was ſchöneres wäre als Schönheit. Denn ſo bald du einen Mangel dabey gedenkeſt, ſo iſt das ſchon nicht ſchön was noch nicht ſchön iſt, ſo wie das nicht Gut iſt was noch nicht gut iſt. Sieheſt du nicht dieſen Himmel über deinem Haupte, und die Geſtirne an demſelben, und die zarte Himmels-Luft unter ihm, ſo wie unſre dicke Luft unter der höhern Luft, und das Meer unter unſrer dicken Luft? Vergleiche dieſe Körper einmal gegen einander. Dieſer ausgebreitete Theil des Ganzen, der die trockene Erde heißet, und der von verſchiedener Beſchaffenheit iſt, der Gewächſe träget und lebende Thiere näret, iſt groß: aber hälteſt du ihn gegen das Welt-Meer, ſo iſt er kleiner als dieſes; das Meer hinwiederum iſt von kleinerm Umfange, als die dicke Erd-Luft; und dieſe iſt nicht ſo

geraum,

geraum, als die zarte Himmels-Luft; und! über dieſer hat der Himmel noch eine größere Weite. Bis an den Himmel gehet es mit dieſen Theilen ſo fort, daß Eines immer größer oder kleiner iſt, als das Andre: kömmeſt du aber bis an den, ſo haſt du die gröſſeſte Größe und die gröſſeſte Schönheit erreichet. Denn was könnte wol ſchöneres gefunden werden, als der Himmel; oder leuchtenders, als die Geſtirne? Was iſt vollkommeners, als die Sonne; wachſenmachenders als der Mond? Was iſt wolgeordneters, als das Heer der Geſtirne? Und was iſt hochzuſchätzenders, als die Gottheiten ſelber?

§. 5.

Die Menſchen aber pflegen, ſo wie zwiſchen Gutem und Gutem, alſo auch zwiſchen Gottheiten und Gottheiten, ganz verſchiedene Werthe auszutheilen. Wer iſt dieſer? Jupiter: Er ſoll herrſchen. Wer iſt dieſer? Saturnus: Er ſoll gefeſſelt werden. Vulkan, ſoll ſchmieden; Merkur, ſoll verkündigen; Minerva, ſoll weben. Aber ſie ſehen, meines Erachtens, nicht ein, daß bey den Gottheiten nur Eine Weiſe, und eine Lebens-Art, und Eine Sitte, anzutreffen iſt; es iſt da nichts getheiletes, oder einander entgegen zu ſetzendes: ſie herrſchen alle, ſie

ſie ſind alle von gleichem Alter und von gleicher Gröſſe, alle ſind Retter und Heil-Geber, ſie leben auf ewig in gleichem Werthe und in gleicher Macht beyſammen: ſie haben alle Ein Weſen, aber nur viele Benennungen. Wir aber, die wir ſie nicht genugſam kennen, legen den Nutzen, den alle uns darreichen, einigen unter ihnen, dem Namen nach, bey; und ſo bekömmet ieder Gott ſeine beſondre Benennung: ſo wie die Theile des Einen Welt-Meeres verſchiedene Namen haben, daß der Eine Theil heißet das Aegäiſche Meer, der Andre das Joniſche, noch ein Andrer das Myrtoiſche, oder das Kretenſiſche, Meer; und es iſt doch nur Eines, von gleicher Natur, von gleichen Eigenſchaften, und überall zuſammenhangend. Alſo machen wir es auch mit dem Guten. Es iſt daßelbe nur Eines, und ſich ſelbſt in allem änlich, und allenthalben gleich groß: aber unſre Schwäche und Unerkenntniß machet ſich verſchiedene Vorſtellungen von demſelben. Kallias iſt reich: wir preiſen ihn glückſelig wegen ſeines Guten. Aber Alcibiades iſt ſchöner als Kallias. Laßet uns dieſe zwey Güter, Reichthum und Schönheit, gegen einander halten: welches von beiden iſt hundert Ochſen werth, und welches nur Neun Ochſen? welches ſollen wir lieber welen, welches

ches ſollen wir wünſchen? Ein Phönicier oder Aegyptier, wird ſich das Gute des Kallias lieber wünſchen wollen; hingegen ein Eleer oder Böotier, das Gute des Alcibiades. Pauſanias iſt von edlerer Geburt, aber Eurybiades hat gröſſern Rum. Laſſet uns Geburt und Rum gegen einander halten: welchem von dieſen beiden werden wir den Sieges-Kranz beſtimmen? Socrates iſt arm, Socrates iſt ungeſtalt, Socrates iſt unberümet in ſeinem Leben, er hat keine Anen, er iſt ungeachtet. Und wie wolte er auch nicht ungeſtalt, und ungeachtet, und one Anen, und one Rum, und arm, ſeyn; er, ein Son eines Stein-Metzen, mit eingedrückter Naſe, mit dickem Unterleibe, der auf der Schau-Büne von den Komödianten lächerlich vorgeſtellet, und ins Gefängniß geworfen, und an eben dem Orte getödtet, wurde, wo ein Timagoras gleichfals ſterben müſſen *)? O wie leer war er an Gutem! Denn ich ſcheue mich zu ſagen, wie viel Uebel und Böſes hatte er an ſich. Was ſollen wir dieſen Uebeln entgegen ſetzen? Was ſollen wir denken? Vergleiche den Socrates mit ſeinen Wiederſachern im Beſitze des Guten. Sieheſt du wol, daß Kallias einen

*) Valer. Max. VI, 3, 2.

einen Vorzug vor ihm hat an Reichthum? Alcibiades an Leibes-Schönheit? Perikles an Ere? Nicias an Rum? daß Ariſtophanes ihn auf der Schau-Büne, und Melitus vor Gerichte, überwindet? Vergeblich hat ihm alſo Apollo den Vorzug vor allen zuerkannt, vergeblich hat er ihn den Beſten genennet!

Neun und dreißigſte Rede.

Ein Gut iſt allerdings größer als das Andre.

§. 1.

Da du den Homer anklageſt, daß er den Glaukus wegen ſeines Tauſches getadelt: ſoll ich da bey dir den Homer, oder bey dem Homer den Glaukus, vertheidigen? Ja, beym Homer: denn der iſt mir weit ſchätzbarer als Alle, geſchweige denn als du, der du einen Richter über ihn vorſtellen wilſt. Glaukus ſpricht demnach zu ſeiner Vertheidigung alſo. In ſo ferne, o Homer, ein Gutes geringer iſt als ein Andres, oder geringer als ein größeres Gutes; ſo könnteſt du den Jupiter mit gu-

tem Grunde beſchuldigen, als habe er mir meinen Verſtand verrücket, daß ich das größere Gut gegen ein geringeres weggegeben: da es aber bey mir blos auf eine Umtauſchung des Goldes gegen Kupfer ankam; ſo laß nur immer den Jupiter ſo wol, als auch mich, unangeklaget: denn, weder der das Gold empfieng, hatte was mereres als vorher, noch der das Kupfer dagegen eintauſchete, etwas wenigers; ſondern beide befanden ſich wol dabey, und beides wurde gegeben, nicht als eine ungleiche Materie, ſondern aus gleich gutgeſinneten Herzen. Und ſo mag nun Glaukus wieder abtreten. Ulyßes hingegen mag auftreten, der etwas weiſer iſt als iener; und der ſoll uns ſeine Gedanken anzeigen, die er wegen des Beſitzes des Guten heget. Denn, preiſet er nicht das Haus des Alcinous glückſelig, weil es immer in Freude lebet, und von ſchönen Geſängen ſchallet? Wünſchet er der Nauſicaa nicht einen einträchtigen Ehe-Stand? Dünket ihm die Kalypſo nicht herrlich, wegen ihrer Unſterblichkeit? Ich glaube, wenn er auch zu andern gekommen wäre, die nicht eben mit Muſik oder guter Tafel beglückſeliget geweſen, oder bey denen die Eintracht im Ehe-Stande nicht eben das einzige Gute vorgeſtellet, ſondern die noch vorzüglichers Gutes zu genießen gehabt; er würde auch dieſelben nach ihren guten Umſtän-

ſtänden glücklich geprieſen haben. Und weil du mir die Schönheit vorhälteſt, als eine Sache, die nur in Einem gewißen Grade vollſtändig heißen könne; ſo erlaube, daß ich dir auch derſelben wegen etwas weniges antworte. Denn mir dünket, wenn du an der Stelle ienes Trojaniſchen Hirten geweſen wäreſt, und Merkur wäre, auf Geheiß des Jupiters, zu dir gekommen, und hätte drey Göttinnen dir zur Beurtheilung vorgeſtellet, welche von ihnen den Preiß der Schönheit bekommen müße; die Venus würde dir, ſo wie ienem, vor den zwey übrigen, gefallen haben, Juno und Minerva aber hätten in deinen Augen garſtig ausgeſehen. Denn, wenn in der Schönheit nur Ein Grad ſchöne heißet, und unter drey Schönen nur Eine den Preiß erhält; ſo müßen die Andern Zwey garſtig ſeyn.

§. 2.

Thue ia keinen ſolchen Ausſpruch, du glücklicher Richter; ſcheue dich, von Garſtigkeit zu ſprechen, ſondern lerne, vom höchſten Grade nach und nach auf den niedrigern Grad herab zu ſteigen: denn ſonſt muß ich dir abermal den Homer vorhalten, der die Juno weiß-armig, die Aurora Roſen-armig, die Minerva blauäugig, die Thetis Silber-beinig, die Hebe ſchön-

 füßig,

füßig, nennet. Keiner von allen dieſen wirſt du ihre Schönheit abſprechen können, obgleich die Schönheit ſich nur an Einem Theile ihres Leibes befindet; woferne du anders von Göttinnen nicht ungezogen reden, und dich an ihnen verſündigen, wilſt. Du höreſt, wie eben derſelbe Homer einen Land-Tanz, und die auf dem Gebirge luſtigen Nymphen, deren Anfürerin Diana iſt, beſchreibet. Er ſpricht, unter allen Nymphen iſt Diana eines Kopfes länger, ſie nimmer ſich vor ihnen allen weit aus, ob ſie gleich alle recht ſchöne ſind. Oder lacheſt du über den Homer, daß er die Diana den Nymphen an Schönheit vorziehet? Höreſt du nicht, wie Er von der Schönheit eines Menelaus redet? Dieſer war verwundet, und das Blut lief ihm über die Lenden: und da vergleichet Homer die Schönheit der Lenden deßelben, mit der Kunſt einer Frau, die auf Elfenbein eine rothe Farbe träget, und ſodann einen Pferde-Kopf-Schmuck daraus verfertiget: ſo wurden deine Lenden, o Menelaus, mit Blute roth gefärbet. Gleichfals rümet er an ihm ſeine wolgemachten Schenkel und Knöchel. Und wenn Er die Schönheit eines Agamemnons loben will, ſo nimmet er ſeine Zuflucht nicht zu einer Lydiſchen oder Kariſchen Arbeit, nicht zu Elfenbein das von einer

bar-

barbariſchen Frau mit hoher rothen Farbe gezie⸗ ret wird: ſondern er vergleichet ihn, was ſein Haupt und ſeine Augen betrift, mit dem Jupi⸗ ter ſelber. Woraus zugleich erhellet, um wie viel ſchöner Agamemnon als Menelaus geweſen; da bey ihm die Schönheit am Haupte und an den Augen ſtralete, bey dem andern aber nur an den Lenden und Knöcheln ſich befande. Wer ei⸗ ne größere Schönheit beſitzet, der iſt ſchöner als der Andre: der die geringere Schönheit an ſich hat, iſt aber deßhalb noch nicht garſtig, ſondern nur etwas weniger ſchön als iener. Und wie? im Griechiſchen Lager hatte Achilles an vortref⸗ licher Leibes⸗Bildung den erſten Rang, Nireus aber den Zweiten. Hatte denn deßhalb Nireus, der dem Achilles an Schönheit weichen muſte, nun nach deinem Urtheile keinen Vorzug vor ei⸗ nem Therſites? Und, damit ich nicht blos we⸗ gen Schönheit mit dir zu ſprechen ſcheine; ſo begeret, in Anſehung der Tapferkeit, ein Aeas keinesweges, dem Achill den Vorzug ſtreitig zu machen, auch nicht ein Diomedes dem Aeas, auch nicht ein Sthenelus dem Diomedes, auch nicht ein Meneſtheus dem Sthenelus: aber deß⸗ halb leugnet es dem Meneſtheus niemand, daß er gleichfals tapfer geweſen, ſo wie auch nicht dem Sthenelus oder Diomedes oder Aeas; ob

mann gleich erkennet, daß die Tapferkeit bey dieſen Helden in verſchiedenem Grade ſich befunden. Auch die Tapferkeit hat ihre mittlern Gattungen, und ſie ſteiget von ihrem höchſten Grade immer allmälig zu niedrigern und niedrigern Graden herunter.

§. 3.

Und, damit wir uns endlich von Körpern weg begeben, bey denen Stärke und Schönheit in verſchiedener Größe angetroffen wird: ſo halte einmal die Andromache und Penelope gegeneinander. Beide waren tugendhaft, beide liebeten ihre Gemale herzlich. Aber du wirſt doch die Penelope vorziehen; nicht etwa, weil ſie eine Griechiſche, die Andre aber eine Phrygiſche, Dame war, ſondern weil du bey ihr einen höhern Grad der Tugendhaftigkeit erblickeſt. Neſtor giebet dem Agamemnon guten Rath. Iſt er deßwegen alleine verſtändig, der Andre aber ganz unverſtändig? Gewiß du wirſt den höchſten Befelshaber aller Griechen, den vom Jupiter abſtammenden, den Hirten der Völker, ſo nicht zu ſchimpfen begeren: ſondern er, als ein gleichfals verſtändiger Herr, hatte dennoch bisweilen eines noch verſtändigern Rathgebers nöthig. Vielleicht überzeuge ich dich noch eben ſo wenig als vorher, wenn ich von Gutem mit dir rede, und

glei-

gleiches mit gleichem vergleiche, ſo daß nur im Beſitze deßelben ein Unterſchied in der Größe bleibet, wenn einer ein mereres, der Andre ein wenigers, von Einerley Sache hat: da du ia ſprichſt, auch die Geſundheit ſey in ſich nur was Einfaches. Was iſt aber wol weniger Einfach als dieſe? Denn die Beſchaffenheiten der Körper ſind, in Anſehung des Zuſtandes der Geſundheit, noch weit mannigfaltiger, als die Beſchaffenheiten der Sele: alſo daß das Gegentheil von deinem ſprechen ganz offenbar iſt. Wer den höchſten Grad in der Geſundheit des Leibes ſuchet, der iaget einer Sache nach die er nicht erreichet, und die weder ein Aeſkulap, noch ein Chiron, ihm ſo leicht eriagen helfen wird. Wer aber zufrieden iſt mit dem, was, bey dem ungleichen Grade des zu erlangen- möglichen, erlanget werden kann: der wird der Kunſt der Aerzte keinen Vorwurf machen, und wird doch noch immer hoffen, er könne vielleicht den höchſten Grad erreichen. Eben ſo verhält es ſich mit dem Guten überhaupt. Es giebet drey Fragen, in die mann die gegenwärtige Unterſuchung zerfällen kann. Die Erſte heißet: Iſt es Warheit, daß ein Gutes größer ſey als das Andre? die Zweite: wie iſt es mir möglich, dieſen Unterſchied zu erkennen? und die dritte: was habe ich davon für Nutzen?

Laßet uns dieſe Fragen kürzlich betrachten: wir wollen die iezt geſetzete Ordnung umkeren, und vom Nutzen den Anfang machen. Es ſey alſo vorerſt, weder Warheit noch Möglichkeit, in dem Satze, daß ein Gut größer ſey als das Andre: aber dieß wollen wir beſehen, ob der Satz einen Nutzen darreiche? Denn manche Dinge ſind weder Warheit, noch auch möglich; und gleichwol gewären ſie dem, der ſie als Warheit glaubet, einen guten Nutzen.

§. 4.

Indem Socrates das Weſen des Guten blos und allein in den Begriff des Beſten einſchränkete, und alles andre geringere Gute nicht mit der Benennung des Guten belegen wolte; ſchnitte er da nicht dem gröſſten Theile der Menſchen die Hofnung völlig ab, ie zu dem Guten zu gelangen, oder ſich um daßelbe bemühen zu dürfen? Wer aber Stufen des Guten zugeſtehet, und gleichſam Einkerungen unter Weges, von denen er immer ſich wieder weiter aufmachen kann; der hilft dem Reiſenden fort, und beſtärket ihn in der Hofnung, als könne er doch ſein ihm beſchieden Theil erreichen; und er tröſtet ihn durch das, was er indeßen erreichet, als habe er doch einen guten Fortgang zu dem Beſten gewonnen: und eben dadurch preiſet er nachher den, der den höchſten Grad erſtiegen hat, als den Beſten un-

ter den Guten Menſchen. Hingegen die Lere des Socrates erkläret iemanden für den Beſten unter lauter andern Elenden, und für den Stärkeſten unter lauter ganz Schwachen: und überhaupt giebet ſie den Beſten Menſchen keine Mitkämpfer um den Vorzug; ſie machet auch, daß mann die Tugenden nicht gegen Andre, ihnen einiger maßen änliche, halten und ſchätzen kann. Dieß mag genug geſaget ſeyn in Anſehung des Nutzens: ich will nun auch das Mögliche erwägen. Mann erkennet das beßere Gold durch Vergleichung mit ſchlechterm Golde, nicht aber mit Bley; und eben ſo hält mann Silber gegen Silber, und Kupfer gegen Kupfer. Alle dergleichen Schätzungen geſchehen durch Vergleichung gegen etwas, das dem andern zwar änlich iſt am Weſen, aber unänlich am Grade ſeines Vorzuges. Wenn du nun das Gute blos gegen das Böſe hälteſt, wird dir da nicht das kleineſte Gute als das Beſte erſcheinen? Denn ſo wie bey Nacht-Zeit ein Licht von einem angezündeten Feuer, wegen der dicken Finſterniß die um daßelbe herum iſt, eben ſo ſtark, wo nicht noch ſtärker, als das Tages-Licht, zu ſeyn ſcheinet: das doch, gegen die helle Sonne gerechnet, nur was dunkeles und ſchwaches iſt: ſo verhält es ſich auch mit dem Guten: gegen das Böſe gerechnet, iſt ein ge-

meines und kleines Gutes was vortrefliches, und leuchtet wie das Beſte, ſo wie in großer Finſterniß ein kleiner Funken, und in der dicken Nacht ein kleines brennendes Licht: läßet mann daßelbe aber in einen Wett-Streit mit änlichem Guten treten, alsdenn fället das wirklich Beßere und das allerbeſte erſt in die Augen. Verfäreſt du anders, ſo hebeſt du allen Unterſchied zwiſchen Guten und Beßerm auf, und macheſt, daß mann es nicht nach der Warheit beurtheilen kann. Sieheſt du nicht unſern Monden, der ein Mittel-Geſtirne zwiſchen Nacht und Tag iſt? In der Nacht glänzet er helle, beym Sonnen-Scheine iſt er verdunkelt. Bey Tage herrſchet die Sonne, als das ſtärkeſte und vollkommenſte Himmels-Licht: Bey Nacht-Zeit herrſchet der Monden, ob er gleich nur das ſchwächeſte iſt. Solchergeſtalt auch das Gute: ſetzet mann es zwiſchen das finſtere und düſtere und nie-leuchtende des Böſen; ſo herrſchet das ſchwächeſte und dunkelſte Gute; ſetzet mann aber Gutes zwiſchen anderes Gutes, ſo muß nothwendig das leuchtendere Gute den Vorzug zeigen.

§. 5.

Genug vom Möglichen: ich wende mich zu dem was die Warheit betrift. Kann mann denn die menſchliche Dauer auf Erden für was anders achten, als für eine Lebens-Fürung, an welcher die

die Sele und der Leib und der äußere Glücks-Zuſtand ſeinen Antheil hat? Wenn dieſe Dreie gut mit einander zuſammenſtimmen, und iedes von ihnen zu ſeinem ſtärkeſten Grade gelanget; ſo nennet mann dieſe Gemeinſchaft, Glückſeligkeit: wenn die Sele als der Ober-Anfürer beſielet, und der Leib als ein guter Streiter gehorchet, und das äußere Glück ſich als ein gutes Rüſt-Zeug darbietet; aus welchen zuſammen ein guter Sieg erwächſet. Nimmeſt du das äußere Glück weg, ſo entwafneſt du den Streiter; nimmeſt du den Streiter weg, ſo ſetzeſt du den Befelshaber von ſeinem Ammte ab; der Streiter iſt indeßen was ſchätzbarers als das Rüſt-Zeug, und der Oberbefelshaber was ſchätzbarers als der Streiter. Schätzeſt du den Oberanfürer nur alleine für was rechtes, und verachteſt die beiden Andern; wozu ſoll der Anfürer ſein Glück nutzen? Oder ſchätzeſt du alles dreies für gleich gut; wozu brauchet das Glück eines Anfürers? Die Sele herrſche, der Leib thue Dienſte, das Glück ſey zu beidem nützlich: alles das iſt gut: nur ich ſage, nicht alles dreies iſt von gleichem Werthe. Betrachte doch eine Schiffart auf dem Meere. Der Steuermann beſielet da, ſo wie die Sele dem Leibe: das Schiff wird regieret, ſo wie der Leib von der Sele: die Winde blaſen, ſo wie das

Glück

Glück bey den Tugenden. Entſtehet ein Sturm, und das Schiff iſt nur noch ganz, und der Steuermann iſt nur noch da; ſo iſt Hofnung zur Erhaltung: und geſezt, das Schiff liefe nicht ſeinen geraden Weg, ſo iſt doch, vermöge der Kunſt des Steuermannes, Hofnung, daß es von dem Untergange werde gerettet werden. Fängeſt du aber vom Steuermanne an, und nimmeſt den weg: ſo iſt das Schiff wenig nütze, wenn es gleich noch ganz iſt; und das blaſen des Windes hilft wenig, wenn es gleich günſtig iſt. Daher iſt denn auf dem Meere der Steuermann ſchäzbarer, als das Schiff und der günſtige Wind; nächſt ihm iſt das Schiff das ſchäzbarere, und nächſt dieſem die äußere Hülfe zur guten Fart. Gleicherweiſe iſt in dem Laufe dieſes unſers Lebens, das ſchäzbareſte die Sele, und nächſt ihr der Leib, und ſo dann das Glück: und das Gute des ſchäzbarern hat immer einen Vorzug vor dem Guten des weniger ſchäzbaren.

§. 6.

Behaupte ich doch, daß auch die Sinne nicht von gleichem Werthe ſind. Homer war blind, wie die gemeine Sage ſpricht: aber er hörete die Kalliope. Atys war taub, aber er ſahe die Sonne. Verwechſele dieſe Gebrechen, und laß den Atys hörend, aber nicht ſehend, ſeyn; und

den

den Homer ſehend, aber nicht hörend: ſo wird dem Atys doch keine Kalliope was ſingen; da indeßen dem Homer ſeine Lermeiſterinn unbenommen bleiben wird. Auch unter den Göttern glaube ich keine gleiche Würde, ſondern ich glaube dem Homer, wenn er ſpricht: alles iſt in drey Herrſchaften getheilet, und ieder Beherrſcher iſt ſeiner Würde theilhaftig: aber nicht gleicher Würde; denn die Herrſchaften ſind nicht einander gleich. Das Theil des Himmels iſt ia wol dem Antheile des Meeres nicht gleich; ſo wie auch nicht das Theil des Meeres dem Antheile der Unterirdiſchen. Indeßen ſind alle dreie Götter, und Söne des Kronus, Pluto ſo wol als Neptun und Jupiter. Denn auch Lyſander war ein Spartaner: aber Ageſilaus zugleich ein Abkömmling vom Herkules. Ich aber ſchätze auch die Abſtammungen, eine höher als die Andre, nach den Tugenden der Vorfaren. Der Pferde-Liebhaber ſchätzete den Adel ſeiner Pferde hoch, weil ſie von ſolchen herſtammeten, die Jupiter dem Tros, zur Vergeltung fur ſeinen verlornen Son Ganymedes, geſchenket hatte, und die die allervortreflichſten Pferde geweſen. Der Jäger liebet eine edle Art Jagd-Hunde. Solte ein Liebhaber der Menſchen, deren Abſtammung nicht auch auf eine ächte Art prüfen?

Er

Er muß nicht ſprechen, Artoxerxes iſt ein Son des Xerxes; denn das iſt ein zaghaftes Geſchlechte: auch nicht, Kröſus iſt ein Son des Halyattes; denn das iſt ein ſchwaches und mattes Geſchlechte: auch nicht, Hippias iſt ein Son des Piſiſtratus; denn das iſt ein arges Geſchlechte: nenneſt du aber einen Leonidas oder Agesilaus, ſo erkenne ich an dieſen eine angeſtammete Tugend, ich habe den Herkules im Andenken, ich lobe dieſe edle Herkunft. Wenn doch auch zu Athen eine Nachkommenſchaft eines Ariſtides oder eines Socrates wäre! ich würde dieſelbe eben ſo hoch, als die Nachkommen eines Herkules, oder eines Perſeus, und als recht Edelgeborne, ſchätzen! Du lobeſt Bäche, die klar aus ihren Qvellen fließen; und Bäume, die zwar alt worden ſind, aber doch gute neue Stämme liefern: wolteſt du nicht auch einen menſchlichen ächten Adel loben, der ſeinen Urſprung von tugendhaften Anen als aus einer reinen Qvelle hat, und ſich unverfälſchet fortpflanzet? Und bis hieher redeſt du als ein Mann, und biſt alles Beifalles würdig. Wie, wenn ich dich auch wegen des Reichthumes fragete, was würdeſt du da ſagen, und in was für einen Rang würdeſt du dieſe Sache ſetzen? Rede mit freiem Haupte die Sprache deiner Sele: ſage, was hälteſt du vom Reichthume? Iſt er

was

was Uebels? Warum liebeſt du ihn denn? Iſt er was Gutes? Warum verachteſt du ihn? Die Zunge hat einen Schwur ausgeſprochen, aber mein Herz weiß nichts davon. Oder, hälteſt du ihn weder für was Uebels, noch für was Gutes, ſondern du ſetzeſt ihn unter die Mittel-Dinge, die bald gut bald böſe ſeyn können? Bleibe bey dieſer Gleichgültigkeit, gehe nie in deiner Geſinnung weiter, und überſchreite dieſe Schranken nicht. Veränderſt du aber die Benennung, und ſprichſt, er ſey zwar kein eigentliches Gutes, er ſey aber doch was vorzuziehendes: ſo giebeſt du ihm nur einen andern Namen, nicht aber einen geringern Werth.

Vierzigſte Rede.

Ob die Wolluſt ein Gut ſey.

§. 1.

Eine gewiße, uns wiedrige, Lere, hat ſich vorgenommen, uns zu bereden, Wolluſt ſey ein Gut, wenn ſie nur was ſicheres wäre. Dieſe Lere iſt in der That verfüreriſch: denn da mann ſonſt fragete, ob mann die Wolluſt unter das Gute oder unter das Böſe rechnen müſte; ſo ſoll

mann

mann nun dieſe Frage bey Seite ſetzen, und ſoll ſich vorſtellen, die Wolluſt ſey was Gutes, nur daß mann zuſehen müße, ob dieſes Gute was zuverläßiges und unwandelbares ſey. Aber, wie kann mann ein Gutes gedenken, das in ſich wandelbar iſt? Wenn iemand lerete, die Erde habe keine feſte Stelle; ſo lerete er zu gleicher Zeit, ſie wäre gar nicht: und wenn iemand der Sonne ihre Bewegung und ihren Lauf abſpräche; ſo wäre das eben ſo gut, als ſpräche er, ſie wäre gar nicht. Auf eben die Weiſe, wenn iemand dem Guten ſeine ihm eigene Zuverläßigkeit und Fortdauer abſpricht; ſo benimmet er ihm ſein Weſen. Denn mit dem Guten iſt es nicht etwa ſo bewandt, wie mit der Leibes-Schönheit; daß es nur zu einer gewißen Zeit in ſeiner Blüte ſtehet. Wie will mann nun die Wolluſt für was Gutes erklären, aber noch erſt bey derſelben fragen, ob ſie auch ein zuverläßiges Gutes ſey? denn, wenn ein Gutes nothwendig immer Gut ſeyn muß: ſo verſchwindet, mit dem Mangel des zuverläßigen, auch zugleich der Begriff des Guten, bey der Wolluſt. Und welcher Satz von beiden iſt glaubhafter? Wenn mann ſpricht, die Wolluſt ſey was Gutes, wenn es gleich nichts zuverläßiges iſt: oder wenn mann ſpricht, ein ſcheinendes Gutes ſey kein Gutes, in ſo ferne es

nichts

nichts zuverläßiges und blindes iſt? Mir dünket, der leztere Satz ſey der richtige. Es iſt beßer, die Wolluſt aus dem Reiche des Guten zu verbannen, indem mann dem Guten lauter Dauerhaftigkeit zuſchreibet; als der Wolluſt die Eigenſchaft des Guten zuzuſchreiben, ihr aber die zuverläßige Dauerhaftigkeit abzuſprechen.

§. 2.

Da nun das ware Gute nicht allezeit angenem, hingegen allezeit was dauerhaftes, iſt; das Angeneme aber nicht allezeit gut, allezeit aber was veränderliches iſt: ſo bleibet einer von dieſen beiden Sätzen feſte: entweder, wir müßen der Wolluſt nachiagen, und nicht lange fragen, ob ſie was gutes iſt; oder, wir müßen nach dem guten ſtreben, und der Wolluſt nicht nachiagen. Meiner Meynung nach iſt nichts zu begeren, was nicht wirklich gut iſt: aber, weil manches einen Schein des Guten hat, daher kömmet es, daß das, was nicht gut iſt, als was gutes begeret wird; ſo wie es bey Geld-Sachen ergehet, da mann falſche Münze einnimmet, die mann nicht nemen würde, wenn ſie nicht gutem Gelde gar zu änlich erſchiene. Hier indeßen haben die Kenner doch ein gewißes Kunſt-Stück, durch deßen Hülfe ſie das falſche von dem guten Silber richtig unterſcheiden können: und bey dem mo-

raliſchen Guten ſoll die Vernunft das, was blos einen Schein des Guten hat, aber nicht wirklich gut iſt, von dem waren Guten unterſcheiden. Aber da unterlaßen wir oft die Prüfung, und wir machen es wie unerfarne Wechsler, die ſich einen Schatz von lauter falſcher Münze einſammlen.

§. 3.

Wie gehet mann denn nun bey dieſer Prüfung eigentlich zu Werke, wie ſtellet mann die Unterſuchung ann? Wenn iemand ſeinen Ochſen vom Pfluge, und ſein Pferd vom Staats-Wagen, abſpannete, und verwechſelte die Dienſte derſelben, ſo daß der Ochſe den Wagen, und das Pferd den Pflug, ziehen ſolte: würde er nicht wieder die Ordnung der Natur ſündigen, und dieſe Thiere mißbrauchen, oder ſich ganz unerfaren darſtellen, und ſchlechten Vortheil gewinnen, ia ſich mit ſolchem Geſpanne lächerlich machen? Wie, wenn er noch ungereimtere Dinge vornäme: wenn er Vögeln die Flügel abſchnitte, und begerete, ſie ſolten hinfort immer auf der Erde gehen; hingegen dem Menſchen Flügel anſetzete, und von ihm forderte, er ſolle durch die hohe Luft fliegen, wie ein Vogel? Wäre er, wegen ſolcher Umwechſelung, nicht höchſt auslachens-würdig? Hat es doch ſelbſt die Fabel-Geſchichte nicht über das Herz bringen können, vorzugeben, als ſey

Dädalus

Dädalus mit ſeiner unnatürlichen Flug-Kunſt ganz glücklich geweſen; ſondern ſie läßet ihm ſeinen Son mit ſammt den Flügeln aus der hohen Luft inns Meer herab fallen. Mann erzelet von einem iungen Menſchen zu Karthago, er habe einen iungen annoch ſaugenden Löwen eingefangen, er habe denſelben auferzogen, und habe ihm durch eine, den Löwen wiedernatürliche, Narung ſo zam gemachet, daß er allen Muth verloren, und er ihn angewönen können, Laſten wie ein Eſel durch die Stadt zu tragen. Dieſen Menſchen tödteten die Karthaginenſer, aus Unwillen über dieſe Gewaltthätigkeit wieder die Natur: ſie meyneten bey ihm einen Hang nach Tyranniſcher Herrſchaft zu erblicken, ob er gleich dem Stande nach nur noch eine Privat-Perſon ſey.

§. 4.

Gleichwie nun dem Geſchlechte der Pferde zu ſeinem Beſten die Schnelligkeit im laufen, dem Geſchlechte der Ochſen ſchwere Arbeit, den Vögeln Flügel, den Löwen Muth und Stärke, und ſo ferner, von der Natur zugetheilet iſt: ſo muß gewiß auch dem Menſchen ein Vermögen angeboren ſeyn, dadurch er ſein Beſtes ſuchen und fördern kann. Dieſes Vermögen aber muß von dem Vermögen Andrer Thiere ganz unterſchieden ſeyn, daferne der Menſch nicht blos durch Muth

und Stärke wie die Löwen, auch nicht blos durch Schnelligkeit im Laufe wie die Pferde, auch nicht durch Laſt-tragen wie die Eſel, oder durch Pflug-ziehen wie die Ochſen, oder durch fliegen wie die Vögel, oder durch ſchwimmen wie die Fiſche, ſein Beſtes ſuchen ſoll: ſondern er muß für ſich gleichfals ein ihm eigentlich beſtimmetes Geſchäfte haben, das ihm zu ſeinem Leben heilſam iſt. Jedem Thiere iſt ia ſein eigenes Vermögen zugetheilet zum Nutzen ſeiner Lebens-Art; es verrichtet Geſchäfte, die dieſem Vermögen gemäß ſind; und es hat Gliedmaßen, die ſich zu dieſen Geſchäften und zu dieſem Nutzen ſchicken. Mit Einem Worte: was für iedes Thier das Beſte iſt, ſchränket ſich in deßen Geſchäfte auf die beſtimmteſte Art ein; die Geſchäfte richten ſich nach dem Nutzen, den es ſchaffen ſoll; der Nutzen iſt nach dem Verhältniße ſeiner Kräfte feſte geſetzet; die Kraft äußert ſich durch beqveme Gliedmaßen; und die Gliedmaßen ſind ihm aus dem mannigfaltigen Vorrathe der Natur mitgetheilet. Denn die Natur iſt hierinn gar reich; und ſie hat iedes Thier zur Erhaltung ſeines Lebens ſo ausgerüſtet, wie es ſich für daßelbe ſchicket: einem hat ſie ſcharfe Klauen, dem andern ſpitzige Zäne, einem andern ſtarke Hörner, andern ſchnelle Beine, andern Muth, andern Gift, geſchenket. Den

Men-

Menſchen aber hat ſie von allen ſolchen Gaben entblößet: ſie läßet ihn nackend, mit einer glatten Haut, ſchwach an Kraft, langſam an Lauf, zum fliegen ganz unvermögend, zum ſchwimmen nur wenig vermögend, in die Welt kommen. Aber dagegen hat ſie ihm, zur Erhaltung und Beglückſeligung ſeines Lebens, einen unſichtbaren Funken eingepflanzet, den die Menſchen die Vernunft nennen: durch die ſoll er ſein Beſtes ſuchen, die Bedürfniße ſeines Lebens beſorgen, die Gebrechen ſeines Leibes heilen, und wieder die überlegenen Kräfte andrer Thiere Mittel finden, ſie alle beſiegen, und ſie unter ſein Geſetz und ſeinen Befel zwingen.

§. 5.

Frage mich nun wegen des Menſchen, wo und wie er das, was für ihn Gut iſt, finden ſoll? ich werde dir antworten, ſo wie ich wegen des Löwen, oder des Vogels, oder aller andern Thiere, ſchon geſaget habe. Suche das Gute des Menſchen in dem, was das eigentliche Geſchäfte des Menſchen iſt. Wo finde ich dieſes Geſchäfte? Betrachte das Werkzeug. Wo werde ich das gewar? Betrachte das, wodurch er eigentlich erhalten wird. Fange von dieſem leztern an. Was erhält den Menſchen eigentlich? Etwa die ſinnliche Luſt? da ſageſt du mir was

allgemeines, das ſich über alle lebende Dinge erſtrecket: und daher kann ich deßen beſondern Werth vor allem andern nicht erkennen. Ein Ochſe, ein Eſel, eine Sau, ein Affe, hat ſeine ſinnliche Luſt. Siehe, in was für eine Reihe du das menſchliche Geſchlechte ſetzeſt, was du ihm für Mitgenoßen ſeines Guten zugeſelleſt. Iſt die ſinnliche Luſt das, was den Menſchen erhält und beglückſeliget; ſo frage weiter, was für Werkzeuge er dazu hat? Du wirſt deren viele und mannigfaltige antreffen: und bis an die Augen und Oren ſind die Werkzeuge noch Erenwerth; geheſt du aber weiter, und ſieheſt, auf was für Wegen die Luſt zu ihm kömmet, ſo bedenke, was für Werkzeugen du die Erhaltung und Glückſeligkeit des Menſchen zuſchreibeſt. Und haſt du die Werkzeuge gefunden, ſo betrachte die Geſchäfte derſelben. Die Zunge ſoll Leckerbißen koſten, die Augen ſollen ſchmachtend ausſehen, die Oren ſollen lauter liebliche Tone hören, der Magen ſoll gefüllet werden, und es ſoll alles andre ſeinen böſen Willen haben, was aufgeleget dazu iſt, ihn haben zu wollen. Da haſt du die Geſchäfte; da haſt du alſo das rechte Gute gefunden. Iſt das das Heil des Menſchen? Iſt das ſeine Glückſeligkeit?

Ein

Ein und vierzigſte Rede.

Die Wolluſt iſt vielleicht ein Gut, aber nur nichts zuverläßiges Gutes.

§. 1.

In einem alten Spruche heißet es: es iſt ſchwer, gut ſeyn *). Iſt es denn einem Pferde ſchwer, gut zu ſeyn, nach der erforderlichen Beſchaffenheit eines Pferdes, oder einem Jagd-Hunde nach ſeiner Beſchaffenheit? Oder iſt es einem Pferde und Hunde nicht ſchwer, nach ſeiner Art gut zu ſeyn, ſondern beide können die für ſie gehörige Geſchicklichkeit leicht erlangen, wenn nur das Pferd von der rechten Zeit ann gut zugeritten, und der Hund gut zur Jagd angefüret, wird: aber dem Menſchen alleine iſt ſein Gutes, ſchwer zu eriagen, und ſchwer in Beſitz zu bekommen; ia auch ſchwer zu beſtimmen, worinnen es beſtehe? und giebet es noch gar keine Kunſt, nach welcher er gut angefüret werden könne? Kann er nicht vielmer den zankenden

*) Der weiſe Pittacus ſprach ſo, als mann ihn fragete, warum er eine Regierungs Würde niedergeleget habe.

Schul-Weiſen allen Vorwand von nöthigen Abhandlungen und Wort-Streitigkeiten und Säzen benemen, ob das Gute durch Unterricht beygebracht werden könne? Iſt es ihm wol nothwendig, die Hofnung, zu einem guten Zwecke zu gelangen, völlig aufzugeben, oder aufzuhören an ſeinem Heile zu arbeiten? Soll er ſich, durch die Wiederſprüche der Weiſen untereinander, von aller Ausſicht nach dem Guten abſchneiden laßen, und ſich um keine gute Lere bekümmern? Soll er es etwa machen, wie einige elende Seefarende, die zum erſten male auf das hohe Meer gehen? Wenn die nur eine geringe Wallung des Gewäßers bemerken, ſo erſchrecken ſie aus Ungewonheit; ſie ſuchen, aus dem Schiffe wieder heraus zu kommen, ſie verzagen an der Kunſt des Steuermannes; und indem ſie ſich in dem Boote aus den Wellen zu retten gedenken, kommen ſie eher um, als das Schiff in Gefar geräth. Denn auf eben ſolche Weiſe, dünket mir, gehet es denen, die ſich zur Weltweisheit wenden, daſelbſt aber mannigfaltige Mißhelligkeit in den Leren gewar werden, und darüber in einen Zweifel gerathen den ſie nicht ausſtehen können; weßhalb ſie anfangen zu verzweifeln, daß ſie wol nie zu einer Feſtigkeit in vernünftiger Einſicht der Warheit, als in einen ruhigen Hafen, gelangen werden.

§. 2.

§. 2.

Oder weißeſt du nicht, daß die Meinungen und Leidenſchaften der Menſchen, und die Urſachen und die Qvellen derſelben, nebſt den Ausbeßerungen und Heilungs Mittel, wegen welcher die Weltweiſen täglich ſich beſchäftigen und reden, keine eingeſchränkete oder einfache Sache ſind? Und daß ſie gar nicht einem ſichern Fluße gleichen, dem mann nur das Schiff überlaßen darf, und der es von ſelbſt dahin träget, wohin mann es haben will? Nein, hier iſt ein weites und offenes Meer, auf welchem mann eher, als auf allen Sicilianiſchen und Africaniſchen Gewäßern, irre faren kann. Die Kunſt weiß zwar den Weg, ſie richtet ihre Augen gegen den Himmel, ſie kennet die Hafen. Aber es gehet doch auch hier oft, wie es manchem Steuermanne gehet: alle geben Wißenſchaft und Kenntniß vor, vielen aber felet das richtige Wißen; ſie treffen den Hafen nicht, ſie laufen an harte Felſen, oder ſie gerathen auf untiefe Küſten; noch andre kommen zu den Sirenen, oder zu den Lotophagen, oder in ein Land wo entweder boshafte Leute wonen, die niemanden freundlich aufnemen, oder Leute die in ihrer Dummheit nichts von Gott wißen, oder die in ihren Lüſten ſich verderben. Findet mann aber einen guten und in ſeiner Kunſt zuverläßigen Steuermann,

mann, ſo bringet der ſein Schiff in den ſicherſten Hafen, wo mann weder Taue zum anbinden am Ufer, noch Anker zu werfen, nöthig hat. Wer iſt denn nun ein ſolcher Steuermann, dem wir uns auf unſrer Fart anvertrauen können? Frage darnach nicht eher, mein Freund, als bis du die mancherley Arten von Steuerleuten in nähere Betrachtung genommen haſt; beſonders aber und vor allen andern, denſelben zärtlichen und Ergötzungs-vollen Steuermann des Schiffes, das am Lande recht ergötzlich iſt anzuſehen, auf der Fart ſelber aber gar keine Dienſte thut, das mit den ſchlechteſten Ruderknechten beſetzet iſt, deßen Werkzeuge alle ganz beſchädiget ſind, und das bey iedem Sturm-Winde zu Grunde gehen muß.

§. 3.

Und da mein Vortrag einmal, ich weiß ſelbſt nicht wie, das Bild einer Fart zur See vorzuſtellen angefangen hat; ſo will ich auch nicht eher von demſelben abgehen, als bis ich das Gemälde völlig ausgearbeitet habe. Ich vergleiche alſo die Philoſophie des Epicurs mit dem großen Schiffe ienes ehemaligen Königes: und ich erzele dabey nicht etwa eine erdichtete Sache: denn es iſt ia ſo gar lange noch nicht, da ein König der Barbarn, die oberhalb Phönicien wonen, die vom Meere nichts verſtehen, auch

ſich

ſich um den donnernden Jupiter, oder um die andern ſeligen Götter, nichts bekümmern, aus Aegypten nach den Trojaniſchen Küſten zu Waßer gehen wolte *). Dieſer von Gott und von dem Meere gleich viel wißende Fürſt, ließ ſich zu ſeiner vorhabenden Fart ein recht großes und geraumes Schiff erbauen, damit er alle ſeine Vergnügungen mit in daßelbe einſchiffen konnte. Die Zimmer für ihn ſelbſt waren auf das ſchöneſte ausgeſchmücket, nebſt prächtigen Vorgemächern, Schlaf-Zimmern, und Plätzen zum Spatziergehen. Außerhalb dieſer Reſidenz war ein großer Garten, voll Granaten- und Birn- und Aepfel-Bäume, und voll Weinſtöcke: es war ein Bade-Haus im Schiffe, und ein Platz zu ritterlichen Leibes-Uebungen: die vielerley Köche hatten ihre Werk-ſtäte, und die Kebes-Weiber ihre Kammern: es war ein großes Tafel-Gemach, mit allem was zur Gaſterey erforderlich iſt: und mit einem Worte, was mann nur in einer wollüſtigen Stadt in verſchiedenen Gebäuden ſuchen kann. Das Schiff war rings um mit den angenemeſten Farben, mit vielem Golde und Silber, ausgezieret: und es ſahe völlig aus, wie ein furchtſamer Krieges-

Mann,

*) Alle Umſtände geben es, daß dieſe Erzelung dennoch nur eine bloße Erdichtung iſt.

Mann, der ſich mit lauter güldenen Rüſtungen bedecket hat. Die Aegyptier konnten ſich an dem großen prächtigen Schiffe nicht ſatt ſehen, ſie prieſen den glückſelig, zu deßen Dienſte es gebauet war, und mancher wünſchete wenigſtens einen Matroſen auf einem ſo ergötzenden Farzeuge abgeben zu können. Als es nun Zeit war, in die hohe See zu gehen, ſo ſegelte dieſes große und koſtbare Schiff vom Lande ab, und bewegete ſich, wie eine ſchwimmende Inſel, aus dem Hafen fort. Es ſegelten aber auch einige andre gemeine Fracht-Schiffe mit ab, die zur See-Fart beqvem gebauet waren. So lange der Wind günſtig war, behauptete dieſes fürſtliche Schiff ſeinen Vorzug, es war voll Vergnügungen, voll guten Geruch, voll Schall der Flöten und Pfeifen, und voll Geſang der Menſchen. Als aber plötzlich ein aufſteigendes Ungewitter den Himmel trübe machete, und ein ſtürmiſcher Wind mit vielem Brauſen ſich erhub: da ſahe mann, wozu Wolluſt, und wozu Kunſt, nütze. Denn die andern Schiffe zogen ihre Segel ein, ſie ſtritten wieder die Wellen, ſie konnten den Wind ertragen, und wereten den Anfall des Uebels glücklich von ſich ab. Jenes unglückliche Schiff aber trieb umher, wie ein großer Menſch deßen Kopf von Trunkenheit ſchwerer iſt

als

als der übrige Leib, und ſich nicht ſtehend erhalten kann: weder der Steuermann wuſte, was er machen ſolte; und das übrige zärtliche Volk lag erſchrocken und ſeufzend zu Boden: der Sturm verderbete alle die bewundernswürdigen Dinge, und zerbrach die Wände, die aus ſo vielen und ſtarken Bolen zuſammengeſetzet worden; er löſete die fürſtlichen Zimmer, und Kammern, und Bade-Gemächer alle auseinander, und die Trümmer, wie von einer zerſtöreten Stadt, wurden gegen die Ufer verſchlagen, die Menſchen aber ſchwommen eine Weile wie See-Vögel zwiſchen den Wellen, bis ſie umkamen. Dieß war der Ausgang des unvernünftigen Schiff-Herrn, und des unbrauchbaren Schiffes, und der unzeitigen Wolluſt.

§. 4.

Laßet uns wieder auf den Vortrag *) kommen, dem wir dieſes Bild verglichen haben. Denn gewiß, derſelbe Vortrag will uns, nicht eine kurze See-Fart, oder einen Lauf von wenig Tagen, aufgeben; ſondern er ſchreibet uns auf unſre ganze Lebens-Zeit die Wollüſte zur Haupt-Regel vor, die doch nichts zuverläßigeres ſind, als die Fluten des Meeres. Das zwar ſoll uns noch niemand bereden, als wäre die Wolluſt gar nicht was Gutes: aber

das

*) Er verſtehet durch dieſen Vortrag die Lere des Epicurs.

das mag er ſich vornemen, uns zu zeigen, daß ſie was dauerhaftes Gutes ſey. Kann ſich die Wolluſt nie in Unluſt verwandeln, ſo will ich mich von Herzen gerne auf immer erluſtigen, und will mich um keine Tugend weiter bekümmern: zeige mir nur eine ſichere Wolluſt, zu der keine Traurigkeit ſich geſellet; eine Wolluſt, die mich nie gereuen kann, die immer Lobens-würdig bleibet. Wie wilſt du mir aber eine ſolche zeigen können? Eben ſo wenig als eine immerwährende lautere Unluſt. Denn die Natur hat den Menſchen von ſolchen Dingen nichts durchaus beſtändiges und lauteres beſtimmet, ſondern hat immer trauriges mit erfreulichem verknüpfet, und beides untereinander gemiſchet. Wer alſo das Eine nimmet, der muß ſich ſo gleich auch das Andre gefallen laßen: denn da ſie aneinander gewachſen ſind, ſo folget Eines dem Andern alſofort, Eines kömmet nach dem Andern zum Vorſchein, und ſie wechſeln ihren Umgang mit dem Menſchen ab. Mit dieſer Abwechſelung iſt die Sele geplaget: wie will ſie alſo ie einen Zuſtand, der von gar keiner Unluſt einige Empfindung hat, erlangen, da ſie mit lauter unſtandhaften Gütern umgehen muß? Dem Meere traue ich eben deßwegen nicht, obgleich vor ietzo kein Wind drüber bläſet, und ob es gleich völlig ruhig iſt:

denn

denn dieſe Stille iſt mir verdächtig, ſie kann ſich bald ändern. Wilſt du, daß ich dem ruhigen Meere trauen ſoll, ſo bringe mich auf ein zuverläßig-ſtilles Meer, wo kein Sturm und kein Platz-Regen kömmet, ſondern wo ein völlig heiterer Himmel und ein reiner Glanz ſich beſtändig über mich ausbreitet. Mit der menſchlichen Sele iſt es eben ſo: und ſo lange ſie keinen erfarnen Steuermann zur Hülfe hat, ſo befürchtet ſie Stürme, wenn ſie gleich ietzo das ruhige Meer vor ſich ſiehet: und wenn ſtürmiſch Wetter iſt, ſo ſenet ſie ſich nach beßerer Luft. Denn der Lebens-Lauf eines Menſchen, der zur Wolluſt geneiget iſt, und der ſich vor Unluſt ſcheuet, iſt nichts geſetztes, er erſchrickt vor iedem Geräuſche, er iſt voll Mißtrauen, und unzuverläßiger als alle Meere.

§. 5.

Betrachte die Freier der Penelope, wie ſie in lauter Jugendlichen Freuden ihre Zeit zubringen; ſie eßen fette Ziegen, und zarte iunge Ziegen-Böcke; ſie hören wolklingende Töne der Muſik, ſie trinken den beſten Wein, ſie ergötzen ſich mit der Wurf-Scheibe, und ſchießen nach dem Ziele mit Wurfpfeilen. Wer ſolte ſie nicht, bey ſolcher ihrer Luſt, glücklich ſchätzen? Aber der Weiſe, der das künftige vorher ſiehet, ſpricht: o ihr unglückliche, was wiederfäret euch! eure Perſonen

ſonen erſcheinen in einer großen Dunkelheit eingehüllet! Das Uebel iſt euch ganz nahe! Eben ſo nahe war es ienem Phrygiſchen Alexander, der ſich dieſelbe bewundernswürdige Ergötzung aus Peloponnes räuberiſch holete. Denn alſobald wurde ein Griechiſches Heer wieder ihn auf die Beine gebracht, und ins Trojaniſche übergeſetzet, welches ihm, dem Liebhaber der Wolluſt, tauſendfältige Noth, und eben ſo viel auch ſeinem geſammten Lande, machete. Von den Aßyriſchen Wollüſten eines Sardanapalls nichts zu ſagen, die gar bald, nebſt alle ihrem Golde, und nebſt allen ſchönen Weibern, vom Feuer verzeret wurden: auch nichts von ienen Joniſchen Wollüſten eines Polycrates, auf die ein gar garſtiger Tod erfolgete. Die Stadt Sybaris war voll lauter Ergötzungen: aber alle dieſelben Lüſte giengen, mit ſammt ihren Liebhabern, zu Grunde. Auch bey den Syracuſanern war mannigfaltige Wolluſt im täglichen Gebrauche: aber es kamen nachher ſolche Unfälle, durch die ſie gar tief gedemüthiget wurden. Und wie lange dauerte die Freude bey den Korinthiern?

E N D E.

Regiſter.

Regiſter

der

Reden des Maximus Tyrius.

In unſrer Ueberſetzung, nach der Ordnung des Heinſius		Nach der Daviſiſchen Ausgabe	Nach den gemeinen Ausgaben
I	Daß die Rede eines Weltweiſen bey ieder Gelegenheit gut anzubringen ſey.	VII	XXXVII
II	Was Gott ſey nach der Lere des Plato.	XVII	I
III	Da Gott alles gut machet, woher kömmet das Uebel und Böſe?	XLI	XXV
IV	Haben die Poeten oder die Philoſophen beſſer von Gott gedacht?	X	XXIX

In unſrer Ueberſetzung, nach der Ordnung des Heinſius.		Nach der Daviſiſchen Ausgabe.	Nach den gemeinen Ausgaben
V	Ob mann beten und wünſchen müſſe?	XI	XXX
VI	Ob es ein Geſchenke Gottes iſt, wenn iemand gut wird?	XXXVIII	XXII
VII	Ob mann den Göttern Denk-Bilder ſetzen müſſe?	VIII	XXXVIII
VIII	Was der GOtt des Socrates ſey?	XIV	XXVI
IX	Eben davon.	XV	XXVII
X	Von der Socratiſchen Liebe.	XXIV	VIII
XI	Eben davon.	XXV	IX
XII	Ferner davon.	XXVI	X

Noch-

In unſrer Ueberſetzung, nach der Ordnung des Heinſius		Nach der Daviſiſchen Ausgabe	Nach den gemeinen Ausgaben.
XIII	Nochmals davon.	XXVII	XI
XIV	Aus wiedrigen Umſtänden läſſet ſich viel Nutzen ziehen.	V	XXXV.
XV	Wie mann frey von Betrübniß leben kann.	XXXIV	XVIII
XVI	Ob die Krankheiten des Leibes oder der Sele ſchwerer ſind?	XIII	XLI
XVII	Von der Wolluſt.	III	XXXIII
XVIII	Reden, die mit der That zuſammenſtimmten, ſind die beſten.	XXXI	XV
XIX	Das Vergnügen an philoſophiſchen Reden übertrift alles andre Ergötzen das an Reden gefunden werden kann.	XXVIII	XII

In unſrer Ueberſetzung, nach der Ordnung des Heinſius		Nach der Daviſiſchen Ausgabe	Nach den gemeinen Ausgaben
XX	Worann mann einen Freund von einem Schmeichler unterſcheiden könne?	XX	IV
XXI	Wie man ſich zur waren Freundſchaft bereiten ſoll.	VI	XXXVI
XXII	Von der Abſicht und Wirkung der Philoſophie.	XXXV	XIX
XXIII	Nochmals davon.	IV	XXXIV
XXIV	Ob das, was mann lernet, bloße Wiedererinnerungen ſind?	XVI	XXVIII
XXV	Wenn es eine Warſagungs Kunſt giebt, ob alsdenn die Menſchen eine Freiheit haben?	XIX	III

In unſrer Ueberſetzung, nach der Ordnung des Heinſius		Nach der Daviſiſchen Ausgabe	Nach den gemeinen Ausgaben
XXVI	Ob Socrates wol gethan, daß er ſich vor Gerichte nicht verantwortet hat?	IX	XXXIX
XXVII	Ob die Lebensart eines Cynikers einen Vorzug vor andern habe?	XXXVI	XX
XXVIII	Ob Plato mit Recht in ſeinem Staate den Homer verbeten habe?	XXIII	VII
XXIX	Ob Homer ein Haupt einer philoſophiſchen Secte ſeyn könne?	XXXII	XVI
XXX	Was Wiſſenſchaft ſey.	XII	XL
XXXI	Ob die Tugend eine Kunſt ſey?	XXXIII	XVII
XXXII	Ob die freien Künſte zur Tugend etwas beytragen?	XXXVII	XXI

In unſrer Ueberſetzung, nach der Ordnung des Heinſius		Nach der Daviſiſchen Ausgabe	Nach den gemeinen Ausgaben
XXXIII.	Ob mann ſeine Beleidiger wieder beleidigen ſoll?	XVIII	II
XXXIV	Die Ausübung hat einen Vorzug vor der Theorie.	XXI	V
XXXV	Die Theorie hat einen Vorzug vor der Ausübung.	XXII	VI
XXXVI	Die für ihren Staat fechten, ſind nützlichere Mitglieder deſſelben als Andre.	XXIX	XIII
XXXVII	Die den Acker bauen, ſtiften dem Staate größern Nutzen, als die Krieges-Leute.	XXX	XIV
XXXVIII	Unter dem was gut iſt, iſt keines größer als das Andre.	XXXIX	XXIII

Ein

In unſrer Ueberſetzung, nach der Ordnung des Heinſius.		Nach der Daviſiſchen Ausgabe	Nach den gemeinen Ausgaben.
XXXIX	Ein Gutes iſt allerdings gröſser, als das Andre.	XL	XXIV
XL	Ob die Wolluſt ein Gut ſey?	II	XXXII
XLI	Sie iſt vielleicht ein Gut, aber nur kein zuverläſsiges Gut.	I	XXXI

Einige bemerkete Druck-Feler.

Pag. 6. lin. 11. im, an ſtatt ein. p. 10. lin. 7. ſuchet, an ſtatt ſichet. p. 29. lin. 1. abſpräche. p. 62. lin. 7. fremden. p. 71. lin. 14. Strom. p. 72. lin. 1. dem, und lin. 10. den. p. 78. lin. 9. hinter Son ein Frage-Zeichen. p. 80. lin. die zweite Zeile von unten: um, an ſtatt nun. p. 98. lin. 11. Denk-Bilder. p. 136. lin. 11. Singe-Tänzen. p. 222. lin. 16. ihre, an ſtatt ihrer. p. 226. lin. 2. ſich zeigen. p. 275. lin. 6. Vergnügens, an ſtatt Vermögens. p. 280. lin. 18. ſchmeichelt, an ſtatt ſcheinet. p. 286. lin. 14. Schachten, an ſtatt Schlachten. p. 287. lin. 10. einer, an ſtatt eine. p. 316. lin. 6 gebieret, an ſtatt gebüret. p. 400. in der dritten Zeile von unten, auch, an ſtatt auf. p. 404. lin. 6. im, an ſtatt ein. p. 434. lin. 3. engmüthiges. p. 496. lin. 3. geübet werden, und in der vierten Zeile von unten: geſchützet, an ſtatt geſchnitzet.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

X VII.97 168

~~28~~ 30

43

71 –

112/3

304

352

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Maximus / Damm, Christian Tobias, / Wever, Arnold

Des Maximus Tyrius philosophische Reden

Berlin 1764

A.gr.b. 2312
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10236949-0
VD18 10544151